Landesbibliothek
Coburg

D. I. 7.
14077
~~23~~

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

Drei und zwanzigster Theil.

Berlin, 1794.
In der Vossischen Buchhandlung.

D I 7/11

Coburger Landes-Bücherei

Inhalt.

I. Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. (Fortsetzung.)

Kritik über die Gefangnen des Plautus. (Fortsetzung.) . . . . Seite 3.

Samuel Werenfels Rede zu Vertheidigung der Schauspiele. . . . . . — 33.

II. Auszug aus G. E. Lessings theatralischer Bibliothek.

Vorrede . . . . — 43.

1. Von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele . . . . — 52.

2. Leben Jacob Thomsons . . . . . — 65.

3. Ueber das Trauerspiel Virginia des Don Augustino de Montiano y Luyando . . . . — 95.

Inhalt.

4. Leben des Philipp Nericault Destouches . . . . Seite 101.
5. Ueber das Lustspiel, die Juden . — 113.
6. Von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind . . . . — 127.
7. Nachricht von Ludwig Riccoboni. — 265.
8. Geschichte der englischen Schaubühne. — 269.
9. Vorrede zu Jacob Thomsons Trauerspielen . . . . — 318.
10. Zwey Vorreden zu Diderots Theater — 328.

Anhang.

I. Einige Recensionen vom Jahre 1751 . . . . — 337.
II. Zwey Erzählungen.
1. Die Theilung . . . . — 401.
2. Der über uns . . . . — 403.

Beyträge
zur
Historie und Aufnahme
des Theaters.

(Fortsetzung.)

II.

Kritik über die Gefangnen des Plautus.

(Fortsetzung.)

Ich glaube, in diesem Briefe ist alles gesagt, was man nur immer zum Nachtheil des Plautus vorbringen kann. Und vielleicht meynen auch viele meiner Leser, daß Beschuldigungen darin vorkommen, die man nimmermehr beantworten könne, und wobey auch der eifrigste Vertheidiger dieses Dichters seinen Witz nur umsonst anwenden würde. Doch wir wollen sehen Alles was man wider ihn vorgebracht hat, bezieht sich auf drey Stücke. Kunst, Witz und Moral sind es, worin sich Plautus sehr tadelhaft soll bezeigt haben. Zu dem ersten gehören alle Einwürfe, die man ihm, besonders in diesem Lustspiele, wider die Einheit der Handlung, wider die Dauer, kurz wider die ganze mechanische Einrichtung seiner Stücke macht. Zu dem andern gehören seine seichten und nichts bedeutenden Scherze; und zu dem dritten einige unbehutsame und allzusaftige Stellen, welche man bey ihm will gefunden haben. Ich will bey dem letzten zuerst anfangen; und hoffe leicht damit zu Stande zu kommen, weil

ich gar nicht gesinnt bin, unsern Dichter in allen seinen Lustspielen deswegen zu entschuldigen, sondern bloß seine Gefangnen von diesem schimpflichen Vorwurfe zu befreyen suche. Ueberhaupt aber von den unkeuschen Stellen des Plautus zu urtheilen, sollte man wohl überlegen, daß vieles, was jetzt unsre Ohren auf die ärgerlichste Art beleidiget, zu seiner Zeit von ernsthaften Römern ganz gleichgültig konnte angehöret werden. Es ist die größte Ungerechtigkeit, die man gegen einen alten Schriftsteller ausüben kann, wenn man ihn nach den jetzigen feinern Sitten beurtheilen will. Man muß sich durchgängig an die Stelle seiner Zeitgenossen setzen, wenn man ihm nicht Fehler andichten will, welche bey ihm keine sind. Es war bey den alten Römern nichts gewöhnlicher, und nichts weniger anstößig, als Laster, welche offenbar im Schwange gingen, bey ihren rechten Namen zu nennen. Die Bühne war dazu, sie zu bestrafen. Was sich der Zuschauer nicht schämte zu thun, sollte sich das der Dichter schämen zu nennen? Dichter und Zuschauer waren also, wird man mir vorwerfen, im höchsten Grade unverschämt, und folglich im höchsten Grade lasterhaft. Allein, die Wahrheit zu gestehen, mit diesem folglich bin ich nicht sehr zufrieden. Ich weiß nicht, mit was für einem Rechte man die oft erzwungne Fertigkeit, bey Anhörung gewisser Worte,

bey Erblickung gewisser Gegenstände, roth und unwillig zu scheinen, unter die Tugenden setzen kann? Die Schamhaftigkeit in diesem Verstande ist oft nichts als die Schminke des Lasters. Uebrigens berufe ich mich auf alle die anstößigen Stellen, woraus man dem Plautus ein so großes Verbrechen macht, und behaupte, daß keine einzige auf eine Art abgefaßt sey, welche unschuldige Gemüther verführen könne. Sie sind insgesammt allzu rauh, und können nichts als Abscheu erwecken. Ja, ich müßte mich sehr irren, wenn man nicht von dem, was unsre feinern Köpfe das Schalkhafte zu nennen belieben, einen weit größern Schaden zu besorgen hätte. Das Gift, welches man uns unvermerkt einflößet, verfehlt seltner seine Wirkung, als das, welches man uns offenbar aufzudringen sucht. Doch ich will mich jetzt hierüber nicht weiter einlassen; genug, wenn ich nur zeigen kann, daß in den Gefangnen nicht das Geringste zu finden ist, dessen sich Plautus, auch wenn er in unsern Zeiten gelebt, zu schämen hätte. Ich habe in dem zweyten Stücke bey Gelegenheit gesagt: daß je gelehrter die Commentatores sind, je weniger Witz ließen sie dem Schriftsteller, den sie erklären wollen *). Jetzt will

*) Es scheint, als ob man meine Beschuldigung nur für einen bloßen Einfall angenommen habe; allein,

ich hinzusetzen, je gelehrter die Commentatores über unsern komischen Dichter seyn wollen, je mehr anstößige Stellen finden sie bey ihm. Zwey Oerter

wenn es darauf ankommen sollte, so wollte ich mit mehr als hundert Beyspielen die Wahrheit derselben bestärken. Eins davon habe ich allzu große Lust hier anzuführen, weil es mir gar zu besonders zu seyn scheint. Im ersten Auftritte des ersten Aufzuges des Curculio stehet ein Jüngling nebst seinem Knechte, und einigen andern, die er bey sich hat, neben einem Altare der Venus. Es ist noch ganz früh, und er spricht also, er möchte gern der Venus ein Frühstück zum Opfer bringen. Was denn? fragt der Knecht. Mich, dich, und diese alle, antwortet der Herr. Wie? spricht der Knecht, willst du, daß sich die Venus übergeben soll? Die Stelle selbst heißt so:

Ph. Me inferre Veneri vovi jam jentaculum.
Pa. Quid antepones Veneri a jentaculo?
Ph. Me, te, atque hosce omnes.
Pa. Num tu Venerem vomere vis?

Wer sieht nicht sogleich, daß der Knecht sagen will: wenn du uns ihr willst zum Frühstücke vorsetzen, so wird es ihr gewiß schlecht bekommen. Wir sind so ein niedlicher Bissen, daß sie sich nothwendig wird übergeben müssen. Der Einfall ist knechtisch, aber

aus gegenwärtigem Stücke, worin sie mir allesamt mehr zu sehen scheinen, als sie sehen sollten, mögen es beweisen. Allein, man wird fragen, was mich so

so deutlich, als er nur immer seyn kann. Gleichwohl will Tan. Faber uns in einem Briefe an Sarravium versichern, daß niemand diese Stelle verstanden habe, noch verstehen könne. Er habe lange gesonnen, was wohl dahinter stecken möge, und endlich wäre er auf den Einfall gekommen, sie in das Griechische zu übersetzen, woraus sie ohne Zweifel genommen wäre. Er habe es gethan, und endlich diesen sehr richtigen griechischen Vers heraus bekommen:

> Φ. ἐμε, σε και τουτους. Πα. την γουν Αφροδιτην θελης ἐμεσαι;

ὦ ποποι habe er ausgerufen, istuc ipsum est quod quaeris. Er meynt nehmlich, es sey hier ein bloßes Wortspiel zwischen ἐμε, σε und ἐμεσαι (vomere), welches von dem Plautus nicht sey bemerkt, und daher so unverständlich übersetzt worden. Wer bewundert nicht die Geschicklichkeit dieses Mannes, der aus einem noch ganz erträglichen Scherze des Plautus mit so vieler Gelehrsamkeit ein verdorbnes Wortspiel zu machen weiß! ὦ ποποι, rief ich aus, als ich es das erste mal las, wie kurzsichtig sind die Herren Kunstrichter, wenn sie am weitesten zu sehen glauben!

verwegen macht, der Einsicht so vieler gelehrten Kunstrichter meine Wenigkeit entgegen zu setzen, die man noch aus keinem einzigen lege meo periculo kennet? Ich muß es also nur gestehen, Plautus selbst. Er versichert uns in der Vorrede, daß in dem ganzen Stücke keine versus spurcidici immemorabiles wären; muß also nicht entweder Plautus selbst oder seine Ausleger lügen? Nothwendig; und wer kann es mir verdenken, daß ich lieber das Letzte glaube, da ohnedies in den streitigen Stellen ein so guter Verstand liegt, daß man gar nicht nöthig hat, zu solchen unzüchtigen Anspielungen seine Zuflucht zu nehmen. Wir wollen sie selbst ansehen. Die erste befindet sich im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges.

Heg. Esurire mihi videre.
Erg. Mihi quidem esurio non tibi.
Heg. Tuo arbitratu facile patior.
Erg. Credo, consuetus puer.
Heg. Jupiter te Dique perdant.

Die mittelste Zeile hatte ich in meiner Uebersetzung aus den schon angeführten Ursachen (s. Th. XXII. S. 350. Anmerk.) weggelassen; jetzt aber will ich zeigen, daß sie gar nichts Böses in sich hält. Man sieht wohl, daß das Wort *patior* den Verdacht einzig und allein erweckt hat. Doch ich will nur

die ganze Stelle übersetzen, und ich glaube, man wird dem Plautus Recht widerfahren lassen.

Heg. Du bist mir also hungrig, wie es scheint.
Erg. Ich bin mir hungrig und nicht dir.
Heg. Meinetwegen, ich kann es zufrieden seyn.
Erg. O, das weiß ich wohl, du bist von Jugend auf ein Mensch gewesen, dem es eben so nahe nicht gegangen ist, wenn einen ehrlichen Kerl hungerte.
Heg. Ey, hol dich der — —

Ich habe mit Fleiß etwas weitläuftig übersetzt, damit man es desto deutlicher einsehen möge, was ich für einen Sinn darin finde. Aus dem Fluche des Hegio ist gar nichts zu schließen. Denn dieser ist nur verdrießlich, daß ihn Ergasilus einer solchen Unempfindlichkeit und Kargheit beschuldigen will. Die andre Stelle, die ich nun zu entschuldigen habe, ist in dem zweyten Auftritte des letzten Aufzuges. Hegio sagt zu seinem verlaufnen Knechte:

Bene morigerus fuit puer: nunc non decet.

Hier ist es offenbar das arme Wort morigerus, welches unsre keuschen Kunstrichter aufmerksam gemacht hat. Ich läugne gar nicht, daß es dann und wann nicht eine schlimme Bedeutung habe; allein hier nur findet sie nicht Statt, weil Hegio nichts weniger als mit seinem Knechte Possen treiben will.

Ich habe es in meiner Uebersetzung so gegeben, daß mein Gegner selbst gestehet, er zweifle, ob Plautus so etwas Schändliches dabey gedacht habe, als es ihm seine Ausleger, und der französische Uebersetzer Herr Coste, Schuld geben. Sind aber diese beyden angeführten Stellen unschuldig, so wird man auch in dem ganzen Stücke kein einziges Wort finden, welches nur im geringsten der schärfsten Moral entgegen sey.

Ich komme zu der andern Art von Fehlern, die man häufig bey dem Plautus finden will, und deren mein Gegner auch einige in seinen Gefangnen aufgetrieben hat. Diese sind seine nichtsbedeutenden Scherze, deren Grund meistentheils ein Wortspiel ist. Ich gebe es zu, die Lustspiele des Plautus sind davon voll; nur das kann ich nicht zugeben, daß man daraus auf den übeln Geschmack dieses Dichters schließen will. Ich muß mich geschwind deutlicher erklären; denn ich bin sonst in Gefahr, daß meine Leser mir selbst einen sehr nichtswürdigen Geschmack zuschreiben werden. Ich rede gar nicht dem eingeschränkten Witze das Wort, welcher seine Scherze und Einfälle bloß aus dem Gleichlaute oder der Zweydeutigkeit der Worte nimmt. Dieser kindische Weg, sinnreich zu scheinen, ist allen Schriftstellern eine Schande, besonders aber dem Dichter, als bey dem die wahre Scharfsinnigkeit am meisten

gesucht und am leichtesten vermißt wird. Ich muß gleich meine Einschränkung hinzusetzen, damit ich mir nicht zu widersprechen scheine: Wortspiele, behaupte ich also, beschimpfen den Dichter, als Dichter, nicht aber als Nachahmer geringer Personen. Alle Gedichte, wie bekannt ist, theilen sich in zwey Arten: in Gedichte, wo der Dichter redet, und in Gedichte, wo er Andre reden läßt. Man kann, wenn man will, die dritte Art hinzusetzen, welche die beyden vorigen Fälle verbindet. In der ersten Art, wohin besonders Oden und Lehrgedichte zu rechnen sind, ist der geringste Schein eines Wortspiels unerträglich. In der Ode ist es, wo er die Sprache der Götter reden, und das Erhabne in Gedanken, Ausdruck und Ordnung herrschen lassen soll. Das Menschliche will ihm schon darin nicht anstehen, geschweige das Pöbelhafte. Und was ist pöbelhafter als Wortspiele? In den Lehrgedichten muß er die Vernunft mehr mit Gedanken zu überschütten, als das Ohr zu kitzeln suchen. Man tadelt ihn schon, und das mit Recht, wenn er uns wenig denken läßt; wie vielmehr wird er zu tadeln seyn, wenn er uns gar nichts denken läßt! Und was kann man bey einem Wortspiele je denken? Ganz anders aber ist es in der Art von Gedichten, wo der Dichter Personen von verschiedner Gattung redend aufführet; ich meyne in den dramatischen. Hier ist es seine vor-

nehmste Pflicht, die Personen zu schildern wie sie sind, und sie dasjenige sagen zu lassen, was sie nach ihrem Stande und nach ihrer Gemüthsart sagen können. Diejenigen von den dramatischen Gedichten aber, die zu meinem Zwecke gehören, etwas näher zu betrachten — was für Personen hat denn ein komischer Dichter in seinen Stücken zu schildern? Von was für Stande, und von welcher Gemüthsart sind sie meistentheils? Hierauf muß man mit Unterschied antworten. Die Alten führten in ihren Lustspielen durchgängig Leute vom niedrigen Stande auf, die, in dem ersten Alter der griechischen Komödie, alle entweder strafbar oder lächerlich seyn mußten; gute und ernsthafte Personen waren gänzlich davon ausgeschlossen, ihre Stelle aber vertrat dann und wann der Chor, wenn es der Dichter nehmlich für nöthig hielt, den Zuschauern eine Moral beyzubringen, die in dem Munde einer strafbaren oder lächerlichen Person ihren Werth verloren hätte. Da aber in den letztern Zeiten die Komödie den Chor abschaffen mußte, weil er sich allzu viel Freyheit angemaßt hatte, so wurden die Dichter genöthiget, in ihre Stücke auch gute und ernsthafte Charaktere zu mischen, weil sie sonst unmöglich ihren letzten Zweck, die Besserung der Zuschauer, würden erhalten haben. Wir finden dergleichen Charaktere häufig bey dem Plautus und Terentius, die

einzigen Muster, die uns das Alterthum von dem verbesserten Schauspiele hinterlassen hat; und bey dem letztern noch häufiger als bey dem ersten. Wenn man aber alle, die uns sowohl bey dem einen als bey dem andern vorkommen, genau betrachtet, so wird man finden, daß sie sich niemals, so gut und ernsthaft sie auch sind, über den Stand komischer Personen, welches aufs höchste bey den Alten der mittlere Stand war *), erheben; das ist, sie sind

*) Daß die Alten in der That diejenigen Stücke, worin Leute von Stande vorkamen, obgleich ihr Inhalt vollkommen komisch war, gleichwohl nicht Komödien genannt, ist aus dem Vorredner des Amphitruo deutlich zu beweisen.

Faciam ut commista sit *Tragico-comoedia:*
Nam me perpetuo facere ut sit *Comoedia,*
Reges quo veniant et Di, non par arbitror.
Quid igitur? Quoniam hic *servos* quoque partes habet,
Faciam ut commista sit *Tragico-comoedia.*

Es würde sich nicht schicken, spricht Plautus, wenn ich dieses Stück, worin Götter und vornehme Leute (denn so ist das Wort Reges hier zu übersetzen) vorkommen, eine Komödie nennen wollte; es würde sich aber auch nicht schicken, wenn ich ihm den Namen einer Tragödie beylegte, weil auch Personen von ge-

so beschaffen, daß weder ein erhabner Geist, noch ein edles Herz dazu erfordert wird, als wahre Muster von dem, was wir im gemeinen Leben gute Leute zu nennen pflegen. Diese nun, und alle geringere Sorten von Menschen, muß man sich vorstellen, wenn man die Muster des komischen Ausdrucks und des komischen Scherzes haben will. Der letztere gehört für jetzt zu meinem Zwecke. Wie scherzen Leute, welche Glück und Auferziehung an die niedrigste Stelle gesetzt hat? Nicht selten strafbar, oft grob und fast allezeit mit Wortspielen. Und eben so scherzen des Plautus Knechte. Ist er aber zu tadeln, daß er seine Urbilder allzuwohl ge-

ringem Stande darin auftreten; ich will es also, um weder auf der einen noch auf der andern Seite zu verstoßen, eine Tragikomödie nennen. Wie sehr weicht folglich die Bedeutung, die wir jetzt diesem Worte geben, von der ab, welche die Alten damit zu verbinden pflegten. Ich will aber damit nicht sagen, als ob die Neuern nicht Grund gehabt hätten, in Benennung ihrer Stücke mehr auf den Inhalt als die Personen zu sehen; sondern ich will nur zeigen, daß die Alten Leute von Stande und wichtigen Bedienungen durchaus aus ihren Lustspielen ausgeschlossen, und sich die niedrigsten Sorten von Menschen darin aufzuführen begnügt haben.

troffen hat? Oder würde er nicht vielmehr zu tadeln seyn, wenn er ihnen seinen Witz geliehen hätte, und sie Artigkeiten sagen ließe, die kein Römer von seinen Knechten zu hören gewohnt war? Ich will es durch ein Beyspiel erläutern. Vt pictura poëſis erit. Wer kennt nicht die saubern Gemälde auf den französischen Spielkarten? Gesetzt, es kömmt einem Künstler ein, einen König daraus in aller seiner Herrlichkeit in einem Quodlibet anzubringen; und es giebt allerdings große Künstler, die ein Vergnügen finden, in Nachahmung gewisser Kleinigkeiten ihre Stärke zu zeigen. Nicht wahr, wir loben ihn, wenn er eben die groben Züge, eben die unförmliche Zeichnung, und eben die Aufeinanderkleckung widriger Farben desto ähnlicher herausbringt, je mehr Zwang er seiner Hand und seinem Geschmack bey der Arbeit hat anthun müssen? Lächerlich aber würde er seine Geschicklichkeit machen, wenn er uns einen majestätischen Körper, eine erhabene Gesichtsbildung, und einen gewählten Schmuck auf einem Blatte vorstellte, das seine ganze Schönheit von der Aehnlichkeit erlangt, und nothwendig schlecht seyn muß, wenn es ähnlich seyn soll. Warum urtheilt man also nicht auf gleiche Art von dem komischen Dichter? Warum lobt man nicht den Plautus, dessen Knechte denken und reden, wie Knechte denken und reden können? Und warum

tadelt man nicht einen Marivaux, dessen Bediente zwar Bediente sind, aber Bediente aus einer Marivauxischen Welt, nimmermehr aber aus der unsrigen? Ja, wendet man ein, gesetzt auch, Plautus habe in dieser genauen Nachahmung viel Kunst erwiesen, so ist er doch deswegen zu tadeln, daß er sich so schlechte Vorbilder gewählt hat. Doch hierin entschuldiget ihn genugsam die damalige Einrichtung des Lustspiels, nach welcher er der Knechte unmöglich entbehren konnte, die, theils als geborne Sklaven, theils als gefangne oder erkaufte Barbaren, noch weit unter unsre Bedienten zu setzen sind, und also auch das Recht haben, noch gröber zu denken und noch ungeschickter zu scherzen. Nach den Knechten hat Plautus besonders noch eine andre Art von Personen, die oft nicht weniger abgeschmackt spaßen und größtentheils durch Wortspiele witzig seyn wollen. Dieses sind die Schmarotzer, Leute, denen ihre Einfälle statt der Renten waren, und die von ihren Possen leben mußten. Allein, in diesen Charakteren sind die schlechten Scherze des Plautus nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar zu loben. Es war seine Absicht, diese Lustigmacher verhaßt zu machen. Würde er sie aber erreicht haben, wenn er ihnen einen wahren Witz und einen feinen Geist beygelegt hätte? Nimmermehr. Ihre Verdienste waren, daß sie Ohrfeigen leiden konnten,

daß

daß sie sich zu den schimpflichsten Verrichtungen brauchen ließen, daß sie von wunderbarer Gefräßigkeit waren, und Leute dann und wann zu lachen machen konnten, die bey feinen Scherzen gegähnt hätten. Wäre es also nicht strafbar gewesen, wenn er ihnen durch eine feine Art zu denken, bey seinen Zuschauern eine Art von Hochachtung zuwege gebracht hätte, die sie gar nicht verdienten? Zum Exempel, ein Maler wollte einen Affen malen, der über die Farben seines Herrn gerathen, und mit dem Pinsel eben das zu machen suchte, was er oft hat machen sehen. Würde der Maler wohl unter der Pfote des Affen das Gesicht eines liebenswürdigen Frauenzimmers entstehen lassen? oder würde er nicht vielmehr durch das, was er den Affen malen läßt, auszudrücken suchen, daß es in der That ein Affe gemalt habe?

Wenn man also aus den Lustspielen des Plautus die Knechte und Parasiten wegnimmt, so werden in der That wenig oder gar keine schlechten Scherze übrig bleiben. Es ist nicht wahr, daß er sie bey aller Gelegenheit anzubringen sucht; er weiß seine Personen vortrefflich zu unterscheiden, und legt niemals einem Freygebornen Reden in den Mund, die man nur einem Knechte zu gute halten würde. Seine lächerlichen Alten nehme ich aus, wenn ihnen eine ausschweifende Liebe das Vorrecht

giebt, närrischer als andre ihres gleichen zu denken und zu handeln. Mit was für Ernst hat er nicht, zum Exempel, in dem Lustspiele Trinummus, einen vernünftigen Vater in dem Philto, einen gehorsamen Sohn in dem Lysiteles, einen uneigennützigen Freund in dem Callicles geschildert? Mit was für Anständigkeit sind die Muster getreuer Weiber Panegyris und Pinacium in dem Stichus, mit was für Vorsichtigkeit die Tochter des Parasiten in der Persianerin gebildet? In diesen und dergleichen Charakteren, deren in seinen meisten Stücken einige vorkommen, zeige man mir das geringste Abgeschmackte, den geringsten anstößigen Scherz; und alsdann will ich es einräumen, daß Plautus nichts als ein ungeschickter Lustigmacher ist, der zu seinen Possen weder Zeit noch Personen zu wählen weiß. Wenn aber sein Witz nur da seicht ist, wo er seicht seyn muß, wenn er nicht damit zu prahlen sucht, und ihn nicht, der Natur zum Trotz, an unwürdige Gegenstände verschwendet, so muß man ihn nothwendig, wenn man billig urtheilen will, den meisten neuern Dichtern unendlich vorziehen, die in allen Kleinigkeiten so viel Geistiges anbringen, daß sie das Körperliche ihres Gedichts gar darüber aus der Acht lassen.

Wenn mein Gegner geglaubt hat, daß ich, die seichten Scherze des Plautus zu entschuldigen, einen

nach dem andern vornehmen und etwas Schönes daraus zu zwingen suchen würde, so hat er sich sehr geirrt. Ich entschuldige sie nicht an sich selber, sondern in Betrachtung auf das Ganze, und in Ansehung der getroffnen Natur. Beinahe eben so werde ich es mit den übrigen Fehlern, die er ihm vorwirft, machen, ob sie gleich etwas mehr auf sich zu haben scheinen. Die Fehler nehmlich wider die mechanische Einrichtung sind es, welche die Gefangnen in seinen Augen am meisten unwürdig machen, den Namen des schönsten Stückes, das jemals auf das Theater gekommen ist, zu verdienen. Ich will sie etwas näher betrachten.

Der erste davon ist, daß Plautus wider die Einheit der Handlung soll verstoßen haben. Ich wundre mich, daß es mein Gegner gewagt hat, diesen Vorwurf zu machen, da er selbst mit dem Racine glaubt, daß Plautus größtentheils durch den einfachen Stoff, den er auf eine recht wunderbare Weise in seinen Stücken aus einander zu setzen, und, ohne ihn zu verdoppeln, zu erweitern weiß, die großen Lobeserhebungen, die ihm die Alten ertheilet, verdienet habe. Doch dieses zeigt, daß er lieber selbst zu urtheilen, als nach andern Urtheilen sich zu richten gewohnt ist. Es scheint mir aber, daß er hier zu scharf urtheilet. Wahr ist es, die Handlung würde nicht unvollständig seyn, wenn auch

Tyndarus nicht ein Sohn des Hegio wäre; allein es würde ihr eine Eigenschaft fehlen, welche de la Motte zu einer besondern Einheit gemacht hat, ob sie gleich eigentlich mit zur Einheit der Handlung gehört. Diese ist die Einheit des Antheils, oder, wie er sie in seiner Sprache nennet, l'unité de l'intérêt. Ist es nicht wahr, die Zuschauer würden mißvergnügt aus dem Schauplatze gegangen seyn, wenn nicht ein Mensch von so edlen Gesinnungen, als Tyndarus ist, nach allem seinen Unglücke, in das ihn nur sein großes Herz gestürzt hat, nichts als ein Sklav geblieben wäre? Wäre es billig gewesen, daß bey dem Schlusse des Stückes alle spielende Personen Ursache gehabt hätten, sich zu erfreuen, und nur die liebenswürdigste nicht? Stalagmus hat zwar auch nicht Ursache sich zu freuen; allein Stalagmus ist ein Verbrecher und mit dem Tyndarus in keine Vergleichung zu stellen. Daß aber diese Episode dem Zuschauer ganz fremd seyn würde, wenn ihm der Dichter in dem Vorredner nicht Nachricht davon gegeben hätte, glaube ich nicht. Ich bin vielmehr gewiß, daß jeder, der in den theatralischen Verwickelungen nur ein klein wenig Erfahrung hat, sich dieser Veränderung zum voraus versehen würde, wenn er den Prolog auch vorher nicht gelesen hätte. Denn dadurch ist sie schon genug vorbereitet, daß der Dichter den Hegio

in dem Stücke selbst, in dem letzten Auftritte des dritten Aufzuges, sagen läßt: Einen Sohn habe ich schon verloren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts noch des Sohnes wieder habhaft werden können. Der andre nun ist auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schicksal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, sie zu verlieren? Hätte Hegio diesen entführten Sohn nicht bald wiederfinden sollen, so wäre der Dichter sehr grausam gewesen, wenn er ihn ohne Noth unglücklicher gemacht hätte. Denn ein Vater, der dieses Unglück nicht gehabt, hätte hier eben die Dienste gethan. Es ist aber als eine große Schönheit an dem Plautus zu rühmen, daß er unvermuthete Fälle, die er anzubringen gedenkt, auf eine so feine Art vorbereitet, daß sie die Annehmlichkeiten der Ueberraschung nicht verlieren. Viele von den neuen theatralischen Dichtern machen ihre Vorbereitungen auf eine so grobe Art, daß sie auch den dümmsten Zuschauer alles vorher sehen lassen. Der Prolog mag also bey den Alten ein nothwendiger Theil der Komödie seyn oder nicht; Plautus ist in beyden Fällen wegen Verdoppelung der Handlung außer Schuld.

Es wäre einigermaßen gut, wenn ich ihn auch wegen der Einheit der Zeit so leicht vertheidigen

könnte. Allein mein Gegner ist mir hierin überlegen, und hat es allzudeutlich erwiesen, daß der gute Dichter allzugeschwind gegangen ist. Alles, was ich folglich thun kann, ist, daß ich einige Anmerkungen anbringe, die das Verbrechen verkleinern, wenn sie es nicht gänzlich ablehnen können. Erstlich ist es falsch, daß die beyden Oerter, der Ort, wo der Schauplatz ist, und der Ort, wohin Philokrates reiset, den Philopolemus frey zu machen, nach der Rechnung meines Gegners, zwölf deutsche Meilen von einander gelegen haben. Die Rechnung, an und für sich selbst, ist zwar richtig; allein an den Suppositionen derselben habe ich vieles auszusetzen. Der Schauplatz ist in Aetolien; so viel ist gewiß. Woher weiß man aber, daß der Ort, wo ihn Plautus hin verlegt, Calydon sey? Kömmt in dem ganzen Stücke die geringste Spur davon vor? Da sich mein Gegner auf nichts zu gründen hat, warum hat er nicht lieber einen Ort ganz auf den Gränzen von Aetolien dazu erwählt? Was nun den Ort anbelangt, wohin Philokrates reiset, so nennt ihn Plautus Elis. Was für Ursache aber hat man, zu glauben, daß Plautus die Hauptstadt der Provinz dieses Namens meyne? Kann er nicht vielmehr die ganze Provinz verstehen wollen, so daß er es uns frey stellet, den nächsten den besten Ort in Gedanken zu haben? Wenn man also dem Dichter

nicht ohne Noth allzugroße Ungereimtheiten aufbürden will, so nehme man ein Paar Gränzörter, die aufs höchste etliche deutsche Meilen von einander liegen können. Alsdann könnte Philokrates diese Reise ganz gemächlich in einem Tage gethan haben, da es ohnedies eine Reise zu Wasser, wahrscheinlicher Weise über den korinthischen Meerbusen, war. Freylich, wenn man mit aller Gewalt Schwierigkeiten machen will, so kann man sich auch hier einbilden, daß an dem Tage gleich vielleicht contrairer Wind könne gewesen seyn, und alsdann kömmt Plautus gewiß zu kurz. Zum andern: gesetzt, wie ich selbst dafür halte, Plautus habe die Rückkunft allzusehr beschleunigt, man mag die beyden Oerter so nahe beysammen annehmen als man will; so finde ich doch hierin nichts als ein Vergehen, das er mit hundert alten und neuen Dichtern gemein hat. In wie vielen theatralischen Stücken erfordert die Handlung, wenn sie wirklich geschehen soll, nicht weit mehr Zeit als die Vorstellung derselben vorbringt, wo die vier und zwanzig Stunden zu gar keiner Entschuldigung dienen können? Corneille hat in seiner dritten Abhandlung genugsame Exempel davon angeführt, und ich kann mich um so viel besser darauf beziehen, da es gleich die Abhandlung ist, welche unsre Leser in eben diesem Stücke übersetzt finden. Zuschauer, welche keine Kunstrichter sind (denn

diese sind immer allzu scharfsichtig, als daß sie nicht einen großen Theil von dem Vergnügen, welches sie aus der Vorstellung eines Schauspiels ziehen, verlieren sollten), lassen sich von der Hitze der Handlung fortreißen, und ich bin gewiß, die meisten Römer werden diese Uebereilung des Plautus nicht bemerkt, wenigstens nicht angemerkt haben. Drittens muß ich nicht anzuführen vergessen, daß es deutlich erhellet, Plautus habe diese Schwierigkeiten selbst eingesehen, daher er sie auch so klein und unmerklich, als immer möglich, zu machen gesucht hat. Er läßt die Reise zu Wasser und dazu auf einem Jachtschiffe geschehen, und, was das vornehmste ist, so bestimmt er beyde Oerter nur ganz allgemein. Aetolia haec est, spricht der Parasit im ersten Auftritte. Meinem Gegner scheint diese Nachricht lächerlich, und sie würde mir es selbst scheinen, wenn ich nicht einen feinen Kunstgriff dahinter zu finden glaubte. Er will seinen Zuschauern vielleicht die Gelegenheit benehmen, auf einen gewissen Ort zu fallen, der leicht einer seyn könnte, der zu weit von Elis entfernt wäre. Corneille schreibt, in der angeführten Abhandlung, einem gleichen Kunstgriff in Ansehung der Einheit des Orts vielen Nutzen zu. In den Stücken nehmlich, wo es unmöglich ist, daß der Schauplatz an einem Orte bleiben kann, solle man nur den allgemeinen

Ort, z. E. Paris, Lyon, niemals aber den besondern, dieses oder jenes Haus, dieses oder jenes Zimmer nennen, damit der Zuschauer die Veränderung der Bühne nicht so leicht bemerken könne. Und eben dieses wollte ich, nach Veranlassung des Plautus, in Ansehung der Einheit der Zeit rathen. Wenn es nehmlich der Inhalt des Stücks nothwendig erfordert, daß eine Person an einen Ort verschickt werden muß, der nicht anders als etwas entfernt von dem Orte der Bühne seyn kann, so ist es gut, daß man keinen von den Oertern insbesondre nennt, wenn es nehmlich wahre Oerter sind. Will man sich diese Freyheit nicht nehmen, so wird man hundert Materien, die auf dem Theater eine vortreffliche Wirkung thun würden, nicht darauf bringen können. Zum Beweise können die Gefangenen selbst seyn. Mehr weiß ich in der That nicht in diesem Punkte zum Vortheile meines Dichters beyzubringen; ich glaube aber doch, daß es genug seyn wird, zu zeigen, daß er nur alsdann einige kleine Schönheiten der Kunst aus den Augen gesetzt hat, wenn er größern und wesentlichern Schönheiten hat Platz machen wollen.

Ich will mich zu einigen andern kleinern Vorwürfen meines Gegners wenden. Die so genannten Aparte sind ihm sehr anstößig, und sie müssen es allen Leuten von Geschmack seyn. Doch haben sie

auf den Theatern der Alten nicht so viel Unwahrscheinliches gehabt, als sie bey uns haben. Die Bühne der Römer war von einer besondern Größe, daß es ganz wahrscheinlich war, daß eine Person die andre nicht hörte, wenn diese auf der, und jene auf dieser Seite stand. Zum Exempel, der zweyte Auftritt des vierten Aufzuges ist der natürlichste eben nicht. Ergasilus ist vorn auf der Bühne, das Haus des Hegio ist in dem hintern Theile des Theaters; er hatte also, nach der Größe der römischen Bühne, noch Schritte genug bis dahin zu machen, und er konnte noch von vielen auf seinem Wege aufgehalten werden. Zwar ist es uns etwas Seltsames, daß er, da er so sehr eilen will, gleichwohl so viel unnützes Zeug immer auf einem Platze spricht; ich vermuthe aber, daß dieses bey den geschäftig müßigen Knechten der Römer ganz wohl als eine feine Satire wird Platz gefunden haben.

Das was mein Gegner wider die Person des Stalagmus sagt, gründet sich größtentheils auf das, was er wider die Einheit der Handlung eingewendet hat, und in so weit habe ich schon darauf geantwortet. Die Gegenwart des Stalagmus wurde nothwendig erfordert, wenn Tyndarus für den Sohn des Hegio sollte erkannt werden; daß aber dieses nothwendig war, habe ich aus seinem Charakter gezeigt: und Stalagmus fällt also nicht

vom Himmel. Daß aber mein Gegner nicht begreifen kann, wer ihn wieder zurückbringt, das wundert mich. Wahr ist es, von sich selbst wiederzukommen, hatte er keine Ursache; Philokrat konnte ihn auch nicht mit Gewalt wieder mitgenommen haben, weil er ihn nicht einmal kannte. Allein war denn nicht Philopolemus in Elis? Konnte ihn der nicht während seiner Gefangenschaft entdeckt haben? Und als ein Knecht seines Vaters, als einen Räuber seines Bruders, hatte er Recht, ihn auch wider seinen Willen mit sich fortzuschleppen.

Die Stelle, da Tyndarus zum Schlusse des Stücks sagt: Nun besinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es ist mir, als ob ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße, ist in der That etwas übertrieben, wenn Tyndarus damit sagen will, daß er es in den ersten vier Jahren seiner Kindheit, als er noch in seines Vaters Hause gewesen, gehört habe. Allein kann er es denn nicht in Elis einmal von seinem Herrn gehört haben, dem es Stalagmus vielleicht entdeckte, als er mit ihm den Handel traf? Stalagmus aber hat es ohne Gefahr entdecken können, da die Aetolier und Elienser oft in Krieg mit einander verwickelt waren, und also entlaufene Sklaven einander wohl schwerlich auslieferten. Wie vieles läßt sich entschuldigen, wenn man es nur nicht immer auf der schlimmsten Seite ansieht!

Daß der Schmarotzer in drey Aufzügen allemal der erste auf der Bühne ist, wird wohl wenigen anstößig seyn. Wenigstens sind die Kunstrichter, Gott sey Dank, so weit noch nicht gegangen, daß sie Regeln festgesetzt hätten, in welcher Ordnung die Personen auf- und abtreten sollten. Wer weiß zwar, was bald geschehen wird, da man jetzt ohnedies die geringsten Kleinigkeiten in der Poesie auf einen metaphysischen Fuß zu setzen bemühet ist? Ich will in Voraus viel Glück dazu wünschen. Daß übrigens Plautus die Parasiten dazu gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben, ist ein sehr artiger Einfall, der aber vielleicht mehr Wahrheit haben würde, wenn man ihn umkehrte, und sagte, daß der Arlequin der neuern komischen Dichter ohne Zweifel aus der Person der Parasiten bey den Alten entstanden sey.

Ich will gern glauben, daß die Beschuldigungen meines Gegners, ungeachtet alles dessen, was ich darauf zu antworten für gut befunden habe, in vielen Stücken noch ihre Kraft behalten werden. Ich bin auch nicht so blind, daß ich an meinem Dichter nicht hier und da einige Unregelmäßigkeiten, einige üble Scherze und dergleichen sehen sollte; ich sehe sie sogar in den Gefangnen selbst. Gleichwohl sind sie viel zu geringe, als daß ich mein Urtheil widerrufen sollte, daß dieses Stück

das schönste sey, welches jemals auf das Theater gekommen ist. Ich will es kurz anzeigen, worauf ich mich gründe.

Ich nenne das schönste Lustspiel nicht dasjenige, welches am wahrscheinlichsten und regelmäßigsten ist, nicht das, welches die sinnreichsten Gedanken, die artigsten Einfälle, die angenehmsten Scherze, die künstlichsten Verwickelungen, und die natürlichsten Auflösungen hat: sondern das schönste Lustspiel nenne ich dasjenige, welches seiner Absicht am nächsten kömmt, zumal wenn es die angeführten Schönheiten größtentheils auch besitzt. Was ist aber die Absicht der Komödie? Die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern. Die Mittel, die sie dazu anwendet, sind, daß sie das Laster verhaßt, und die Tugend liebenswürdig vorstellt. Weil aber diese allzu verderbt sind, als daß dieses Mittel bey ihnen anschlagen sollte, so hat sie noch ein kräftigers, wenn sie nehmlich das Laster allezeit unglücklich und die Tugend am Ende glücklich seyn läßt; denn Furcht und Hoffnung thun bey den verderbten Menschen allezeit mehr als Scham und Ehrliebe. Wahr ist es, die meisten komischen Dichter haben gemeiniglich nur das erste Mittel angewendet; allein daher kömmt es auch, daß ihre Stücke mehr ergötzen als fruchten. Plautus sah es ein; er bestrebte sich also, in den Gefangnen ein

Stück zu liefern, ubi boni meliores fiant, da er seine übrigen Spiele den Zuschauern nur durch ein ridicula res est anpreisen konnte. Es ist ihm als einem Meister geglückt, und so, daß ihn niemand übertroffen hat. Wenn man überzeugt seyn will, wie liebenswürdig die Tugend geschildert sey, so darf man auch nur den dritten Auftritt des zweyten Aufzuges lesen. Jeder, wer eine empfindliche Seele besitzt, wird mit dem Hegio sagen: Was für großmüthige Seelen! Sie pressen mir Thränen aus. Noch schöner aber ist der fünfte Auftritt des dritten Aufzuges. Wer die Tugend und das göttliche Vergnügen, welches sie über die Seele ergießt, kennet und empfunden hat, würde gewiß niemand anders als Tyndarus seyn wollen, wenn er bey gleichen Umständen die Wahl hätte, eine von den daselbst vorkommenden Personen zu seyn, und würde das Unglück, das ihm droht, gegen die Freude, die er aus seiner löblich vollbrachten That schöpfet, wenig achten. Noch weit kräftiger aber wirken die Reitzungen seiner Tugend, da er zuletzt glücklich wird. Ich wollte wünschen, daß dem guten Plautus nicht einige Zeilen entwischt wären, die seinen Charakter, da er nunmehr sein Glück weiß, etwas hart machen:

Tynd. At ego hunc grandis grandem natu ob furtum ad carnificem dabo.
Ph. Meritus est. *Tynd.* Ego edepol huic meritam mercedem dabo.

Er sagt diese Drohungen zwar dem ärgsten Bösewichte; doch würden sie, sollte ich meynen, in eines Andern Munde anständiger gewesen seyn. Die Rache ist keine Zierde für eine große Seele. Was für ein Lob endlich verdient nicht Plautus, daß er die gereinigte Moral, welche durch das ganze Stück herrscht, nicht durch den allzuzärtlichen Affect der Liebe geschwächt hat! Wie viel hat er hierin Nachfolger? Keinen. Wie groß aber würde der Nutzen seyn, wenn man ihm gefolgt wäre? Unendlich. Alsdann würde der Schauplatz in der allereigentlichsten Bedeutung die Schule guter Sitten geworden seyn. Ich habe oben gesagt, daß in den Lustspielen der Alten auch die besten Personen nur solche wären, die weder einen erhabnen Geist noch ein edles Herz verlangten. Die Gefangnen des Plautus muß man hiervon ausnehmen, worin er den nach ihm folgenden Dichtern das erste Muster gegeben hat, wie das Lustspiel durch erhabne Gesinnungen zu veredeln sey. Wie gut wäre es, wenn sie ihm treuer gefolgt wären!

Ich bleibe also dabey, daß die Gefangenen das schönste Stück sind, das jemals auf die Bühne gekommen ist, und zwar aus keiner andern Ursache, welches ich nochmals wiederholen will, als weil es der Absicht der Lustspiele am nächsten kömmt, und auch mit den übrigen zufälligen Schönheiten reichlich versehen ist. Diese sollte ich nun umständlich entwickeln, und ihren innerlichen Werth festsetzen; ich bin aber auf den Einfall gekommen, sie lieber in einer Nachahmung empfindlich zu machen. Ich will meinen Lesern nicht voraus sagen, von welcher Art diese Nachahmung seyn soll; genug, daß ich sie in einem der nächsten Stücke liefere *).

*) Lessing hat dieses Versprechen unerfüllt gelassen.

III. Samuel

III.

Samuel Werenfels Rede zu Vertheidigung der Schauspiele. Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von M. Immanuel Friedr. Gregorius aus Camenz.

Wittenberg, 1750. in 4to, auf 40 Seiten.

Diese Rede des berühmten Werenfels ist in ihrer Grundsprache ein lesenswürdiges Stück. Sie ist nicht eine Vertheidigung der Schauspiele überhaupt, sondern nur in so fern sie in Schulen aufgeführt zu werden verdienen. Nach einem kurzen Eingange, in welchem er die Wichtigkeit seiner Materie darthut, und von der Annehmlichkeit der Schauspiele, die von niemanden in Zweifel gezogen wird, redet, kömmt er auf seinen Hauptsatz, und zeiget auf eine doppelte Art, was sie für einen unwidersprechlichen Nutzen bey der Jugend haben können. Er betrachtet sie erstlich, in wie fern sie den Zuschauern

nutzen; er redet von der Kenntniß der Menschen, von der Verabscheuung des Lasters, von der Liebe zur Tugend, wozu sie uns die vortrefflichsten Anleitungen geben, und weiset zugleich, daß diese Anleitungen in der lebhaften Abschilderung wahrscheinlicher Gemüthsarten, in der Vorstellung einnehmender Begebenheiten, und in der Anführung wichtiger Sittensprüche liegen können. Doch nicht genug, daß sie uns zu tugendhaften Menschen machen, sie können auch unsre Wissenschaften vermehren und unsre Fähigkeiten stärken. Die merkwürdigsten Exempel der Historie, die ernsthaftesten Wahrheiten der Weltweisheit, ja selbst die Streitigkeiten unterschiedner Religionen, können auf das nachdrücklichste darin vorgestellt werden. Und was die Beredsamkeit für Nahrung in denselben finde, haben die größten Meister derselben, alter und neuer Zeit, bewiesen. Eben so richtig finden wir den Nutzen der Schauspiele, wenn wir uns, andern Theils, an die Stelle derer, die sie selbst vorstellen, setzen. Diese nehmen nicht allein an allen den angeführten Vortheilen der Zuhörer Theil, sondern sie stärken auch dadurch ihr Gedächtniß, welches nothwendig in der Jugend geschehen muß, und üben sich in der körperlichen Beredsamkeit, welche, nach des Demosthenes eignem Ausspruche, die vornehmste Eigenschaft eines Redners ist. Alles dieses führt unser

Redner auf eine würdige Art aus, und zeigt zum Ueberflusse, daß die größten Schulmänner, ein Johann Sturm und ein Comenius, und, welche in dieser Sache kein geringeres Ansehen haben, die Glieder der Gesellschaft Jesu selbst, die Nothwendigkeit der Schauspiele in den Schulen erkannt haben.

Dieses, was wir anführen, ist nichts als der trockne Inhalt. Wenn unsre Leser von der Vortrefflichkeit der Ausführung urtheilen wollen, so müssen sie das Original selbst, oder eine getreuere Uebersetzung, als die gegenwärtige ist, zu Rathe ziehen. Es ist ein Glück, daß uns diese nicht fehlt. Schon vor einigen Jahren ist sie uns von einer geschickten Feder in den kritischen Beyträgen geliefert worden. Wir würden sie allzuwenig loben, wenn wir nur sagen wollten, daß sie die gregorische bey weitem übertreffe. Eine gute und schlechte Arbeit muß man auch nicht einmal mit einander vergleichen, wenn man beyden will Recht widerfahren lassen. Wir schließen nicht ohne Grund, daß Herr M. Gregorius seinen Vorgänger gar nicht müsse gekannt haben: welches ihn zwar von dem Verdachte des Ausschreibens befreyet, in der That aber zu einer Schande gereicht. Bey einem Schriftsteller muß es das erste seyn, sich zu erkundigen, wie weit es andre in der Arbeit, die er unternimmt, schon gebracht haben. Und besonders ist ein Uebersetzer

verbunden, keine Schrift vorzunehmen, von der man schon eine Uebersetzung hat, wenn er nicht gewiß überzeugt ist, daß er eine ungleich bessere liefern kann. Hätte der Herr Magister gewußt, daß diese Rede schon übersetzt sey, so würde er es gewiß unterlassen haben, die Welt mit ein Paar Bogen voller Schulknabenschnitzer zu beschenken, und sein Bißchen Ehre würde auf dieser Seite auch keinen Abbruch gelitten haben. Unser Urtheil würde sehr ungerecht scheinen, wenn wir es nicht bewiesen. Wir wollen ihm also in aller Kürze Stück für Stück zeigen, daß er erstlich die lateinische Sprache sehr schlecht verstehe; daß er zweytens fast eben so wenig der deutschen gewachsen sey, und welcherley drittens seine Anmerkungen schlecht sind.

Von dem ersten Stücke wollen wir nur ein Paar Stellen anführen, welche allzu deutlich in die Augen fallen. Weiß denn der Herr Magister nicht, was apparatus figurarum heißt, daß er es durch Zubereitung von Figuren übersetzt? Es ist zwar wahr, in seinem Wörterbuche wird er Anstalt, Zurüstung und dergleichen gefunden haben; allein, gnade Gott, wenn ein Uebersetzer noch das um Rath zu fragen gezwungen ist! Kann der Herr Magister seinen Text verstanden haben, wenn er auf der 34sten Seite übersetzt: **Wie machen es die alten lateinischen und griechischen Tragödien,**

schreiber? Gewiß, dieselben haben ihre Zuschauer mit keinem Vergnügen erfüllt; indem sie in ihren Erdichtungen alle andre Leidenschaften, nur nicht die Liebe, ausgedruckt. Wie macht es Plautus? Kömmt er uns nicht in seinen Gefangnen ganz unangenehm vor, darin er nach seinem Geständnisse 2c. Ein jeder, wenn man auch das Original nicht bey der Hand hat, sieht, daß der Uebersetzer gleich das Gegentheil von dem sagt, was er sagen sollte. Wir wollen die übrigen Fehler dieser Art übergehen: die angeführten sind hinlänglich, den Leser vor seiner Uebersetzung zu warnen.

Sein Deutsch würden wir nicht tadeln, wenn er es nicht ausdrücklich auf dem Titel gemeldet, daß er diese Rede ins Deutsche übersetzt. Es scheinet, als habe er selbst einen kleinen Argwohn gehabt, es möchten einige seiner Leser zweifeln, ob seine Uebersetzung nicht vielmehr wendisch sey. Es ist also ganz klug gethan, daß man, allen Irrungen vorzukommen, dem Leser gleich voraus sagt, in was für einer Sprache man habe schreiben wollen. Welcher ehrliche Deutsche sagt: Ausübungen des Körpers? Körperliche Uebungen sagt er wohl, und das versteht man auch, ohne darüber nachzudenken. Dem Urtheile seinen Namen unterschreiben: was heißt denn das? Ein Urtheil un-

terschreiben, das verstehe ich. Wir erlangen in den Schauspielen ein Gelächter über die Thorheit: aus welcher Sprache ist denn diese schöne Redensart genommen? Die Vorstellung einer zierlichen Stellung, und dergleichen Ausdrücke wollen wir gern mit Stillschweigen übergehen; denn es ist uns in der That ein schlechtes Vergnügen, dergleichen Schnitzer auszusuchen.

Auf seine Anmerkungen endlich zu kommen; diese zeigen eine solche Belesenheit an, daß man erstaunen muß, wie ein Herr Magister das Herz hat haben können, die Arbeit eines Mannes, wie Werenfels war, damit zu verstellen. Wir wollen nur Einiges davon anführen, und den, welcher Lust hat sich damit zu erbauen, auf das Uebrige verweisen. Z. E. Wenn Werenfels von der Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen redet, so glaubt unser Polyhistor wer weiß was zu sagen, wenn er darunter setzt: Daher schreibt Horaz

Omne tulit punctum etc.

Er bringt das Wort Pedant, welches Werenfels nicht einmal gebraucht, bey Gelegenheit einmal an, und alsbald glaubt er Ursache genug zu haben, eine ganze Stelle aus dem Bayle davon anzuführen, welche nicht die geringste Beziehung auf den Ort, an welchem er sie anführt, hat. Doch so was wäre einem Menschen, der nichts Bessers zu sagen weiß,

noch zu gute zu halten; wenn er nur gezeigt hätte, daß er die Stellen, welche er anführt, verstände. Werenfels verdammt die Anrufung der Götter, und das Schwören bey ihren Namen in den Schauspielen; und unser Herr Magister setzt mit vieler Ueberlegung darunter: Horaz sagt daher recht,

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit.

Es ist unmöglich, daß er diese Stelle bey dem Horaz selbst kann gelesen haben; denn sonst würde er gewiß wissen, daß in dieser Stelle eine der wichtigsten theatralischen Regeln verborgen liegt, und daß sie nichts weniger als das bedeutet, was er sie bedeuten läßt. Wer hat denn dem Herrn Gregorius gesagt, daß in dem Traume des Scipio lauter Gottheiten aufgeführet würden? Wir verlangen gar nicht, daß er dieses Singspiel selbst solle gelesen haben; allein als ein Magister hätte er es wohl aus dem Cicero schließen können, daß dieses nicht möglich sey. Der neue Büchersaal hat ihm vortreffliche Dienste bey diesen sauern Anmerkungen gethan. Woher wüßte man es auch sonst, als aus dem Büchersaale, daß Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt? Werden die Verfasser nicht selbst herzlich über die Einfalt unsers Notenschreibers haben lachen müssen? Seine Art, gelehrte Männer zu loben, ist auch ganz besonders. Einem Manne von

entschiednem Verdienste das Beywort unvergleichlich zu geben, ist gewiß unvergleichlich.

Wenn wir über diese Rede hätten Anmerkungen machen sollen, so würden wir vornehmlich darauf gesehen haben, daß wir alle die Gründe, die der Verfasser nur insbesondre für die Schauspiele in Schulen anbringt, auf die Schauspiele überhaupt angewendet hätten. Wir würden mit Exempeln gezeigt haben, daß man wirklich die ernsthaftesten philosophischen Wahrheiten, ja selbst die Religionsstreitigkeiten, auf das Theater bringen könne, und gebracht habe. Wir würden die Laster und Tugenden angeführt haben, die man mit gleichem Glück in den Lustspielen vollkommen verhaßt, und vollkommen liebenswürdig vorgestellt hat; und viele andre Sachen, wozu man aber Belesenheit in den Schauspielen selbst nöthig hat, die wir freylich einem Herrn Magister nicht zumuthen wollen.

Wir wundern uns übrigens gar nicht, daß diese Uebersetzung gleichwohl in so vielen Zeitungen ungemein gelobt worden ist: woher diese gefälligen Urtheile entsprungen, wird Herr Gregorius am besten wissen, und wir wissen es auch.

II.

Auszug

aus

G. E. Lessings

Theatralischer Bibliothek.

1754 — 1758.

Vorrede.

Man wird sich der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen im Jahr 1750 vier Stück zum Vorschein kamen. Nicht der Mangel der guten Aufnahme, sondern andere Umstände machten ihnen ein zu kurzes Ende. Ich könnte es beweisen, daß Leute von Einsicht und Geschmack öffentlich die Fortsetzung derselben gewünscht haben. Und so viel man auch von dergleichen öffentlichen Wünschen, nach Gelegenheit, ablassen muß, so bleibt doch noch immer so viel davon übrig, als hinlänglich ist, mein gegenwärtiges Unternehmen zu rechtfertigen.

Man sieht leicht, daß ich hiermit diese Theatralische Bibliothek, als eine Folge gedachter Beyträge, ankündigen will. Ich verliere mich, nach dem Sprichworte zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Ernte; sondern mein Recht auf diese Arbeit ist gegründet. Von mir nehmlich schrieb sich nicht nur der ganze Plan jener periodischen Schrift her, so wie er in der Vorrede entworfen wird; sondern auch der größte Theil der darin enthaltenen Aufsätze ist aus meiner Feder geflossen. Ja ich kann sagen, daß die fernere Fortsetzung nur dadurch wegfiel, weil ich länger keinen Theil daran nehmen wollte.

Zu diesem Entschlusse brachten mich, Theils verschiedene allzukühne und bittere Beurtheilungen, welche einer von meinen Mitarbeitern einrückte; Theils einige kleine Fehler, die von Seiten seiner gemacht wur-

den, und die nothwendig dem Leser von den Verfassern überhaupt einen schlechten Begriff beybringen mußten. Er übersetzte, zum Exempel, die Clitia des Machiavell. Ich konnte mit der Wahl dieses Stücks, in gewisser Absicht, ganz wohl zufrieden seyn; allein mit seinem Vorberichte hatte ich Ursache, es ganz und gar nicht zu seyn. Er sagte unter andern darin: „Fragt man „mich, warum ich nicht lieber ein gutes als „ein mittelmäßiges Stück gewählt habe? „so bitte ich, mir erst ein gutes Stück „von dem italiänischen Theater zu nennen.“ — — Diese Bitte machte mich so verwirrt, daß ich mir nunmehr beständig vorstellte, ein jeder, der in der welschen Litteratur nur nicht ganz und gar ein Fremdling sey, werde uns zurufen: wenn ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht besser kennt, als die Bühne der Italiäner, so ha-

ben wir uns keine Dinge von euch zu versprechen!

Was war also natürlicher, als daß ich die erste die beste Gelegenheit ergriff, mich von einer Gesellschaft los zu sagen, die gar leicht meinen Entwurf in der Ausführung noch mehr hätte verunstalten können? Ich nahm mir vor, meine Bemühungen für das Theater in der Stille fortzusetzen, und die Zeit zu erwarten, da ich das allein ausführen könnte, von welchem ich wohl sah, daß es gemeinschaftlich mit Andern nicht allzuwohl auszuführen sey.

Ich weiß nicht, ob ich mir schmeicheln darf, diese Zeit jetzt erreicht zu haben. Wenigstens kann ich versichern, daß ich seitdem nicht aufgehöret habe, meinen erstern Vorrath mit allem zu vermehren, was, nach einer kleinen Einschränkung des Plans, zu meiner Absicht dienlich war.

Diese Einschränkung bestand darin, daß ich den Beyträgen, welche, ihrer ersten Anlage nach, ein Werk ohne Ende scheinen konnten, eine Anzahl mäßiger Bände bestimmte, welche, zusammengenommen, nicht bloß einen theatralischen Mischmasch, sondern wirklich eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern, enthielten. Ich setzte mir also vor, nicht alles aufzusuchen, was man von der dramatischen Dichtkunst geschrieben habe, sondern das Beste und Brauchbarste; nicht alle und jede dramatische Dichter bekannt zu machen, sondern die vorzüglichsten, mit welchen entweder eine jede Nation als mit ihren größten pranget, oder welche wenigstens Genie genug hatten, hier und da glückliche Veränderungen zu machen. Und auch bey die-

sen wollte ich mich bloß auf diese von ihren Stücken einlassen, welchen sie den größten Theil ihres Ruhms zu danken haben. Mein vornehmstes Augenmerk blieben aber dabey noch immer die Alten, mit welchen ich das noch gewiß zu leisten hoffe, was ich in der Vorrede zu den Beyträgen versprochen habe.

Zweyerley wird man daselbst auch noch versprochen finden, womit ich mich aber jetzt ganz und gar nicht abgeben will. Erstlich werde ich es nicht wagen, die dramatischen Werke meiner noch lebenden Landsleute zu beurtheilen. Da ich mich selbst unter sie gemengt habe, so habe ich mich des Rechts, den Kunstrichter über sie zu spielen, verlustig gemacht. Denn entweder sie sind besser, oder sie sind geringer als ich. Jene setzen sich über mein Urtheil hinweg; und

was diese ihre Leser bitten, das muß ich die meinigen gleichfalls noch bitten:

— — — date crescendi copiam
Novarum qui spectandi faciunt copiam
Sine vitiis. — —

Zweytens werde ich keine Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der verschiedenen Bühnen in Deutschland mittheilen: Theils weil ich für die wenigsten derselben würde stehen können; Theils weil ich unsern Schauspielern nicht gern einige Gelegenheit zur Eifersucht geben will. Sie brauchen, zum Theil wenigstens, eben so viel Ermunterung und Nachsicht, als unsre Schriftsteller. Was die äußerliche Einrichtung dieser theatralischen Bibliothek anbelangt, so ist weiter dabey nichts zu erinnern, als daß immer zwey Stück einen kleinen Band ausmachen sollen. Der letzte Band, von welchem ich aber noch nicht bestimmen kann, welcher es

seyn wird, soll eine kurze chronologische Skiagraphie von allem, was in den vorhergehenden Bänden vorgekommen ist, enthalten, und die nöthigen Verbindungen hinzuthun, damit man die Schicksale der dramatischen Dichtkunst auf einmal übersehen könne. An eine gewisse Zeit werde ich mich dabey nicht binden; wohl aber kann ich versichern, daß mir selbst daran liegt, so bald es sich thun läßt, zu Stande zu kommen.

I.

Von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele.

Neuerungen machen, kann sowohl der Charakter eines großen Geistes, als eines kleinen seyn. Jener verläßt das Alte, weil es unzulänglich oder gar falsch ist; dieser, weil es alt ist. Was bey jenem die Einsicht veranlaßt, veranlaßt bey diesem der Ekel. Das Genie will mehr thun als sein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anderes.

Beyde lassen sich nicht immer auf den ersten Blick von einander unterscheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit diesen für jenes gelten läßt; und bald die hartnäckige Pedanterey, daß man, voll unwissenden Stolzes, jenes zu diesem erniedriget. Genaue Beurtheilung muß mit der lautersten Unpartheylichkeit verbunden seyn, wenn der aufgeworfene Kunstrichter weder aus wollüstiger Nachsicht, noch aus neidischem Eigendünkel fehlen soll.

Diese allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unsern Zeiten in der dramatischen Dichtkunst sind gemacht worden. Weder das Lustspiel, noch das Trauerspiel, ist davon verschont geblieben. Das erstere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andre um einige herabgesetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Lustspiele gelacht und abgeschmackte Laster ausgezischt habe; man kam also auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darin weinen und an stillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu lassen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standespersonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken sollten; man suchte sich also aus dem Mittelstande Helden, und schnallte ihnen den tragischen Stiefel an, in dem man sie sonst, nur ihn lächerlich zu machen, gesehen hatte.

Die erste Veränderung brachte dasjenige hervor, was seine Anhänger das rührende Lustspiel, und seine Widersacher das weinerliche nennen.

Aus der zweyten Veränderung entstand das bürgerliche Trauerspiel.

Jene ist von den Franzosen, und diese von den Engländern gemacht worden. Ich wollte fast sagen, daß sie beyde aus dem besondern Naturelle dieser Völker entsprungen zu seyn scheinen. Der

Franzose ist ein Geschöpf, das immer größer scheinen will, als es ist. Der Engländer ist ein anderes, welches alles Große zu sich hernieder ziehen will. Dem einen ward es verdrießlich, sich immer auf der lächerlichen Seite vorgestellt zu sehen; ein heimlicher Ehrgeitz trieb ihn, seines gleichen aus einem edeln Gesichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu lassen; er glaubte bey sich zu fühlen, daß gewaltsame Leidenschaften und erhabne Gedanken nicht mehr für sie, als für einen aus seinen Mitteln wären.

Dieses ist vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigstens ein Gedanke ist. — — Ich will für diesesmal nur die erste Veränderung zu dem Gegenstande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweyten auf einen andern Ort sparen.

Ich habe schon gesagt, daß man ihr einen doppelten Namen beylegt, welchen ich auch so gar in der Ueberschrift gebraucht habe, um mich nicht durch die bloße Anwendung des einen, so schlecht weg gegen den Begriff des andern zu erklären. Das weinerliche Lustspiel ist die Benennung derjenigen, welche wider diese neue Gattung eingenommen sind. Ich glaube, ob schon nicht hier, sondern anderwärts, das Wort weinerlich, um das französische larmoyant auszudrücken, am ersten

gebraucht zu haben. Und ich wüßte es noch jetzt nicht besser zu übersetzen, wenn anders der spöttische Nebenbegriff, den man damit hat verbinden wollen, nicht verloren gehen sollte. Man sieht dieses an der zweyten Benennung, wo ihre Vertheidiger ihre Rechnung dabey gefunden haben, ihn gänzlich wegzulassen. Ein rührendes Lustspiel läßt uns an ein sehr schönes Werk denken, da ein weinerliches, ich weiß nicht was für ein kleines Ungeheuer zu versprechen scheint.

Aus diesen verschiedenen Benennungen ist genugsam, glaub' ich, zu schließen, daß die Sache selbst eine doppelte Seite haben müsse, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, sonst würden sich nicht so viele schöne und scharfsinnige Geister für sie erklären; sie muß aber auch eine schlechte haben, sonst würden sich andre, die eben so schön und scharfsinnig sind, ihr nicht widersetzen.

Wie kann man also wohl sichrer hierbey gehen, als daß man jeden von diesen Theilen höret, um sich alsdann entweder auf den einen, oder auf den andern zu schlagen, oder auch, wenn man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem sie sich gewissermaßen beyde vereinigen lassen? Zum guten Glücke finde ich, sowohl hier als da, zwey

Sprecher, an deren Geschicklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, wenn sie nicht beyde Recht haben.

Der eine ist ein Franzose, und der andre ein Deutscher. Jener verdammt diese neue Gattung, und dieser vertheidigt sie; so wahr ist es, daß die wenigsten Erfindungen, an dem Orte, wo sie gemacht werden, den meisten Schutz und die meiste Unterstützung finden.

Der Franzose ist ein Mitglied der Akademie von Rochelle, dessen Name sich mit den Buchstaben M. D. C. anfängt. Er hat Betrachtungen über das weinerlich Komische geschrieben, welche bereits im Jahr 1749 auf fünf Bogen in klein Octav herausgekommen sind. Hier ist der völlige Titel: Réflexions sur le Comique-larmoyant, par Mr. M. D. C., Trésorier de France & Conseiller au Présidial, de l'Académie de la Rochelle; adressées à M. M. *Arcere* & *Thylorier* de la même Académie.

Der Deutsche ist der Hr. Prof. Gellert, welcher im Jahr 1751, bey dem Antritte seiner Professur, durch eine lateinische Abhandlung pro Comoedia commovente, zu der feyerlichen Antrittsrede einlud. Sie ist in Quart auf drey Bogen gedruckt.

Die Regel, daß man das, was bereits gethan ist, nicht noch einmal thun solle, wenn man nicht gewiß wisse, daß man es besser thun werde, scheint mir so billig, als bequem. Sie allein würde mich

daher entschuldigen, daß ich itzt gleich beyde Aufsätze meinem Leser übersetzt vorlegen will, wenn dieses Verfahren eine Entschuldigung brauchte.

Mit der Abhandlung des Franzosen, die man also zuerst lesen wird, bin ich ein wenig französisch verfahren, und beynahe wäre ich noch französischer damit umgegangen. Sie ist, wie man gesehen hat, an zwey Nebenmitglieder der Akademie zu Rochelle gerichtet; und ich habe es für gut befunden, diese Anrede durchgängig zu verändern. Sie hat verschiedene Noten, die nicht viel sagen wollen; ich habe also die armseligsten weggelassen, und beynahe hätten sie dieses Schicksal alle gehabt. Sie hat ferner eine Einleitung von sechs Seiten, und auch diese habe ich nicht übersetzt, weil ich glaube, daß sie zu vermissen ist. Beynahe hätte ich sogar den Anfang der Abhandlung selbst übergangen, wo uns mit wenigem die ganze Geschichte der dramatischen Dichtkunst, nach dem Pater Brumoi, erzählt wird. Doch weil der Verfasser versichert, daß er diese Schritte zurück nothwendig habe thun müssen, um desto sichrer und mit desto mehr Kräften auf seinen eigentlichen Gegenstand losgehen zu können, so habe ich alles gelassen wie es ist. Seine Schreibart übrigens schmeckt ein wenig nach der kostbaren Art, die auch keine Kleinigkeit ohne Wendung sagen will. Ich habe sie größten Theils müssen beybehalten, und man wird mich entschuldigen.

Ohne weitere Vorrede endlich zur Abhandlung selbst zu kommen; hier ist sie! — — — — — — — — — — — — — — *)

Hier ist die Schrift des französischen Gegners aus. Ob es nun gleich nicht scheint, daß sie der Herr Prof. Gellert gekannt habe, so ist es dennoch geschehen, daß er auf die meisten ihrer Gründe glücklich geantwortet hat. Weil sie dem Leser noch in frischem Andenken seyn müssen, so will ich ihn nicht lange abhalten, sich selbst davon zu überzeugen. Nur habe ich eine kleine Bitte an ihn zu thun. Er mag so gut seyn, und es dem Hrn. Prof. Gellert nicht zuschreiben, wenn er finden sollte, daß er sich diesesmal schlechter ausdrücke, als er sonst von ihm gewohnt ist. Man sagt, daß auch die besten Uebersetzer Verhunzer wären. — — — — — — — — — — — — — **)

So weit der Herr Prof. Gellert! Ich würde meinen Lesern wenig zutrauen, wenn ich nicht glaubte, daß sie es nunmehr von selbst wissen könnten, auf welche Seite die Wage den Ausschlag

*) Hier folgen in dem Original: Betrachtungen über das weinerlich Komische, aus dem Französischen des Herrn M. D. C.

**) Hier folgt Gellerts Abhandlung für das rührende Lustspiel, vollständig übersetzt.

thue. Ich will zum Ueberflusse alles, was man für und wider gesagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal übersehen kann. Ich will sie so einrichten, daß sie, wo möglich, alles Mißverständniß heben, und alle schweifende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine solche darunter verstanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspressende Scenen hat; oder eine solche, welche aus nichts als dergleichen Scenen besteht? Meynet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Charaktere mit ungereimten verbunden sind; oder eine, wo nichts als edle Charaktere vorkommen?

Wider die erste Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernst abwechseln, ist offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals dawider etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beyspiele der alten Dichter vertheidigen sie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichste ist, und Lachen zu erregen nicht selten Witz und Anständigkeit, wie man sagt, bey Seite gesetzt hat, Plautus, hat die Gefangnen gemacht, und, was noch mehr ist, dem Philemon seinen Schatz, unter der Aufschrift Trinummus

abgeborgt. In beyden Stücken, und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen kosten müssen. Im Moliere selbst, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzu gewöhnlich macht. Was man von dem schleunigen Uebergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem Unnatürlichen dessel- ben gesagt hat, betrifft nicht die Sache selbst, son- dern die ungeschickte Ausführung. Man sehe das Exempel, welches der Franzose aus dem Schauspiele Simson anführt. Freylich muß der Dichter ge- wisse Staffeln, gewisse Schattirungen beobachten, und unsre Empfindungen niemals einen Sprung thun lassen. Von einem Aeußersten plötzlich auf das andre gerissen werden, ist ganz etwas anderes, als von einem Aeußersten allmählig zu dem andern gelangen.

Es muß also die andre Gattung seyn, über die man hauptsächlich streitet: diejenige nehmlich, wor- in man gar nicht lacht, auch nicht einmal lächelt; worin man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kann man eine doppelte Frage thun. Man kann fragen: ist ein solches Stück dasjenige, was man von je her unter dem Namen Komödie verstan- den hat? Und darauf antwortet Hr. Gellert selbst Nein. Ist es aber gleichwohl ein Schauspiel, wel-

ches nützlich und für gewisse Denkungsarten angenehm seyn kann? Ja; und dieses kann der französische Verfasser selbst nicht gänzlich in Abrede seyn.

Worauf kömmt es also nun noch weiter an? Darauf, sollte ich meynen, daß man den Grad der Nützlichkeit des neuen Schauspiels, gegen die Nützlichkeit der alten Komödie bestimme, und nach Maßgebung dieser Bestimmung entscheide, ob man beyden einerley Vorzüge einräumen müsse oder nicht. Ich habe schon gesagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieserwegen unter andern darauf berufen, daß man den Destouches niemals mit dem la Chaussee in eine Klasse gesetzt hat, und daß die hartnäckigsten Feinde des letztern niemals dem erstern den Ruhm eines vortrefflichen komischen Dichters abgesprochen haben, so viel edle Charaktere und zärtliche Scenen in seinen Stücken auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieses allein wahre Komödien sind, welche sowohl Tugenden als Laster, sowohl Anständigkeit als Ungereimtheit schildern, weil sie eben durch diese Vermischung ihrem Originale, dem menschlichen Leben, am nächsten kommen. Die Klugen und Thoren sind in der Welt untermengt; und ob es gleich gewiß ist, daß die erstern von den letztern an der Zahl übertroffen werden, so ist doch eine Gesell-

schaft von lauter Thoren beynahe eben so unwahrscheinlich, als eine Gesellschaft von lauter Klugen. Diese Erscheinung ahmet das Lustspiel nach, und nur durch die Nachahmung derselben ist es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, sondern beydes zugleich, in einem Lichte vorzustellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man sieht leicht, daß man von diesem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man schon längst den Namen des Possenspiels gegeben, dessen charakteristische Eigenschaft darin besteht, daß es nichts als Laster und Ungereimtheiten, mit keinen andern als solchen Zügen schildert, welche zum Lachen bewegen, es mag dieses Lachen nun ein nützliches oder ein sinnloses Lachen seyn. Edle Gesinnungen, ernsthafte Leidenschaften, Stellungen, wo sich die schöne Natur in ihrer Stärke zeigen kann, bleiben aus demselben ganz und gar weg; und wenn es außerdem auch noch so regelmäßig ist, so wird es doch in den Augen strenger Kunstrichter dadurch noch lange nicht zu einer Komödie. Worin wird also die andre Abweichung bestehen? Unfehlbar darin, wenn man nichts als Tugenden und anständige Sitten, mit keinen andern als solchen Zügen schildert, welche Bewunderung und Mitleid erwecken, beydes mag

nun einen Einfluß auf die Besserung der Zuhörer haben können oder nicht. Lebhafte Satire, lächerliche Ausschweifungen, Stellungen, die den Narren in seiner Blöße zeigen, sind gänzlich aus einem solchen Stücke verbannt. Und wie wird man ein solches Stück nennen? Jedermann wird mir zurufen: das eben ist die weinerliche Komödie! Noch einmal also mit einem Worte: das Possenspiel will nur zum Lachen bewegen; das weinerliche Lustspiel will nur rühren; die wahre Komödie will beydes. Man glaube nicht, daß ich dadurch die beyden erstern in Eine Klasse setzen will; es ist noch immer der Unterschied zwischen beyden, der zwischen dem Pöbel und Leuten von Stande ist. Der Pöbel wird ewig der Beschützer der Possenspiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungne Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten suchen, wo andre ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein ist für das Volk, und allein fähig, einen allgemeinen Beyfall zu erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu stiften. Was sie bey dem einen nicht durch die Scham erlangt, das erlangt sie durch die Bewunderung; und wer sich gegen diese verhärtet, dem macht sie jene fühlbar. Hieraus scheinet die Regel des Contrasts oder der Abstechung geflossen zu seyn, vermöge welcher man nicht gern eine

Untugend aufführt, ohne ihr Gegentheil mit anzubringen; ob ich gleich gern zugebe, daß sie auch darin gegründet ist, daß ohne sie der Dichter seine Charaktere nicht wirksam genug vorstellen könnte.

Dieses nun, sollte ich meynen, bestimme den Nutzen der weinerlichen Komödie genau genug. Er ist nehmlich nur die Hälfte von dem Nutzen, den sich die wahre Komödie vorstellet; und auch von dieser Hälfte geht nur allzuoft nicht wenig ab. Ihre Zuschauer wollen ausgesucht seyn, und sie werden schwerlich den zwanzigsten Theil der gewöhnlichen Komödiengänger ausmachen. Doch gesetzt, sie machten die Hälfte derselben aus. Die Aufmerksamkeit, mit der sie zuhören, ist, wie es der Herr Prof. Gellert selbst an die Hand giebt, doch nur ein Compliment, welches sie ihrer Eigenliebe machen; eine Nahrung ihres Stolzes. Wie aber hieraus eine Besserung erfolgen könne, sehe ich nicht ein. Jeder von ihnen glaubt der edlen Gesinnungen und der großmüthigen Thaten, die er siehet und höret, desto eher fähig zu seyn, je weniger er an das Gegentheil zu denken, und sich mit demselben zu vergleichen, Gelegenheit findet. Er bleibt was er ist, und bekömmt von den guten Eigenschaften weiter nichts, als die Einbildung, daß er sie schon besitze.

Wie steht es aber mit dem Namen? Der Name ist etwas sehr Willkührliches, und man könnte

unserer neuen Gattung gar wohl die Benennung einer Komödie geben, wenn sie ihr auch nicht zukäme. Sie kömmt ihr aber mit völligem Recht zu, weil sie ganz und gar nicht etwas anders als eine Komödie, sondern bloß eine Untergattung der Komödie ist.

Ich wiederhole es aber noch einmal, daß dieses alles nur auf diejenigen Stücke gehet, welche völlig den Stücken des la Chaussee ähnlich sind. Ich bin weit entfernt, den Herrn Gellert für einen eigentlichen Nachahmer desselben auszugeben. Ich habe beyde zu wohl gelesen, als daß ich in den Lustspielen des letztern nicht noch genug lächerliche Charaktere und satirische Züge angetroffen haben sollte, welche aus den Lustspielen des erstern ganz und gar verwiesen sind. Die rührenden Scenen sind bey dem Herrn Gellert nur die meisten, und ganz und gar nicht die einzigen. Wer weiß aber nicht, daß das Mehrere oder Wenigere wohl die verschiedne Gemüthsart der Verfasser anzeigt, nicht aber einen wesentlichen Unterschied ihrer Werke ausmacht?

Mehr braucht es hoffentlich nicht, meine Meynung vor aller Mißdeutung zu sichern.

II. Leben

II.

Leben Jacob Thomsons.

Thomson ist auch in Deutschland als ein großer Dichter nicht unbekannt. Seine Jahrszeiten sind von denen, welche ihn in seiner Sprache nicht lesen können, in der Uebersetzung des Herrn Brockes bewundert worden, so viel sie auch von ihrer Schönheit darin verloren haben. Vor einiger Zeit haben wir auch eine Uebersetzung seines Agamemnons erhalten, deren ich weiter unten mit mehrerem gedenken werde. Es wäre schlecht, wenn beydes seine Leser nicht sollte begierig gemacht haben, nähere Umstände von dem Verfasser zu wissen. Man erlaube mir also, daß ich mir schmeicheln darf, ihnen durch die Mittheilung derselben einen Gefallen zu erzeigen.

Es wird nöthig seyn, vor allen Dingen meine Quelle anzuzeigen. Diese sind die Lebensbeschreibungen der Dichter Großbritanniens und Ir-

lands *), welche im vorigen Jahre in fünf Duodezbänden zu London herauskamen. Es haben verschiedene daran gearbeitet; der vornehmste Verfasser aber, der auf dem Titel genannt wird, ist Herr Cibber, welcher auch die Leben der berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen Englands herausgegeben hat **). Aus diesem Werke also, welches Lobsprüche genug erhalten hat, will ich dasjenige ziehen, was den Herrn Thomson angehet, und zwar vornehmlich von der Seite eines theatralischen Dichters betrachtet.

Jacob Thomson war der Sohn eines Geistlichen der Schottischen Kirche, in dem Presbyteriate von Jedburgh.

Er ward an eben dem Orte geboren, wo sein Vater Prediger war, und zwar im Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Seine erste Erziehung genoß er in einer Privatschule der dasigen Gegend. In seinen ersten Jahren zeigte er so wenig ein besonderes Genie, daß ihm vielmehr sein Lehrmeister, und alle die mit seiner Erziehung zu thun hatten, kaum die gewöhnlichsten und schlechtesten Gaben zutrauten.

*) The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands.

**) The Lives and Characters of the most eminent Actors and Actresses of Great Britain and Ireland, from Shakespear to the present Time &c.

Als er auf gedachter Schule die lateinische und griechische Sprache lernte, besuchte er oft einen Geistlichen, dessen Kirchspiel mit dem Kirchspiele seines Vaters in eben demselben Presbyteriate lag. Es war dieses der Herr Rickerton, ein Mann von so besondern Eigenschaften, daß sehr viele Leute von Einsicht, und Herr Thomson selbst, welcher mit ihm umging, erstaunten, so große Verdienste an einem dunkeln Orte auf dem Lande vergraben zu sehen, wo er weder Gelegenheit hatte, sich zu zeigen, noch sonst mit Gelehrten umzugehen, außer etwa bey den periodischen Zusammenkünften der Geistlichen.

Ob nun schon der Lehrmeister unsers Thomsons seinen Schüler kaum mit einem sehr geringen Verstande begabt zu seyn glaubte, so konnte sich doch den Augen des Hrn. Rickerton dessen Genie nicht entziehen. Er bemerkte gar bald eine frühzeitige Neigung zur Poesie bey ihm, wie er denn auch nach der Zeit noch verschiedne von den ersten Versuchen, die Hr. Thomson in dieser Provinz gemacht hatte, aufhob.

Ohne Zweifel nahm unser junge Dichter durch den fernern Umgang mit dem Hrn. Rickerton sehr zu, welcher ihm die Liebe zu den Wissenschaften einflößte. Und die Einsicht in die natürliche und sittliche Philosophie, welche er hernach in seinen

Werken zeigte, hatte er vielleicht nur den Eindrücken dieses Gelehrten zu danken.

So wenig nun aber Hr. Rickerton den jungen Thomson für einen Menschen ohne alle Gabe hielt, sondern vielmehr ein sehr feines Genie an ihm wahrnahm: so hätte er sich doch, wie er oft selbst gestanden, niemals eingebildet, daß er es so weit bringen und auf eine so erhabne Staffel unter den Dichtern gelangen sollte. Als er daher zuerst Thomsons Winter zu sehen bekam, welches in einem Buchladen zu Edinburgh geschah, erstaunte er ganz, und ließ, nachdem er die ersten Zeilen desselben, welche nicht erhabner seyn könnten, gelesen hatte, das Buch vor Verwunderung und Entzücken aus den Händen fallen.

Nachdem Hr. Thomson die gewöhnliche Zeit mit Erlernung der todten Sprachen auf der Schule zugebracht, ward er auf die Universität nach Edinburgh geschickt, wo er seine Studien enden und sich zu dem geistlichen Amte tüchtig machen sollte. Hier machte er eben so wenig als auf der Schule eine große Figur; seine Mitschüler dachten sehr verächtlich von ihm, und die Lehrer selbst, unter welchen er studierte, hatten keinen bessern Begriff von seiner Fähigkeit, als ihre Untergebenen. Nachdem er endlich die philosophischen Classen durchgegangen war, ward er als ein Candidat des h. Predigtamts,

in das theologische Collegium aufgenommen, in welchem die Studierenden sechs Jahr verziehen müssen, ehe sie ihre Probe ablegen dürfen.

Er war zwey Jahr in diesem theologischen Collegio, dessen Professor damals Hr. William Hamilton war, als ihm von diesem eine Rede über die Macht des höchstens Wesens auszuarbeiten, aufgetragen ward. Als es seine Mitschüler erfuhren, hielten sie sich nicht wenig über die schlechte Beurtheilungskraft des Professors auf, eine so fruchtbare Materie einem jungen Menschen aufzugeben, von dem man sich ganz und gar nichts versprechen konnte. Doch, als Herr Thomson seine Rede ablegte, fanden sie Ursache, sich ihre eigene schlechte Beurtheilungskraft vorzuwerfen, daß sie einen Menschen verachtet hatten, der dem größten Genie unter ihnen überlegen war. Diese Rede war so erhaben, daß sowohl der Professor als die Studierenden, welche sie halten hörten, darüber erstaunten. Sie war in reimlosen Versen abgefaßt, welches aber Hr. Hamilton daran aussetzte, weil es sich zu dieser Materie nicht schicke. Verschiedene von den Mitgliedern des Collegii, welche ihm den durch diese Rede erlangten Ruhm nicht gönnten, glaubten, er müßte einen gelehrten Diebstahl begangen haben, und gaben sich daher alle Mühe, ihn zu entdecken. Doch ihr Nachforschen war vergebens, und Herr

Thomson blieb in dem unverkürzten Besitze seiner Ehre, so lange er sich auf der Universität aufhielt.

Man weiß eigentlich nicht, warum Hr. Thomson den Vorsatz, in das heilige Predigtamt zu treten, fahren ließ. Vielleicht glaubte er, dieser Stand sey zu strenge, als daß er sich mit der Freyheit seiner Neigung vertragen könne; vielleicht fühlte er sich auch selbst, und glaubte, daß er sich, in Ansehung seiner Gaben, auf etwas Größeres Rechnung machen könnte, als ein Presbyterianischer Geistlicher zu werden: denn selten pflegt sich ein großes Genie mit einer dunkeln Lebensart, und mit einer jährlichen Einkunft von sechzig Pfund in dem entfernten Winkel einer schlechten Provinz, zu begnügen, welches doch gewiß das Schicksal des Hrn. Thomson gewesen wäre, wenn sich seine Absichten nicht über die Sphäre eines Predigers der schottischen Kirche erstreckt hätten.

Nachdem er also alle Gedanken auf den geistlichen Stand aufgegeben hatte, so war er mit mehr Sorgfalt darauf bedacht, sich zu zeigen und sich Gönner zu erwerben, die ihm zu einer vortheilhaften Lebensart behülflich seyn könnten. Weil aber der Theil der Welt, wo er sich jetzt befand, ihm ganz und gar keine Hoffnung hierzu machen konnte, so fing er an, sein Augenmerk auf die Hauptstadt zu richten.

Das erste Gedicht des Hrn. Thomsons, welches ihm einiges Ansehen bey dem Publico erwarb, war sein Winter, dessen schon gedacht worden; doch hatte er auch schon wegen verschiedner andern Stücke, noch ehe er sein Vaterland verließ, den Beyfall derer, welchen sie zu Gesichte gekommen waren, erhalten. Er machte eine Paraphrase über den 104ten Psalm, welche er seinen Freunden abzuschreiben erlaubte, nachdem sie vorher von dem Hrn. Rickerton war gebilliget worden. Diese Paraphrasis kam endlich durch verschiedne Wege in die Hände des Hrn. Auditor Benson, welcher seine Verwunderung darüber entdeckte, und zugleich sagte, wenn der Verfasser in London wäre, so würde es ihm schwerlich an einer seiner Verdienste würdigen Aufmunterung mangeln. Diese Anmerkung ward dem Hrn. Thomson durch einen Brief mitgetheilt, und machte einen so starken Eindruck bey ihm, daß er seinen Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen beschleunigte. Er machte sich also bald nach Newcastle, wo er zu Schiffe ging, und in Billinogate anlandete. Als er angekommen war, ließ er es seine unmittelbare Sorge seyn, den Hrn. Maller, seinen ehemaligen Schulcameraden, zu besuchen, welcher jetzt in Hannover-Square lebte, und zwar als Hofmeister bey dem Herzoge von Montrose und seinem verstorbnen Bruder, dem Lord Graham.

Ehe er aber in Hannover-Square anlangte, begegnete ihm ein Zufall, der ein wenig lächerlich ist. Er hatte von einem vornehmen Manne in Schottland Empfehlungsschreiben an verschiedne Standespersonen in London mitbekommen, die er sehr sorgfältig in sein Schnupftuch eingewickelt hatte. Als er nun durch die Gassen schlenderte, konnte er die Größe, den Reichthum und die verschiednen Gegenstände, die ihm alle Augenblicke in dieser berühmten Hauptstadt vorkamen, nicht genug bewundern. Er blieb oft stehen, und sein Geist war mit diesen Scenen so erfüllt, daß er auf das beschäftigte Gedränge um sich herum wenig Acht gab. Als er nun endlich den Weg nach Hannover-Square, in einer zehnmal längern Zeit, als er ordentlich nöthig gehabt hätte, zurückgelegt hatte, und daselbst ankam, fand er, daß er seine Neugierde habe bezahlen müssen; man hatte ihm nehmlich das Schnupftuch aus dem Schubsacke gezogen, in welches die Briefe eingewickelt waren. Dieser Zufall würde einem, der weniger philosophisch gewesen wäre, als Herr Thomson, sehr empfindlich gewesen seyn; doch er lächelte darüber, und brachte hernach oft selbst seine Freunde durch die Erzählung desselben zum Lachen.

Es ist natürlich, daß Hr. Thomson, nach seiner Ankunft in der Stadt, verschiednen von seinen Bekannten das Gedicht auf den Winter zeigte. Es

bestand Anfangs aus abgerissenen Stücken und gelegentlichen Beschreibungen, die er auf des Herrn Mallets Rath in ein Ganzes zusammenbrachte. So vielen Beyfall es nun auch etwa fand, so wollte es ihm doch zu keiner hinlänglichen Empfehlung bey seinem Eintritte in die Welt dienen. Er hatte den Verdruß, es verschiednen Buchhändlern vergebens anzubieten, welche die Schönheit desselben ohne Zweifel nicht zu beurtheilen vermochten, noch sich eines unbekannten Fremdlings wegen, dessen Name keine Anpreisung seyn konnte, in Unkosten setzen wollten. Endlich bot es Herr Mallet dem Herrn Millan, jetzigem Buchhändler in Charing-croß, an, der es auch ohne Umstände übernahm, und drucken ließ. Eine Zeitlang glaubte Hr. Millan sehr schlecht gefahren zu seyn; es blieb liegen, und nur sehr wenige Exemplare würden davon verkauft, bis endlich die Vortrefflichkeit desselben durch einen Zufall entdeckt ward. Ein gewisser Hr. Whatley, ein Mann von einigem Geschmacke in den Wissenschaften, der aber die Bewunderung alles dessen, was ihm gefiel, bis zum Enthusiasmus übertrieb, warf von ungefähr die Augen darauf; und weil er verschiednes fand, was ihn vergnügte, so las er es ganz durch, und erstaunte nicht wenig, daß ein solches Gedicht eben so unbekannt, als sein Verfasser, sey. Er erfuhr von dem Buchhändler die jetzt ge-

dachten Umstände, und in der Entzückung ging er von einem Kaffeehause auf das andre, posaunte die Schönheiten seines Dichters aus, und bot alle Leute von Geschmack auf, eins von den größten Genies, die jemals erschienen wären, aus seiner Dunkelheit zu retten. Dieses Verfahren hatte eine sehr glückliche Wirkung; die ganze Auflage ward in kurzer Zeit verkauft, und alle, die das Gedicht lasen, glaubten den Hrn. Whatley keiner Uebertreibung beschuldigen zu dürfen, weil sie es selbst so vortrefflich fanden, daß sie sich glücklich schätzten, einem Manne von solchem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Das Gedicht auf den Winter ist ohne Zweifel das am meisten vollendete und zugleich das malerischste von seinen Jahrszeiten. Es ist voll großer und lebhafter Scenen. Die Schöpfung scheinet in dieser Jahrszeit in Trauer zu seyn, und die ganze Natur nimmt eine melancholische Bildung an. Eine so poetische Einbildungskraft, als des Thomsons seine war, konnte also keine andre, als die grausesten und schrecklichsten Bilder darbieten, welche die Seele mit einem feyerlichen Schauer über die Dünste, Stürme und Wolken, die er so schön schildert, erfüllen. Die Beschreibung ist die eigene Gabe Thomsons; wir zittern bey seinem Donner im Sommer; wir frieren bey der Kälte seines Win-

ters; wir werden erquickt, wenn sich die Natur bey ihm erneuert, und der Frühling seinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Eine kleine Anekdote ist hier mitzunehmen. Sobald der Winter gedruckt war, schickte Herr Thomson seinem Landsmanne und Bruder in Apollo, dem Hrn. Joseph Mitchel, ein Exemplar zum Geschenke. Dieser fand sehr wenig darin, was nach seinen Gedanken zu billigen wäre, und schickte ihm folgende Zeilen zu:

Beauties and faults so thick lie scatter'd here,
Those i could read, if these were not so near.

d. i. Schönheiten und Fehler liegen hier sehr dick unter einander. Ich könnte jene gelesen haben, wenn diese ihnen nicht so nahe wären. Herr Thomson antwortete hierauf aus dem Stegreife:

Why all not faults, injurious Mitchell? why
Appears one beauty to thy blasted eye?
Damnation worse than thine, if worse can be,
Is all I ask, and all I want from thee.

d. i. Warum siehest du nicht überall Fehler, ehrenrühriger Mitchell? Warum entdeckt sich deinem verdorbenen Auge auch einige Schönheit? Noch eine ungerechtere Verdammung, wenn es eine ungerechtere giebt, ist alles, was

ich von dir verlange, und alles was ich von dir erwarte. Auf die Vorstellung, die ein Freund dem Hrn. Thomson that, daß man den Ausdruck: blasted eye (verdorbenes Auge), für eine persönliche Anzüglichkeit annehmen könnte, weil Herr Mitchell wirklich dieses Unglück hatte, änderte er das Beywort blasted in blasting (verderbend).

Weil der Winter einen so allgemeinen Beyfall fand, so ward Hr. Thomson, besonders auf das Anrathen des Hrn. Mallet, bewogen, auch die andern drey Jahrszeiten auszuarbeiten, mit welchen es ihm eben so wohl glückte. Die, welche davon zuerst ans Licht trat, war der Herbst; hierauf folgte der Frühling und endlich der Sommer.

Von jedem dieser vier Stücke, als ein besonderes Gedicht betrachtet, hat man geurtheilet, daß es in Ansehung des Plans fehlerhaft sey. Nirgends zeigt sich ein besonderer Zweck; die Theile sind einer dem andern nicht untergeordnet; man bemerkt unter ihnen weder Folge noch Verbindung: doch dieses ist vielleicht ein Fehler, der von einer so abwechselnden Materie untrennbar war. Genug, daß er sich keiner Unfüglichkeit schuldig gemacht, sondern durchgängig lauter solche Scenen geschildert hat, die jeder Jahrszeit besonders zukommen.

Was den poetischen Ausdruck in den Jahrszeiten anbelangt, so ist dieser dem Hrn. Thomson

gänzlich eigen: er hat eine Menge zusammengesetzter Worte eingeführt, Nennwörter in Zeitwörter verwandelt, und kurz, eine Art einer neuen Sprache geschaffen. Man hat seine Schreibart als sonderbar und steif getadelt; und wenn man dieses auch schon nicht gänzlich läugnen kann, so muß man doch zugestehen, daß sie sich zu den Beschreibungen vortrefflich wohl schicket. Der Gegenstand, den er malet, stehet ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem seinem Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergrößerungsglas, welches alle kleine Schönheiten desselben zu entdecken fähig ist, betrachten, ob es gleich noch so schlecht gefaßt ist, als durch ein anderes, welches zu dieser Absicht nichts taugt, aber sonst mit vielen Zierathen versehen ist? Thomson ist in seiner Manier ein wenig steif, aber seine Manier ist neu; und es ist niemals ein vorzügliches Genie aufgestanden, welches nicht seine eigene Weise gehabt hätte. So viel ist wahr, daß sich die Schreibart des Herrn Thomson zu den zärtlichen Leidenschaften nicht allzuwohl schickt, welches man naher einsehen wird, wenn wir ihn bald als einen dramatischen Dichter betrachten werden; eine Sphäre, in welcher er zwar sehr, aber doch nicht so sehr, als in andern Gattungen der Dichtkunst, geglänzet hat.

Die Vortrefflichkeit dieser Gedichte hatte unserm Verfasser die Bekanntschaft verschiedner Personen erworben, die theils wegen ihres vornehmen Standes, theils wegen ihrer erhabnen Talente berühmt waren. Unter den leztern befand sich Dr. Rundle, nachheriger Bischof von Derry, welchem der Geist der Andacht, der überall in den Jahrszeiten hervorstrahlet, so wohl gefallen hatte, daß er ihn der Freundschaft des verstorbenen Kanzlers Talbot empfahl, der ihm die Aufsicht über seinen ältesten Sohn anvertraute, welcher sich eben zu seiner Reise nach Frankreich und Italien fertig machte.

Mit diesem jungen Edelmanne hielt er sich drey Jahre lang in fremden Ländern auf, wo er ohne Zweifel seinen Geist durch die vortrefflichen Denkmäler des Alterthums, und durch den Umgang mit gelehrten Ausländern bereicherte. Die Vergleichung, die er zwischen dem neuen Italien und dem Begriffe anstellte, den er von den alten Römern hatte, brachte ihn ohne Zweifel auf den Einfall, seine Freyheit in drey Theilen zu schreiben. Der erste Theil enthält die Vergleichung des alten und neuen Italiens; der zweyte Griechenland, und der dritte Britannien. Das ganze Werk ist an den ältesten Sohn des Lord Talbots gerichtet, welcher im Jahre 1734 auf seinen Reisen starb.

Unter den Gedichten des Hrn. Thomson findet sich auch eins zum Andenken des Isaac Newton, von welchem wir nichts mehr sagen wollen, als dieses, daß er durch dieses Stück allein, wenn er auch sonst nichts mehr geschrieben hätte, eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern würde verdient haben.

Um das Jahr 1728 schrieb Hr. Thomson ein Gedicht, welches er Britannia nannte. Sein Vorsatz war darin, die Nation zu Ergreifung der Waffen aufzumuntern, und in deu Gemüthern des Volks eine edle Neigung anzuflammen, das von den Spaniern erlittene Unrecht zu rächen. Dieses Gedicht ist bey weitem nicht eins von seinen besten.

Auf den Tod seines großmüthigen Beförderers, des Lord Talbots, welchen die ganze Nation mit dem Herrn Thomson zugleich aufrichtig bedauerte, schrieb er eine Elegie, welche ihrem Verfasser und dem Andenken des großen Mannes, den er darin gepriesen hatte, Ehre machte. Er genoß, bey Lebzeiten des Kanzler Talbots, eine sehr einträgliche Stelle, die ihm dieser würdige Patriot als eine Belohnung für die Mühe, den Geist seines Sohnes gebildet zu haben, zugetheilt hatte. Nach seinem Tode behielt der Nachfolger desselben diese Stelle dem Hrn. Thomson vor, und wartete nur darauf, bis dieser zu ihm kommen, und durch

Beobachtungen einiger kleinen Formalitäten, sie in Besitz nehmen würde. Doch dieses versäumte der Dichter durch eine unverantwortliche Nachlässigkeit, so daß zuletzt seine Stelle, die er ohne viele Mühe länger hätte behalten können, einem andern zufiel.

Unter die letzten Werke des Herrn Thomson gehört seine Burg der Trägheit (Castle of Indolence), ein allegorisches Gedicht von so außerordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieses einzige Stück zeige mehr Genie und poetische Beurtheilungskraft, als alle seine andern Werke. Es ist in dem Style des Spencer geschrieben, welchen die Engländer in den allegorischen Gedichten eben so nachahmen, als die Franzosen den Styl des Marots in den Erzählungen und Sinnschriften.

Es ist nunmehr Zeit, den Hrn. Thomson auf derjenigen Seite zu betrachten, welche mit unserer Absicht eine nähere Verwandtschaft hat: nehmlich auf der Seite eines dramatischen Dichters. Im Jahre 1730, ungefähr in dem sechsten Jahre seines Aufenthalts in London, brachte er seine erste Tragödie, unter dem Titel: Sophonisbe, auf die Bühne, die sich auf die Karthaginensische Geschichte dieser Prinzessin gründet, welche der bekannte Nathanael Lee gleichfalls in ein Trauerspiel gebracht hat. Dieses Stück ward von dem Publico sehr

wohl

wohl aufgenommen. Die Mad. Oldfield that sich in dem Charakter der Sophonisbe ungemein hervor, welches Hr. Thomson selbst in seiner Vorrede gestehet. „Ehe ich schließe, sagt er, muß „ich noch bekennen, wie sehr ich denjenigen, welche „mein Trauerspiel vorgestellt haben, verbunden bin. „Sie haben in der That mir mehr als Gerechtig„keit widerfahren lassen. Was ich dem Masinissa „nur Liebenswürdiges und Einnehmendes gegeben „hatte, alles dieses hat Hr. Wilk vollkommen aus„gedrückt. Auch die Mad. Oldfield hat ihre So„phonisbe unverbesserlich gespielt; schöner als es „der zärtlichste Eigensinn eines Verfassers verlan„gen, oder sich einbilden kann. Der Reitz, die „Würde und die glückliche Abwechselung aller ihrer „Stellungen und Bewegungen hat den durchgängig„sten Beyfall erhalten, und ihn auch mehr als zu „wohl verdient.

Bey der ersten Vorstellung dieses Trauerspiels fiel eine kleine lächerliche Begebenheit vor. Herr Thomson läßt eine von seinen Personen gegen die Sophonisbe folgende Zeile sagen:

O Sophonisbe, Sophonisbe, o!

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als ein Spötter aus dem Parterre laut schrie:

O Jacob Thomson, Jacob Thomson, o!

So ungesittet es nun auch war, die Vorstellung durch einen so lächerlichen Einfall zu unterbrechen, so kann man doch das falsch Pathetische dieser getadelten Zeile nicht läugnen, und ein tragischer Dichter muß es sich zur Warnung dienen lassen, ja wohl auf sich Acht zu haben, daß er nicht schwülstig wird, wenn er erhaben seyn will. — — Herr Thomson mußte nothwendig an dem ersten Tage seines Trauerspiels alle die Bewegungen und Besorgnisse eines jungen Schriftstellers empfinden; er hatte sich daher an einen dunkeln und abgelegenen Ort auf der obersten Gallerie gemacht, wo er die Vorstellung ungehindert abwarten konnte, ohne für den Dichter erkannt zu werden. Doch die Natur war viel zu stark bey ihm, als daß er sich hätte enthalten können, die Rollen den Schauspielern nachzusagen, und manchmal bey sich zu murmeln: „nun muß die „Scene kommen; nun muß das geschehen." Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande, welcher wegen des großen Gedränges keinen Platz als auf der Gallerie hatte finden können, als der Verfasser entdeckt.

Nach einem Zwischenraume von vier Jahren brachte Thomson seine zweyte Tragödie, den Agamemnon, zum Vorschein. Hr. Pope gab bey dieser Gelegenheit einen sehr merklichen Beweis seiner großen Gewogenheit gegen Herrn Thomson; er

schrieb seinetwegen zwey Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erste Vorstellung mit seiner Gegenwart. Weil er seit langer Zeit in kein Schauspiel gekommen war, so wurde dieses für ein Zeichen einer ganz besondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun schon an dem Hrn. Thomson aussetzte, daß er in diesem Trauerspiele die Handlung allzusehr verkürzt habe; daß verschiedne Theile desselben zu lang, und andre ganz und gar überflüßig wären, weil nicht die Person, sondern der Dichter darin rede; und obschon die Aufführung selbst erst in dem Monate April vor sich ging: so ward sie doch zu verschiednen malen mit Beyfall wiederholt.

Einige Kunstrichter haben angemerkt, daß die Charaktere in seinen Tragödien mehr durch Beschreibungen als durch thätige Leidenschaften ausgedrückt werden; daß sie aber alle einen Ueberfluß an den seltensten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken und an edeln Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdrucke geschrieben sind. Seine Reden sind oft zu lang, besonders für ein englisches Auditorium, dem sie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es ist überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unterredung öfter gebrochen wird; doch wird die angestrengtere Aufmerksamkeit desselben wohl in keinem Stücke

des Thomson besser belohnt, als in dem Agamemnon, und besonders in der beweglichen Erzählung, welche Melisander von seiner Aussetzung auf die wüste Insel macht.

— — — Als ich im Schooß der Schatten,
Von Furcht und Argwohn frey, in stillem Schlummer lag,
Brach ein vermummter Schwarm von des Aegisthus Bande
Schnell in mein Zimmer ein: vermuthlich weil er mich
Für eine Hinderniß der Absicht angesehen,
Die ich errathen kann, und die vielleicht Mycene
Jetzt besser weiß als ich. Man riß mich zu der See.
In meinem Sinn war ich schon die bestimmte Speise
Der Fische, als das Schiff vom Ufer stieß: die Fluth,
Die brausend klatschete, entdeckte mir mein Schicksal.
Es schien, der Tod war selbst ein allzumilder Lohn
Für meine Redlichkeit: ein unbewohnter Fels,
An dessen rauhem Fuß die stärkste Brandung zürnte,
War mir bestimmt, daß ich von Freund und Feind entfernt
Und hülflos, alle Pein des Todes fühlen möchte.
Oft muß das Unrecht selbst sein eigner Rächer seyn:
Stumm klagt sichs an, und schreyt um die verdiente Strafe!
Du öffnest ihm den Mund, unwandelbarer Rath

Der Götter — — Dieser Schwarm setzt mich die nächste Nacht
(Die mir noch schrecklich ist) an das betrübte Ufer
Der wildsten Insel: nie hat außer mir ein Mensch
Auf sie den Fuß gesetzt. Allein die Menschenliebe
(Das glaube) ist so tief in unsre Brust gepflanzt
Und unser menschlich Herz ist so mit ihr durchwachsen,
Daß ich im Leben nichts Erschrecklichers gehört,
Als den betrübten Schall, da mich ihr Boot verließ.
Ich seufzte ihnen nach: — — Die fürchterlichste Stille
Umschloß mich nun, die bloß das brausende Geräusch
Der nimmer müden Fluth mit einem Laut durchbrach.
Bisweilen blies ein Wind durch den betrübten Wald,
Und seufzte fast wie ich. Hier setzt' ich mich in Schatten,
Mit einem Kummer hin, den ich noch nicht gefühlt,
Und klagte mir den Gram. Die Muse, die die Wälder
Bewohnt, und (ich weiß nicht, ob fast aus gleichem Triebe
Als wir?) die Menschen sucht, sang über meinem Haupte
Ihr unvergleichlichs Lied; ihr klagend schöner Ton
Betrog mich fast, als ob sie meine Noth besänge;
Ich hört' ihr traurig zu, und dichtete ein Lied
Zu ihrem Ton, bis daß der Schatten sein Geschenk,
Das er dem Aermsten giebt, den angenehmen Schlummer
Mir gönnete. Sobald das frühe Morgenroth
Der Vögel Dank empfing, so weckte mich ihr Lied;

Das Auge schloß sich auf; vermissend suchte es
Den alten Gegenstand, und fand doch nichts als Wellen,
Darauf der Himmel lag, und hinter mir den Fels
Und einen grausen Wald. In einem Augenblick,
Indem ich mich vergaß, entzückte mich das Schrecken;
Ich schien mir nicht mehr Ich. Doch eben so geschwind
War dieser Traum vorbey, mein nagendes Gedächtniß
Erneurte meine Noth — —

Ich habe mich nicht enthalten können, diese Stelle abzuschreiben; und zwar nach der obgedachten Uebersetzung. Sie ist in Göttingen im Jahr 1750 auf sieben Bogen in Octav ans Licht getreten. Ihren Urheber weiß ich nicht zu nennen. Zwar könnte ich mit einem vielleicht angezogen kommen; doch dieses vielleicht könnte sehr leicht falsch seyn. Wie man wird gemerkt haben, so ist sie, gleich dem englischen Originale, in reimlosen Versen abgefaßt. Nur bey der Rolle der Cassandra ist eine Ausnahme beobachtet worden; als eine Prophetin redet diese in Reimen, um sich von den übrigen Personen zu unterscheiden. Der Einfall ist sehr glücklich; und er würde gewiß die beste Wirkung von der Welt thun, wenn wir uns nur Hoffnung machen dürften, diese Uebersetzung auf einer deutschen Bühne aufgeführt zu sehen. Sie ist, überhaupt betrachtet, treu, fließend und stark. Ihr Verfasser aber geste-

het, daß er die zweyte Hand nicht daran habe legen können, sondern daß er den ersten Entwurf dem Drucker ohne Abschrift habe ausliefern müssen. Diesem Umstande also müssen wir nothwendig einige kleine Versehen zuschreiben, die ich vielleicht schwerlich würde gemerkt haben, wenn ich nicht ehemals selbst an einer Verdolmetschung dieses Trauerspiels gearbeitet hätte. Zum Exempel: in der ersten Scene des ersten Aufzuges werden die Worte given to the beasts a prey, or wilder famine übersetzt: dich gab ich den Thieren Preis, ihr wilder Hunger hat längst meinen Freund verdauet. Ich will hier nicht erinnern, daß zwar Aegisthus, aber nicht Klytemnestra, den Melisander auf die wüste Insel setzen lassen; auch nicht, daß der Ausdruck: der wilde Hunger der Thiere hat ihn schon längst verdaut, der schönste nicht ist; sondern nur dieses muß ich anmerken, daß wilder famine gar nicht auf beasts gehet, und daß der Dichter die Klytemnestra eigentlich sagen läßt: entweder die Thiere haben ihn umgebracht, oder er hat verhungern müssen. Auch gewisse kleine Zusätze würde der Verfasser hoffentlich ausgestrichen und einige undeutsche, wenigstens nicht allen verständliche Worte mit gewöhnlichern vertauscht haben, wenn ihm eine Uebersetzung seiner Arbeit wäre vergönnt gewesen. Zum Exempel, am Ende des

2ten Auftritts im 1sten Aufzuge, giebt er die Worte: and as a Greek rejoic'd me, sehr gut und poetisch, durch: es schwoll mein treu und griechisch Herz; allein der Anhang, den er dazu macht: und drohete dem überwundnen Troja, taugt gar nichts. Der Engländer schildert seine Person als einen Mann, der sich über die Siege seines Vaterlandes erfreut; der Uebersetzer aber bildet ihn durch den beygefügten Zug als einen Poltron. Denn was kann das für eine Tapferkeit seyn, einer überwundnen Stadt zu drohen? — Zur Probe der undeutlichen Worte berufe ich mich auf das Wort Brandung in der angeführten Stelle. — — Doch ich bekenne es nochmals, alles dieses sind Kleinigkeiten, die ich vielleicht gar nicht einmal hätte anführen sollen. Wo das meiste glänzt, da ward auch Horaz durch wenige Flecken nicht beleidiget. Wollen wir ekeler seyn als Horaz?

Ich komme wieder zu unserm Dichter selbst. Im Jahr 1736 bot Herr Thomson der Bühne ein Trauerspiel an, unter dem Titel: Edward und Eleonora, dessen Vorstellung aber, aus politischen Ursachen, welche nicht bekannt geworden, untersagt wurde.

Im Jahr 1744 ward sein Tancred und Sigismunda aufgeführt, welches Stück glücklicher ausfiel, als alle andere Stücke des Thomson, und

noch jetzt gespielet wird. Die Anlage dazu ist von einer Begebenheit in dem bekannten Roman Gil Blas geborgt. Die Fabel ist ungemein anmuthig; der Charaktere sind wenige, aber sie werden alle sehr wirksam vorgestellt. Nur den Charakter des Seffredi hat man mit Recht als mit sich selbst streitend, als gezwungen und unnatürlich, getadelt.

Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit, des Prinzen von Wallis, verfertigte Herr Thomson, gemeinschaftlich mit dem Herrn Mallet, die Maske des Alfred, welche zweymal in dem Garten Sr. Hoheit zu Cliffden aufgeführet ward. Nach dem Tode des Herrn Thomson ward dieses Stück von dem Herrn Mallet ganz neu umgearbeitet, und 1751 wieder auf die Bühne gebracht.

Die letzte Tragödie des Herrn Thomson ist sein Coriolanus, welcher erst nach seinem Tode aufgeführet ward. Die dem Verfasser davon zukommenden Einkünfte wurden seinen Schwestern in Schottland gegeben, davon eine mit einem Geistlichen daselbst, und die andre mit einem Manne von geringem Stande in Edinburgh verheyrathet ist. Dieses Trauerspiel, welches unter allen Trauerspielen des Thomson, ohne Zweifel, das am wenigsten vollkommne ist, ward zuerst dem Herrn Garrik angeboten, der es aber anzunehmen nicht für gut befand. Der Prolog war von dem Herrn George

Lyttleton verfertigt worden, und von dem Herrn Quin wurde er gehalten, welches einen sehr glücklichen Eindruck auf die Zuhörer machte. Hr. Quin war ein besondrer Freund des Hrn. Thomson gewesen; und als er folgende Zeilen, die an und für sich selbst sehr zärtlich sind, aussprach, stellten sich seiner Einbildungskraft auf einmal alle Annehmlichkeiten des mit ihm lange gepflogenen Umganges dar, und wahrhafte Thränen flossen über seine Wangen.

He lov'd his friends (forgive this gushing tear:
Alas! I feel I am no actor here)
He lov'd his friends with such a warmth of heart,
So clear of int'rest, so devoid of art,
Such generous freedom, such unshaken zeal,
No words can speak it, but our tears may tell.

d. i. Er liebte seine Freunde — verzeiht den herabrollenden Thränen: Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauspieler mehr — — Er liebte seine Freunde mit einer solchen Inbrunst des Herzens, so rein von allem Eigennutze, so fern von aller Kunst, mit einer so großmüthigen Freyheit, mit einem so standhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken ist. Unsre Thränen mögen davon sprechen! Die schöne Abbrechung in diesen Worten fiel ungemein glücklich aus. Hr. Quin übertraf sich selbst, und

er schien niemals ein grösserer Schauspieler, als in dem Augenblicke, da er von sich gestand, daß er keiner sey. Die Pause, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung und alles das Uebrige war so voller Rührung, daß es unmöglich ein bloßes Werk der Kunst seyn konnte; die Natur mußte dabey das Beste thun.

Auch der Epilog, welcher von dem Hrn. Wessington mit außerordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Diese Umstände nun, nebst der Ueberlegung, daß der Verfasser nunmehr dahin sey, verschafften diesem Trauerspiele eine neunmalige Vorstellung, die es an und für sich selbst schwerlich würde gefunden haben. Denn, wie gesagt, es ist bey weitem nicht irgend einem von den Thomsonschen Werken an Güte gleich. Er hatte als ein dramatischer Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wenn er aufhören müsse; er läßt jeden Charakter reden, so lange noch etwas zu sagen ist; die Handlung steht also, während dieser gedehnten Unterredungen, still, und die Geschichte wird matt. Nur sein Tancred und Sigismunde muß von diesem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber sind auch die Charaktere darin nicht genug unterschieden, welche sich fast durchgängig auf einerley Art ausdrücken. Kurz, Thomson war ein geborner malerischer Dichter, welcher die Bühne nur

aus einem Bewegungsgrunde bestieg, der allzubekannt ist, und dem man allzuschwerlich widersteht. Er ist in der That der Aeltstgeborne des Spencer, und er hat es selbst oft bekannt, daß er das Beste, was er gemacht habe, der Begeisterung verdanken müsse, in die er schon in seinen jüngsten Jahren durch die Lesung dieses alten Dichters sey gesetzt worden.

Im August 1748 verlor die Welt diese Zierde der poetischen Sphäre durch ein heftiges Fieber, welches ihn im 48sten Jahre seines Alters dahin riß. Vor seinem Tode ward ihm von dem Herrn George Lyttleton die einträgliche Stelle eines Controlleurs von Amerika verschafft, deren wirklichen Genuß er aber kaum erlebte. Hr. Thomson ward von allen, die ihn kannten, sehr geliebt. Er war von einer offnen und edlen Gemüthsart; hing aber dann und wann den gesellschaftlichen Ergötzungen allzu sehr nach: ein Fehler, von welchem selten ein Mann von Genie frey zu seyn pfleget. Sein äußerliches Ansehen war nicht sehr einnehmend; es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umging. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringste erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu seyn bereit war; er vergaß, der langen Abwesenheit, der neuen Bekanntschaft und des Zuwachses eigner Verdienste

ungeachtet, seine alten Wohlthäter niemals, welches er bey verschiednen Gelegenheiten gezeigt hat. Es ist eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig ist; wie ihm Gegentheils, wenn diese großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenschaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und so war das Herz unsers vortrefflichen Dichters beschaffen, dessen Leben eben so untadelhaft als lehrreich seine Muse war: denn von allen englischen Dichtern ist er derjenige, welcher sich von allem, was unanständig war, am meisten entfernte, welches Zeugniß ihm unter andern auch Herr Lyttleton in dem angeführten Prolog ertheilt hat.

— His chaste Muse employ'd her heav'ntaught lyre
None but the noblest passions to inspire,
Not one immoral, one corrupted thought,
One line, which, dying, he could wish to blot.

d. i. Seine keusche Muse brauchte ihre himm-

lische Leyer zu nichts, als zu Einflößung der edelsten Gesinnungen. Kein einziger unsittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er sterbend ausstreichen zu können, hätte wünschen dürfen.

III.

Ueber das Trauerspiel Virginia des Don Augustino de Montiano y Luyando.

Die Schriften der Spanier sind diejenigen, welche unter allen ausländischen Schriften am wenigsten unter uns bekannt werden. Kaum daß man einige ihrer jetztlebenden Gelehrten in Deutschland dem Namen nach kennt, deren nähere Bekanntschaft uns einen ganz andern Begriff von der spanischen Litteratur machen würde, als man gemeiniglich davon zu haben pflegt. Ich schmeichle mir, daß schon die gegenwärtige Nachricht ihn um ein großes erhöhen wird, und daß meine Leser erfreut seyn werden, den größten tragischen Dichter kennen zu lernen, den jetzt Spanien aufweisen und ihn seinen Nachbarn entgegen stellen kann. Es ist dieses Don Augustino de Montiano y Luyando, von dessen Le-

bensumständen ich, ohne weitre Vorrede, einige Nachricht ertheilen will, ehe ich von einem der vorzüglichsten seiner Werke einen umständlichen Auszug vorlege.

Don Augustino de Montiano y Luyando ist den ersten März im Jahre 1697 geboren, und also jetzt in einem Alter von 57 Jahren. Sein Vater und seine Mutter stammten aus adlichen Familien in Biscaya, und zwar aus den allervornehmsten dieser Provinz. Seine Erziehung war seiner Geburt gemäß. Nachdem er die Humaniora wohl studieret, und die gewöhnlichen Wissenschaften eines jungen Menschen von Stande begriffen hatte, that er sich als ein geschickter Weltweiser und Rechtsgelehrter hervor. Er verstehet übrigens die französische und italiänische Sprache, und hat auch einige Kenntniß von der englischen. Er fand schon in seiner zartesten Jugend einen besondern Geschmack an der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, so, daß er bereits in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, nehmlich im Jahre 1719, eine Oper zu Madrid, ohne seinen Namen, unter dem Titel: die Leyer des Orpheus (*la Lira de Orfeo*) in Octav drucken ließ, welche zu verschiednen Zeiten zu Palma oder Majorca, der Hauptstadt dieser Insel, gesungen ward. Im Jahr 1724 gab er in eben derselben Stadt eine prosaische und poetische Beschreibung

der

der bey der Krönung Ludwigs des I. angestellten Feyerlichkeiten, in Quart heraus. Fünf Jahr hernach entwandte man ihm ein kleines Werk in Versen über die Entführung der Dina, der Tochter des Jacobs, da er es eben noch ausbesserte, und stellte es in eben dem 1729sten Jahre zu Madrid in Quart ans Licht. Dieses Gedicht ist nachher weit vollkommner in Barcellona in Octav, doch ohne Jahrzahl und ohne Erlaubniß, ans Licht getreten. Es führet den Titel: *El robo de Dina.*

Die Verdienste des Don Augustino bewogen den König Philipp den Vten, ihn im Jahre 1732 zum Secretair bey den Conferenzen der spanischen und englischen Commissare zu ernennen. Im Jahre 1738 ward er in der Kanzley der allgemeinen Staatsangelegenheiten gebraucht. Das Jahr darauf trat er in die Königl. spanische Akademie; und als einer von den Stiftern und ältesten Mitgliedern der Königl. Gesellschaft der Geschichte, ward er von der erstern in eben dem Jahre, als sie unter Königl. Schutz genommen ward, zu ihrem Director ernannt, welche Stelle ihm 1745 auf Zeitlebens aufgetragen ward. Im Jahre 1746 beehrte ihn Se. Majestät mit der Stelle eines Secretairs bey der Begnadigungs- und Gerichtskammer und dem Staate von Castilien. Auch war er im Jahre 1742 in die Gesellschaften der schönen Wissenschaften zu Barcellona und Sevilien aufgenommen worden.

Außer den angeführten Werken gab er auch im Jahr 1739 zu Madrid eine Vergleichung der Aufführung des Königs von Spanien mit der Aufführung des Königs von England, in Quart heraus: (*El cotejo de la conducta de S. M. con la del Rey Britannico*); desgleichen in eben diesem Jahre eine Rede an die Königl. Akademie der Geschichte; und im Jahr 1740 eine Rede an den König Philipp den Vten, im Namen gedachter Akademie, über eine Anmerkung, die dieser Monarch gemacht hatte. Beyde Reden sind in Octav gedruckt, und befinden sich in dem ersten und zweyten Theile der Schriften dieser Akademie. Ferner hat man von ihm eine Rede im Namen der spanischen Akademie an den König, bey Gelegenheit der Vermählung der Infantin Donna Maria Antoinetta Ferdinanda mit dem Herzoge von Savoyen, in Quart; und eine Lobschrift auf den Doctor Don Blasio Antonio Nassarra y Ferriz, die er auf Verlangen der spanischen Akademie machte, und 1751 zu Madrid in Octav drucken ließ.

Doch das vornehmste von seinen Werken sind unstreitig zwey Tragödien, deren eine 1750, und die andre gegen das Ende des Jahres 1753 gedruckt ward. Die eine führet den Titel Virginia, und die andre heißt Athaulpho. Beyden ist eine Abhandlung von den spanischen Tragödien vorgesetzt,

in welchen er besonders gegen den Hrn. du Perron de Castera beweiset, daß es seiner Nation ganz und gar nicht an regelmäßigen Trauerspielen fehle. Wir werden ein andermal dieser Abhandlung mit mehrerem gedenken, oder sie vielmehr ganz mittheilen; für jetzt aber wollen wir uns an das erste der gedachten Trauerspiele machen, und dem Leser das Urtheil überlassen, was für einen Rang unter den tragischen Dichtern er dem Verfasser einräumen will.

Vor allen Dingen muß ich noch eine kleine Erklärung vorweg schicken. Ich habe nicht so glücklich seyn können, das spanische Original der Virginia zu bekommen, und bin also genöthigt gewesen, mich der französischen Uebersetzung des Herrn Hermilly zu bedienen, die in diesem Jahre in zwey kleinen Octavbänden in Paris an das Licht getreten ist. Der eine Band enthält die erste der angeführten Abhandlungen über die spanischen Tragödien; und der andre eine abgekürzte Uebersetzung der Virginia. Beyden ist ein historisches Register der in der Abhandlung erwähnten Verfasser zur Hälfte beygefügt, welches eine Arbeit des Herrn Hermilly ist. Eben diesem habe ich auch die angeführten Lebensumstände des spanischen Dichters zu danken, die ihm dieser selbst überschrieben hat. Er hat die Virginia deswegen lieber in einen Auszug bringen, als ganz und gar übersetzen wollen, weil die Fran-

zosen keine prosaischen Trauerspiele lesen mögen. Ich kann keine ähnliche Ursache für mich geltend machen, sondern muß mich lediglich mit der Nothwendigkeit entschuldigen, meinen Lesern eine so angenehme Neuigkeit entweder gar nicht, oder durch die Vermittelung des französischen Uebersetzers mitzutheilen. Es ist kein Zweifel, daß dieses nicht noch immer besser seyn sollte, als jenes.

Die Geschichte der Virginia ist aus dem Livius und Andern zu bekannt, als daß ich mich hier mit Erzählung ihrer wahren Umstände aufhalten dürfte. Man sehe, wie sich der Dichter dieselben zu Nutze gemacht hat. — — — — — — — — — — — — — — — — *)

*) Hier folgt in der Theatralischen Bibliothek ein weitläuftiger Auszug des Trauerspiels Virginia.

IV.

Leben des Philipp Nericault Destouches.

Der nur vor Kurzem erfolgte Tod dieses berühmten komischen Dichters hat die Vorstellung seiner Vollkommenheiten bey mir so lebhaft gemacht, daß ich nicht umhin kann, in dieser Bibliothek seiner unter allen Franzosen am ersten zu gedenken. Für jetzt will ich nur einige historische Umstände seines Lebens mittheilen, und die nähere Bekanntmachung seiner Werke, deren vornehmste ich mit allem Fleiß zergliedern werde, auf die nächste Fortsetzung versparen.

Philipp Nericault Destouches, Herr von Fortoiseau, von Vosves, von Vives-Eaux, ꝛc. Gouverneur der Stadt und des Schlosses Melun, und eins von den vierzig Gliedern der französischen Akademie, war im Jahr 1680 geboren. In seinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Marquis von Puyzieulx, damaligem Generallieutenant der fran-

zösischen Armeen, und Gouverneur von Hüningen, in dessen Diensten und unter dessen Aufsicht er sich ganzer sieben Jahr zu öffentlichen Angelegenheiten geschickt machte. Dieser Herr hatte sich ehedem nicht nur im Felde einen großen Ruhm und das Vertrauen des Turenne erworben, sondern war auch königlicher Abgesandter bey den schweizerischen Cantons gewesen. Er besaß sehr besondere Verdienste, und wußte zwey ganz entgegen gesetzte Eigenschaften, die Klugheit nehmlich und das Phlegma eines Staatsmanns mit der Kühnheit und Thätigkeit eines Soldaten, zu verbinden. Der junge Destouches befand sich noch in dem Hause des Marquis, als er seine erste Komödie ans Licht stellte. Es war dieses der unverschämte Neugierige (*le Curieux impertinent*) in Versen und fünf Aufzügen. Sie hatte Beyfall gefunden, und er glaubte verbunden zu seyn, sie seinem Wohlthäter zuzueignen; ja, wenn er in dieser Zueignungsschrift nicht sowohl die Sprache der Schmeicheley als der Wahrheit geredet hat, so war er es auch in der That. Er und seine Familie hatten ihm den löblichen Ehrgeitz, sich auch in der gelehrten Republik einen Rang zu erwerben, beygebracht; unter ihm hatte er seinen Geist gebildet und sein Herz gebessert, ja von ihm hatte er so gar manche vortreffliche Einsicht in die Kunst, in welcher er sich zu zeigen

anfing, erlangt. So viel ist gewiß, daß unser Dichter schon in seinem ersten Stücke eine besondre Kenntniß der großen Welt und der Art, durch welche sich das Lächerliche derselben von den Lächerlichkeiten des Pöbels unterscheidet, zeigte, und überall diejenige Anständigkeit auch bey Schilderung der Laster blicken ließ, die fast nur denen, die unter Leuten von Stande aufgewachsen sind, natürlich zu seyn scheinet. Nachdem er das Haus des Marquis von Puyzieulx verlassen, ward er nach und nach in verschiedenen Staatsunterhandlungen gebraucht, in welchen er immer glücklich war. Er unterließ dabey nicht, ein vortreffliches Stück nach dem andern dem Theater zu liefern, und widerlegte durch sein Beyspiel auf eine sehr nachdrückliche Art das Vorurtheil, daß sich ein Dichter zu weiter nichts als zum Dichten schicke, und besonders die geringsten öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten unfähig sey. Die Belohnungen seiner Verdienste blieben nicht aus. Im Jahr 1723 machte ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede, und einige Jahre darauf erhielt er das gedachte Gouvernement von Melun. Er hörte auch in seinem höchsten Alter nicht auf, sich immer neue komische Lorbeerkränze zu flechten, und trieb diese seine gelehrte Beschäftigung mit dem mühsamsten Fleiße. Er arbeitete unter andern ganzer zehn Jahre an dramatischen

Commentariis über alle tragische und komische, sowohl alte als neue Dichter, ohne die spanischen, englischen und italiänischen auszunehmen. Er machte über jeden derselben kritische Anmerkungen, und der erste Theil, welcher Versuche über den Sophokles, Euripides, Aristophanes, Plautus und Terenz enthält, ist bereits vor verschiedenen Jahren fertig gewesen. In dem andern Theile war er auch schon bis auf die beyden Corneilles gekommen, und fand den Jüngern, je mehr er ihn untersuchte, besonders in Ansehung der Erfindung und Einrichtung seiner Stücke, immer schätzbarer, als man sich ihn gemeiniglich einbildet. Ob der Verfasser dieses Werk noch vor seinem Tode zu Stande gebracht, und ob es das Licht sehen werde, wird die Zeit lehren. Niemand kann über große Meister besser urtheilen, als wer selbst ein großer Meister ist, und zugleich die edle Bescheidenheit besitzt, welche den Hrn. Destouches allezeit liebenswerth gemacht hat. Er starb zu Melun, den 5ten Julius dieses Jahres.

Seine dramatischen Stücke sind zu verschiedenen malen zusammen gedruckt worden. Die neueste Ausgabe davon ist ohne Zweifel die, welche ich vor mir habe und zu Haag 1752 in vier Theilen in 12. gedruckt ist. Der Buchhändler Benjamin Gibert hat sie dem Hrn. Destouches selbst zugeeignet, und bittet ihn in der Zueignung um Verzeihung, daß er

ohne seine Erlaubniß alles, was er von seiner Arbeit auftreiben können, zusammen gedruckt und der Welt mitgetheilt habe. Ich glaube, eine Zueignungsschrift ist in solchen Fällen die geringste Genugthuung, die der gewinnsüchtige Buchhändler dem beschämten Verfasser kann widerfahren lassen. Doch ohne mich um die Rechtmäßigkeit dieser Ausgabe viel zu bekümmern, will ich mir vielmehr ihre Vollständigkeit zu Nutze machen, und den Inhalt daraus anzeigen.

Der erste Theil enthält sechs Stücke. Das erste ist der unverschämte Neugierige, dessen ich schon gedacht habe. Der Prolog, den ihm der Dichter vorgesetzt hat, ist erst lange nach der Zeit dazu gekommen, und ist auf die Feyerlichkeit gerichtet, bey welcher er von einer Gesellschaft Freunde auf dem Lande vorgestellet ward. Das zweyte Stück ist der Undankbare (*l'Ingrat*), in Versen und fünf Aufzügen. Dieses folgte in der That gleich auf das erste, wie denn überhaupt alle folgende Stücke nach der Zeitrechnung geordnet sind. Das dritte Stück ist der Unentschlüssige (*l'Irrésolu*), auch in Versen und fünf Aufzügen. Der Verfasser hat es dem Marquis von Courcillon zugeeignet, welcher zu eben der Zeit das Gouvernement von Touraine, der Provinz, in welcher unser Destouches geboren war, erhalten hatte. Das vierte Stück

ist der Verläumder (*le Médisant*), gleichfalls in Versen und fünf Aufzügen. Das fünfte Stück ist nur in einem Aufzuge, in Prosa, und heißt: Die dreyfache Heyrath (*le triple mariage*). Das sechste Stück ist auch nur in einem Aufzuge, aber in Versen, und führt den Titel: Die schöne Stolze, oder das verwöhnte Kind (*la belle orgueilleuse, ou l'Enfant gaté*).

Der zweyte Theil bestehet aus fünf Stücken. Erstlich, aus dem unvermutheten Hinderniß, oder dem Hinderniß ohne Hinderniß (*l'obstacle imprévu ou l'obstacle sans obstacle*), einem Lustspiele in Versen und fünf Aufzügen. Dieses Stück ist dem Herzoge von Orleans, damaligem Regenten von Frankreich, zugeeignet. Zweytens aus dem Verschwender, oder der ehrlichen Betrügerin (*le Dissipateur ou l'honnête friponne*), in Versen und fünf Aufzügen. Drittens, aus dem Ruhmredigen (*le Glorieux*), auch in Versen und fünf Aufzügen. Dieses ist ohne Zweifel dasjenige Stück, welches dem Herrn Destouches den meisten Beyfall erworben hat. Er ist so bescheiden, einen großen Theil dieses Beyfalls den Schauspielern zuzuschreiben, welche sich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihren Rollen ein Genüge zu thun. Wie glücklich ist der dramatische Dichter, der sich eines solchen Schicksals rühmen kann, und dem nicht das

Herz brechen darf, seine Arbeit durch Eigensinn und Unwissenheit verhunzt zu sehen! Der ältere Quinault hatte die Rolle des Licanders darin gemacht, und sich als der unglückliche Vater des Grafen Tufiere und der Lisette die Hochachtung und die Bewunderung aller Zuschauer erworben. Der Herr Dufresne hatte den Ruhmredigen vorgestellt und seinen Charakter, noch ehe er ein Wort geredet, durch die bloße Art, sich auf der Bühne zu zeigen, auszudrücken gewußt. Solche Leute können auch das schlechteste Stück aufrecht erhalten; doch sollten nur diejenigen Verfasser das Vorrecht haben, sie für ihre Geburten zu finden, die auch die schlechtesten Schauspieler nicht so vorstellen können, daß sie nicht noch immer Schönheiten genug behalten sollten. — Das vierte Stück in diesem Theile sind die verliebten Philosophen (*les philosophes amoureux*), gleichfalls in Versen und fünf Aufzügen; und das sechste Stück ist der poetische Dorfjunker (*le poëte campagnard*). Dieses letztere hat einen besondern Prolog, welcher der Triumph des Herbstes (*le Triomphe de l'Automne*) heißt.

Der dritte Theil begreift ebenfalls fünf Schauspiele und einige Kleinigkeiten. Das erste Stück ist das Gespenst mit der Trommel (*le Tambour nocturne*), in Prosa und fünf Aufzügen. Es ist eigentlich nicht von der Erfindung des Herrn Des-

touches, sondern eine Nachahmung eines englischen Stückes des Herrn Addison, welches in seiner Sprache *The Drummer* heißt, und auch in Deutschland bekannt genug ist. Unser Dichter war in England gewesen, und hatte Herrn Addison persönlich kennen lernen, Er giebt ihm das Zeugniß, daß er unter allen schönen Geistern seiner Nation die wenigste Entfernung für das französische Theater gehabt habe, und mit den regellosen Unanständigkeiten der englischen Bühne gar nicht zufrieden gewesen sey. Er hatte auch seinen *Drummer* in keiner andern Absicht geschrieben, als seinen Landsleuten zu zeigen, daß sich Regeln und Witz, Anständigkeit und Satire ganz wohl vertrügen. Gleichwohl aber behielt sein Stück noch allzuviel Englisches, als daß es ohne Veränderungen auf dem französischen Theater hätte gefallen können. Diese nun machte Herr Destouches mit aller möglichen Geschicklichkeit; und wenn er die stolze Treulosigkeit der englischen Schriftsteller, besonders Drydens, hätte nachahmen wollen: so hätte er recht wohl das ganze Schauspiel für sein eigen ausgeben, und in der Vorrede noch dazu auf den englischen Urheber schimpfen können. — — Der verheirathete Philosoph (*le Philosophe marié*) ist das zweyte Lustspiel im dritten Theile. Es ist in Versen und fünf Aufzügen. Auch dieses fand unge-

meinen Beyfall, und sein Verfasser schrieb es dem Minister und Staatssecretair Grafen von Morville zu. Das dritte Stück ist eigentlich nichts als eine dramatische Satire über die unbilligen Urtheile, welche einige neidische Kunstrichter über das vorhergehende Stück gefällt hatten. Es ist in Prosa abgefaßt, hat nur einen Aufzug, und heißt der Neidische (*l'Envieux*). Der Kürze ungeachtet ist der Charakter darin vortrefflich ausgedrückt. — — Das vierte Stück nennt der Verfasser eine Tragikomödie. Es führt den Titel: Der Ehrgeitzige und die Unbesonnene (*l'Ambitieux et l'Indiscrète*). Er hat ihm deswegen den Namen eines bloßen Lustspiels nicht geben wollen, weil alle Personen darin von einem gewissen Range sind, und er die Scene bey Hofe hat annehmen müssen, wollte er anders seine Helden in die vortheilhaftesten Umstände für die Entwickelung ihrer Charaktere setzen. Es ist ein Prolog bey dem Ehrgeitzigen, der die innre Einrichtung des Stücks betrifft, und worin verschiedene Personen aufgeführet werden, die dafür oder dawider reden. Das fünfte Schauspiel in diesem Theile ist die abgenutzte Liebe (*l'Amour usé*), ein prosaisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Mit diesem Stücke ging es dem Verfasser ein wenig unglücklich. Feinde und unbillige Richter brachten es bey der ersten Vor-

stellung um allen Beyfall. Er beklagt sich deswegen in einem Briefe an den Grafen von L**, welcher dem Lustspiele vorgedruckt ist, sehr empfindlich darüber, und es schmerzte ihn, daß eine fünf und dreyßigjährige Bemühung für das Vergnügen des Publici, ihn vor dieser Beschimpfung nicht habe sichern können. — — Außer diesen fünf Stücken findet man in dem dritten Theile noch drey kleine Divertissements, welche aber durchaus nichts sagen wollen, und beynahe ihres Verfassers unwerth wären, wenn sie vielleicht nicht in dem Cirkel der Freunde, in welchem sie gespielt worden, gewisse gesellschaftliche Vollkommenheiten gehabt hätten, die für fremde Leser durchaus unmerklich sind.

Der vierte Theil enthält nur drey ganze Stücke. Das erste ist der Sonderling (*l'Homme singulier*), ein Lustspiel in Versen und fünf Aufzügen. Es ist eher gedruckt als aufgeführt worden. Der Verfasser bezeigt eine besondre Liebe für dasselbe, und schmeichelt sich selbst, daß man nicht allein das hohe Komische und die lebhafte und männliche Moral, welche seinen übrigen Stücken so vielen Beyfall erworben, sondern auch einen ziemlich neuen und sehr lehrreichen Charakter darin antreffen werde. Das zweyte Stück ist die Stärke des Naturells (*la force du naturel*), ebenfalls in Versen und fünf Aufzügen. Man ist mit dem Inhalte dieses Lust-

spiels nicht zufrieden gewesen, und kann es auch gewissermaßen nicht wohl seyn, wie wir ein andermal zeigen wollen. Es ist gleich das Gegenspiel von der Nanine des Hrn. von Voltaire, welcher wenigstens in diesem Stücke ein besserer Kenner der Natur, als der alte Destouches gewesen ist. Das dritte Stück endlich heißt: *le jeune homme à l'épreuve*, der junge Mensch, der die Probe aushält; es ist in Prosa und in fünf Aufzügen. Wenn auch dieses gleich die Frucht des Alters ist, so ist es doch die Frucht des Alters eines Destouches, und würde der Blüthe eines andern Schriftstellers Ehre machen. Der übrige Inhalt des vierten Theils bestehet aus den ersten Auftritten verschiedener Lustspiele, die der Verfasser ohne Zweifel noch hat ausarbeiten wollen, ob er sie gleich für nichts, als für bloße Entwürfe ausgiebt, die er für einen jungen Chevalier von B., der sich in der komischen Dichtkunst üben wollen, gemacht habe. Die vornehmsten davon sind Anfangsscenen zu einem Lustspiele, welches der liebenswürdige Alte heißen sollen; desgleichen zu einem über den Charakter des Rachsüchtigen. Auch ist der Anfang zu einem Lustspiele Protheus da, worin der Dichter einen Betrüger aufführen wollen, der jeden Charakter anzunehmen fähig ist. Wird wohl jemand so kühn seyn, und dasjenige auszuführen wagen, was ein solcher Dich-

ter entworfen hat? — — Noch findet man in diesem vierten Theile eine Sammlung von hundert und drey und siebzig Sinnschriften, und ein poetisches Schreiben an den König, über seine Genesung. Nur die Lieder des Herrn Destouches, deren er verschiedene und gewiß sehr artige gemacht hat, vermisse ich in dieser ganzen Sammlung seiner Werke.

V. Ueber

V.

Ueber das Lustspiel die Juden.

Unter den Beyfall, welchen die zwey Lustspiele in dem vierten Theile meiner Schriften *) gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, die Juden, werth geschätzt hat. Ich bitte sehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuschreibe, wenn ich mich eben jetzt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehe, ist vielmehr ein Zeichen, daß sie mir nicht zuwider gewesen sind, daß ich sie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünsche, als billige Urtheile der Kunstrichter zu erfahren, die ich auch alsdann, wenn sie mich unglücklicher Weise nicht überzeugen sollten, mit Dank erkennen werde.

*) Der ersten Ausgabe von 1753 – 1755.

Es sind diese Anmerkungen in dem 70sten Stücke der Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieses Jahres, gemacht worden, und in den Jenaischen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beygepflichtet. Ich muß sie nothwendig hersetzen, wenn ich denjenigen von meinen Lesern, welchen sie nicht zu Gesichte gekommen sind, nicht undeutlich seyn will. „Der Endzweck dieses Lustspiels," hat mein Herr Gegner die Gütigkeit zu sagen, „ist eine sehr ernst„hafte Sittenlehre: nehmlich die Thorheit und „Unbilligkeit des Hasses und der Verachtung zu „zeigen, womit wir den Juden meistentheils be„gegnen. Man kann daher dieses Lustspiel nicht „lesen, ohne daß einem die mit gleichem Endzweck „gedichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, „die in Herrn Gellerts schwedischer Gräfin stehet, „beyfallen muß. Bey Lesung beyder aber ist uns „stets das Vergnügen, so wir reichlich empfunden „haben, durch etwas unterbrochen worden, das wir „entweder zu Hebung des Zweifels, oder zu künfti„ger Verbesserung der Erdichtungen dieser Art, be„kannt machen wollen. Der unbekannte Reisende „ist in allen Stücken so vollkommen gut, so edel„müthig, so besorgt, ob er auch etwa seinem Näch„sten Unrecht thun und ihn durch ungegründeten „Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es zwar „nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrscheinlich

„ist, daß unter einem Volke von den Grundsätzen, „Lebensart und Erziehung, das wirklich die üble „Begegnung der Christen auch zu sehr mit Feind- „schaft, oder wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen „die Christen erfüllen muß, ein solches edles Ge- „müth sich gleichsam selbst bilden könne. Diese „Unwahrscheinlichkeit stört unser Vergnügen desto „mehr, je mehr wir dem edeln und schönen Bilde „Wahrheit und Daseyn wünschten. Aber auch die „mittelmäßige Tugend und Redlichkeit findet sich „unter diesem Volke so selten, daß die wenigen „Beyspiele davon den Haß gegen dasselbe nicht so „sehr mindern als man wünschen möchte. Bey den „Grundsätzen der Sittenlehre, welche zum wenigsten „der größte Theil derselben angenommen hat, ist „auch eine allgemeine Redlichkeit kaum möglich, „sonderlich da fast das ganze Volk von der Handlung „leben muß, die mehr Gelegenheit und Versuchung „zum Betruge giebt, als andre Lebensarten."

Man sieht leicht, daß es bey diesen Erinnerungen auf zwey Puncte ankömmt. Erstlich darauf, ob ein rechtschaffner und edler Jude an und für sich selbst etwas Unwahrscheinliches sey; zweytens, ob die Annehmung eines solchen Juden in meinem Lustspiele unwahrscheinlich sey. Es ist offenbar, daß der eine Punct den andern hier nicht nach sich zieht; und

es ist eben so offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit setzen dürfte, wenn ich die Menschenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bey diesem als bey dem erstern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den letztern zuerst erklären.

Habe ich in meinem Lustspiele einen rechtschaffnen und edeln Juden wider die Wahrscheinlichkeit angenommen? — — Noch muß ich dieses nur bloß nach den eignen Begriffen meines Gegners untersuchen. Er giebt zur Ursache der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieses Volk seufzet, und die Nothwendigkeit an, in welcher es sich befindet, bloß und allein von der Handlung zu leben. Es sey; folgt aber also nicht nothwendig, daß die Unwahrscheinlichkeit wegfalle, so bald diese Umstände sie zu verursachen aufhören? Wann hören sie aber auf, dieses zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn sie von andern Umständen vernichtet werden; das ist, wenn sich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Christen weniger zu fühlen, und sich nicht gezwungen sieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert als Reichthum? Doch ja, auch die

richtige Anwendung dieses Reichthums wird dazu erfordert. Man sehe nunmehr, ob ich nicht beydes bey dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er ist reich; er sagt es selbst von sich, daß ihm der Gott seiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche; ich lasse ihn auf Reisen seyn; ja, ich setze ihn so gar aus derjenigen Unwissenheit, in welcher man ihn vermuthen könnte; er lieset, und ist auch nicht einmal auf der Reise ohne Bücher. Man sage mir, ist es also nun noch wahr, daß sich mein Jude hätte selbst bilden müssen? Besteht man aber darauf, daß Reichthum, bessere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verstand nur bey einem Juden keine Wirkung haben könnten: so muß ich sagen, daß dieses eben das Vorurtheil ist, welches ich durch mein Lustspiel zu schwächen gesucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß fließen kann, und die Juden nicht bloß zu rohen Menschen macht, sondern sie in der That weit unter die Menschheit setzt. Ist dieses Vorurtheil bey meinen Glaubensgenossen unüberwindlich, so darf ich mir nicht schmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen sehen werde. Will ich sie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtschaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meisten dafür gelten zu lassen? Ich sage es gerade heraus: noch alsdann, wenn mein Reisen-

der ein Christ wäre, würde sein Charakter sehr selten seyn, und wenn das Seltene bloß das Unwahrscheinliche ausmacht, auch sehr unwahrscheinlich. — —

Ich bin schon allmählich auf den ersten Punct gekommen. Ist denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, für sich selbst unwahrscheinlich? Und warum ist er es? Man wird sich wieder auf die obigen Ursachen berufen. Allein, können denn diese nicht wirklich im gemeinen Leben eben so wohl wegfallen, als sie in meinem Spiele wegfallen? Freylich muß man, dieses zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem liederlichen Gesindel, welches auf den Jahrmärkten herumschweift. — — Doch ich will lieber hier einen Andern reden lassen, dem dieser Umstand näher an das Herz gehen muß: einen aus dieser Nation selbst. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben so witzigen, als gelehrten und rechtschaffnen Mannes versagen könnte. Folgenden Brief hat er bey Gelegenheit der Göttingischen Erinnerung, an einen Freund in seinem Volke, der ihm an guten Eigenschaften völlig gleich ist, geschrieben. Ich sehe es voraus, daß man es schwerlich glauben, sondern vielmehr diesen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiete mich, denjenigen, dem daran gelegen ist, unwidersprechlich von der

Authenticität desselben zu überzeugen. Hier ist er *).

Mein Herr,

„Ich überschicke Ihnen hier das 70ste Stück „der Göttingischen gelehrten Anzeigen. Lesen Sie „den Artikel von Berlin. Die Herren Anzeiger „recensiren den vierten Theil der Lessingischen „Schriften, die wir so oft mit Vergnügen gelesen „haben. Was glauben Sie wohl, daß sie an dem „Lustspiele, die Juden, aussetzen? Den Haupt„charakter, welcher, wie sie sich ausdrücken, viel „zu edel und viel zu großmüthig ist. Das Ver„gnügen, sagen sie, das wir über die Schönheit „eines solchen Charakters empfinden, wird durch „dessen Unwahrscheinlichkeit unterbrochen, und end„lich bleibt in unsrer Seele nichts, als der bloße „Wunsch für sein Daseyn übrig. Diese Gedanken „machten mich schamroth. Ich bin nicht im Stande

*) Michaelis war der Göttingische Recensent. Der Brief ist von Moses Mendelssohn, und an den Doctor Gumperz, einen Arzt in Berlin, der aber nicht praktisirte, sondern von seinen Mitteln lebte, und sich eigentlich mit Mathematik beschäftigte. Gumperz war um die damalige Zeit Secretair bey Maupertuis. A. d. H.

„alles auszudrücken, was sie mich haben empfinden „lassen. Welche Erniedrigung für unsere bedrängte „Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das „gemeine Volk der Christen hat uns von je her als „den Auswurf der Natur, als Geschwüre der „menschlichen Gesellschaft angesehen. Allein von „gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine bil„ligere Beurtheilung; von diesen vermuthete ich „die uneingeschränkte Billigkeit, deren Mangel „uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. „Wie sehr habe ich mich geirrt, als ich einem „jeden Christlichen Schriftsteller so viel Aufrich„tigkeit zutrauete, als er von andern fordert!

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein „Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in „sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlich„keit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann „aufweisen zu können? Einer Nation, aus wel„cher, wie sich der Verfasser der Juden ausdrückt, „alle Propheten und die größesten Könige aufstan„den? Ist sein grausamer Richterspruch gegründet? „Welche Schande für das menschliche Geschlecht! „Ungegründet? Welche Schande für ihn!

„Ist es nicht genug, daß wir den bittersten „Haß der Christen auf so manche grausame Art „empfinden müssen; sollen auch diese Ungerechtig-

„keiten wider uns durch Verläumdungen gerecht„fertiget werden?

„Man fahre fort uns zu unterdrücken, man „lasse uns beständig mitten unter freyen und glück„seligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze „uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller „Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Trost „bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Ver„lassenen, suche man uns nicht gänzlich abzu„sprechen.

„Jedoch man spreche sie uns ab; was gewin„nen die Herren Recensenten dabey? Ihre Kritik „bleibet dennoch unverantwortlich. Eigentlich soll „der Charakter des reisenden Juden (ich schäme „mich, wenn ich ihn von dieser Seite betrachte) „das Wunderbare, das Unerwartete in der Ko„mödie seyn. Soll nun der Charakter eines hoch„müthigen Bürgers, der sich zum türkischen Für„sten machen läßt, so unwahrscheinlich nicht seyn, „als eines Juden, der großmüthig ist? Laßt einen „Menschen, dem von der Verachtung der jüdischen „Nation nichts bekannt ist, der Aufführung die„ses Stückes beywohnen; er wird gewiß, während „des ganzen Stückes vor Langerweile gähnen, ob „es gleich für uns sehr viele Schönheiten hat. „Der Anfang wird ihn auf die traurige Betrach„tung leiten, wie weit der Nationalhaß getrieben

„werden könne, und über das Ende wird er lachen „müssen. Die guten Leute, wird er bey sich den„ken, haben doch endlich die große Entdeckung „gemacht, daß Juden auch Menschen sind. So „menschlich denkt ein Gemüth, das von Vorurthei„len gereinigt ist.

„Nicht daß ich durch diese Betrachtung dem „Lessingischen Schauspiele seinen Werth entziehen „wollte; keinesweges: Man weiß, daß sich der „Dichter überhaupt, und insbesondre wenn er für „die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem „Volke herrschenden Meynung zu richten hat. „Nach dieser aber muß der unvermuthete Cha„rakter des Juden eine sehr rührende Wirkung auf „die Zuschauer thun. Und in so weit ist ihm die „ganze jüdische Nation viele Verbindlichkeit schul„dig, daß er sich Mühe giebt, die Welt von einer „Wahrheit zu überzeugen, die für sie von großer „Wichtigkeit seyn muß.

„Sollte diese Recension, diese grausame See„lenverdammung, nicht aus der Feder eines Theo„logen geflossen seyn? Diese Leute denken der „Christlichen Religion einen großen Vorschub zu „thun, wenn sie alle Menschen, die keine Christen „sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber er„klären. Ich bin weit entfernt, von der Christ„lichen Religion so schimpflich zu denken; das

„wäre unstreitig der stärkste Beweis wider ihre „Wahrhaftigkeit, wenn man sie festzustellen alle „Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte.

„Was können uns unsere strengen Beurtheiler, „die nicht selten ihre Urtheile mit Blute versiegeln, „Erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre „Vorwürfe auf den unersättlichen Geitz hinaus, „den sie vielleicht durch ihre eigene Schuld, bey „dem gemeinen jüdischen Haufen zu finden, froh„locken? Man gebe ihnen diesen zu; wird es denn „deswegen aufhören, wahrscheinlich zu seyn, daß „ein Jude einem Christen, der in räuberische Hände „gefallen ist, das Leben gerettet haben sollte? Oder „wenn er es gethan, muß er sich nothwendig das „edle Vergnügen, seine Pflicht in einer so wich„tigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträch„tigen Belohnungen versalzen lassen? Gewiß „nicht! Zumal wenn er in solchen Umständen „ist, in welche der Jude im Schauspiele gesetzt „worden.

„Wie aber, soll dieses unglaublich seyn, daß „unter einem Volke von solchen Grundsätzen und „Erziehung, ein so edles und erhabenes Gemüth „sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Be„leidigung! so ist alle unsere Sittlichkeit dahin! „so regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tu„gend! so ist die Natur stiefmütterlich gegen uns

„gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Men-
„schen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Gu-
„ten! Wie weit bist du, gütiger Vater, über
„solche Grausamkeit erhaben!

„Wer Sie näher kennt, theuerster Freund, und
„Ihre Talente zu schätzen weiß, dem kann es gewiß
„an keinem Exempel fehlen, wie leicht sich glück-
„liche Geister, ohne Vorbild und Erziehung empor
„schwingen, ihre unschätzbaren Gaben ausarbeiten,
„Geist und Herz bessern, und sich in den Rang der
„größten Männer erheben können. Ich gebe einem
„jeden zu bedenken, ob Sie, großmüthiger Freund,
„nicht die Rolle des Juden im Schauspiel über-
„nommen hätten, wenn Sie auf Ihrer gelehrten
„Reise, in seine Umstände gesetzt worden wären.
„Ja ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich
„fortfahren wollte, einzelne Exempel von edlen
„Gemüthern anzuführen. Nur das Ihrige konnte
„ich nicht übergehen, weil es so sehr in die Augen
„leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundere.

„Ueberhaupt sind gewisse menschliche Tugenden
„den Juden gemeiner, als den meisten Christen.
„Man bedenke den gewaltigen Abscheu, den sie
„vor einer Mordthat haben. Kein einziges Exem-
„pel wird man anführen können, daß ein Jude
„(ich nehme die Diebe von Profession aus) einen
„Menschen ermordet haben sollte. Wie leicht wird

„es aber nicht manchem sonst redlichen Christen, „seinem Nebenmenschen für ein bloßes Schimpf„wort das Leben zu rauben? Man sagt, es sey „Niederträchtigkeit bey den Juden. Wohl! wenn „Niederträchtigkeit Menschenblut verschont; so ist „Niederträchtigkeit eine Tugend.

„Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Men„schen, wie milde gegen die Armen beyder Natio„nen! Und wie hart verdient das Verfahren der „meisten Christen gegen ihre Armen genannt zu „werden! Es ist wahr, sie treiben diese beyden „Tugenden fast zu weit. Ihr Mitleiden ist allzu „empfindlich, und hindert beynahe die Gerechtig„keit, und ihre Mildigkeit ist beynahe Verschwen„dung. Allein, wenn doch alle, die ausschweifen, „auf der guten Seite ausschweiften!

„Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, „von ihrer bewundernswürdigen Mäßigkeit, von „ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. Doch „schon ihre gesellschaftlichen Tugenden sind hin„reichend genug, die Göttingischen Anzeigen zu wi„derlegen; und ich bedaure den, der eine so allge„meine Verurtheilung ohne Schauern lesen kann. „Ich bin rc."

Ich habe auch die Antwort auf diesen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, sie

hier drucken zu lassen. Sie ist mit zu viel Hitze geschrieben, und die Retorsionen sind gegen die Christen ein wenig zu lebhaft gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beyde Correspondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrsamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß sie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Christen nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. — —

Der übrige Theil der Göttingischen Erinnerungen, worin man mich zu einem andern ähnlichen Lustspiele aufmuntert, ist zu schmeichelhaft für mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederholen könnte. Es ist gewiß, daß sich nach dem daselbst angegebnen Plane ein sehr einnehmendes Stück machen ließe. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdann bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Absichten, die ich bey Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größten Theils wegfallen würden.

VI.

Von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind.

Die einzigen Ueberreste, woraus man die tragische Bühne der Römer einigermaßen beurtheilen kann, sind diejenigen zehn Trauerspiele, welche unter dem Namen des Seneca gelesen werden.

Da ich jetzt vorhabe, sie meinen Lesern bekannter zu machen, so sollte ich vielleicht verschiedene historischkritische Anmerkungen und Nachrichten voraus schicken, die ihnen die Meinungen der Gelehrten von den wahren Verfassern dieser Trauerspiele, von ihrem Alter, von ihrem innern Werthe 2c. erklärten. Doch weil sich hiervon schwerlich urtheilen läßt, wenn man die Stücke nicht schon selbst gelesen hat, so will ich in dieser meiner Abhandlung eben der Ordnung folgen, die jeder wahrscheinlicher Weise beobachten würde, der sich selbst von diesen Dingen unterrichten wollte. Ich will alle zehn Trauerspiele nach der Reihe durchgehn,

und Auszüge davon mittheilen, in welchen man die Einrichtung und die vornehmsten Schönheiten derselben erkennen kann. Ich schmeichle mir, daß diese Auszüge desto angenehmer seyn werden, je größer die Schwierigkeiten sind, mit welchen die Lesung der Stücke selbst verbunden ist.

Es sind, wie schon gesagt, deren zehne, welche folgende Ueberschriften führen: I. der rasende Herkules. II. Thyest. III. Thebais. IV. Hippolytus. V. Oedipus. VI. Troas. VII. Medea. VIII. Agamemnon. IX. Herkules auf Oeta. X. Octavia. Ich will mich sogleich zu dem ersten Stücke wenden.

I.

Der rasende Herkules.

Inhalt.

Herkules hatte sich mit der Megara, der Tochter des Creons, Königs von Theben, vermählt. Seine Thaten und besonders seine Reise in die Hölle nöthigten ihn, lange Zeit von seinem Reiche und seiner Familie abwesend zu seyn. Während seiner Abwesenheit empörte sich ein gewisser Lycus, ließ den Creon mit seinen Söhnen ermorden und bemächtigte sich des thebanischen Scepters. Um seinen Thron zu befestigen, hielt er es für gut, sich

mit

mit der zurückgelassenen Gemahlin des Herkules zu verbinden. Doch indem er am heftigsten darauf dringt, kömmt Herkules aus der Hölle zurück, und tödtet den tyrannischen Lycus mit allen seinen Anhängern. Juno, die unversöhnliche Feindin des Herkules, wird durch das beständige Glück dieses Helden erbittert, und stürzt ihn durch Hülfe der Furien in eine schreckliche Raserey, deren traurige Folgen der eigentliche Stoff dieses Trauerspiels sind. Ausser dem Chore kommen nicht mehr als sechs Personen darin vor: Juno, Megara, Lycus, Amphitryo, Herkules, Theseus.

Auszug.

Juno eröffnet die Scene. Herkules ist in den zwey ersten Acten zwar noch nicht gegenwärtig. Als Juno aber weiß sie doch schon, daß er gewiß erscheinen werde, und schon bereits siegend die Hölle verlassen habe. Man muß sich erinnern, daß Herkules ein Sohn des Jupiters war, den er mit der Alkmene erzeugt hatte. Sie tobt also in diesem ersten Auftritte wider die Untreue ihres Gemahls überhaupt, und wider diese Frucht derselben insbesondere. Endlich faßt sie wider den Herkules den allergrausamsten Anschlag. — — Wir wollen sehen, wie dieses der Dichter ungefähr ausgeführt hat.

Sie sagt gleich Anfangs, daß sie, die Schwester des Donnergottes — — denn nur dieser Name

bleibe ihr noch übrig — — die ätherischen Wohnungen, und den von ihr immer abgeneigten Jupiter verlassen habe. „Ich muß auf der Erde wandeln, „um den Kebsweibern Platz zu machen. Diese ha„ben den Himmel besetzt! Dort glänzt von dem „erhabensten Theile des eisreichen Pols Callisto „in der Bärin, und regieret argolische Flotten. „Da, wo in verlängerten Tagen der laue Frühling „herabfließt, schimmert der schwimmende Träger „Europens. Hier bilden des Atlas schweifende „Töchter das den Schiffern und der See furchtbare „Gestirn; dort schreckt mit drohendem Schwert „Orion die Götter. Hier hat der goldne Perseus „seine Sterne; dort Castor und Pollux rc. Und „damit ja kein Theil des Himmels unentehrt bleibe, „so muß er auch noch den Kranz des Cnossischen „Mädchens tragen. Doch was klage ich über alte „Beleidigungen? Wie oft haben mich nicht des ein„zigen gräßlichen Thebens ruchlose Dirnen zur „Stiefmutter gemacht! Ersteige nur den Himmel, „Alkmene; bemächtige dich nur siegend meines „Sitzes; und du, ihr Sohn, um dessen Geburt „die Welt einen Tag einbüßte und der langsame „Phöbus später aus dem Eoischen Meere aufstieg, „nimm die versprochnen Gestirne nur ein! Ich will „meinen Haß nicht fahren lassen; mein rasender „Schmerz, mein tobender Zorn soll mich zu ewi-

„gen Kriegen reitzen. — — Aber, zu was für Krie-„gen? Was die feindselige Erde nur scheußliches „hervorbringt; was Meer und Luft nur schreckli-„ches, gräßliches, wildes und ungeheures tragen: „alles das ist von ihm gebändigt und besiegt. Das „Ungemach stärkt ihn; er nützet meinen Zorn; er „verkehrt meinen Haß in sein Lob, und je härtere „Dinge ich ihm auflege, je mehr beweiset er seinen „Vater!" — — Die Göttin berührt hierauf die Thaten des Herkules näher, der als ein Gott schon in der ganzen Welt verehrt werde, und der ihre Befehle leichter vollziehe, als sie dieselben erdenke. Die Erde sey ihm nicht weit genug gewesen; er habe die Pforten der Hölle erbrochen, den Weg aus dem Reiche der Schatten zurück gefunden, und schleppe, über sie triumphirend, mit stolzer Faust den Höllenhund durch die Städte Griechenlands zur Schau. „Der Tag, fährt sie fort, erblaßte, die „Sonne zitterte, als sie den Cerberus erblickte; „mich selbst überfiel ein Schauer, da ich das über-„wältigte dreyköpfige Ungeheuer sahe, und ich er-„schrak über meinen Befehl." — — Sie fürchtet, Herkules werde sich auch des obern Reichs bemächtigen, da er das unterirdische überwunden habe; er werde seinem Vater das Scepter entreißen, und nicht, wie Bacchus, auf langsamen Wegen sich zu den Sternen erheben; er werde auf den Trümmern der Welt

sie ersteigen und über den öden Himmel gebieten wollen. — „Wüthe nur also fort, mein Zorn; „wüthe fort! Unterdrücke ihn mit seinem großen „Anschlage; falle ihn an, Juno, zerfleische ihn „mit deinen eignen Händen. Warum überträgst „du Andern deinen Haß? — — Welche Feinde „kannst du ihm erwecken, die er nicht überwunden „habe? Du suchst einen, der ihm gewachsen sey? „Nur er selbst ist sich gewachsen. So bekriege er „sich denn also selbst! Herbey ihr Eumeniden! „Herbey aus dem tiefsten Abgrunde des Tartarus! „Schüttelt das flammende Haar; schlagt ihm mit „wüthenden Händen vergiftete Wunden! — — „Nun, Stolzer, kannst du nach den himmlischen „Wohnungen trachten! — — Umsonst glaubst du „dem Styx entflohen zu seyn! Hier will ich dir die „wahre Hölle zeigen! Schon rufe ich die Zwie„tracht aus ihrer finstern Höhle, noch jenseits des „Reiches der Verdammten, hervor! Was du noch „Schreckliches da gelassen hast, soll erscheinen: „Das lichtscheue Verbrechen, die wilde Ruchlo„sigkeit, die ihr eigen Blut leckt, und die irre stets „wider sich selbst bewaffnete Raserey; diese, diese „sollen erscheinen und Rächer meines Schmerzes „seyn! Fanget denn also an, ihr Dienerinnen des „Pluto! Schwinget die lodernden Fackeln! Stra„fet des Styx kühnen Verächter! Erschüttert seine

„Brust, und laßt sie ein heftiger Feuer durchrasen, „als in den Höhlen des Aetna tobet! — — Ach, „daß Herkules rasen möge, muß ich vorher erst selbst „rasen. Und warum rase ich nicht schon?" — — Auf diese Art beschließt Juno, daß ihr Feind immerhin aus der Hölle unverletzt und mit unverringerten Kräften zurückkommen möge; sie wolle ihn seine Kinder gesund wieder finden lassen, aber in einer plötzlichen Unsinnigkeit solle er ihr Mörder werden. „Ich will ihn selbst die Pfeile von der ge„wissen Senne schnellen helfen; ich will selbst die „Waffen des Rasenden lenken, und endlich einmal „selbst dem kämpfenden Herkules beystehen. Mag „ihn doch nach dieser That sein Vater in den Him„mel aufnehmen." — Mit diesem Vorsatze begiebt sich Juno fort, weil sie den Tag anbrechen sieht.

Diesen Anbruch des Tages beschreibt der darauf folgende Chor. Er beschreibt ihn nach den Veränderungen, die an dem Himmel vorgehn, und nach den verschiedenen Beschäftigungen der Menschen, welche nun wieder ihren Anfang nehmen. „Wie „wenige, fügt er hinzu, beglückt die sichere Ruhe! „Wie wenige sind der Flüchtigkeit des Lebens ein„gedenk, und nützen die nie wieder zurückkehrende „Zeit. Lebt, weil es noch das Schicksal erlaubt, „vergnügt! Das rollende Jahr eilt mit schnellen „Tagen dahin, und die unerbittlichen Schwestern

„spinnen fort, ohne den Faden wieder aufzuwin„den.“ — — Er tadelt hierauf diejenigen, welche gleichwohl freywillig ihrem Schicksale entgegen eilen, und wie Herkules das trübe Reich der Schatten nicht bald genug erblicken können. Er verlangt die Ehre, die diese treibt, nicht, sondern wünscht sich in einer verborgnen Hütte ruhig zu leben, wo das Glück auf einem zwar niedrigen aber sichern Orte fest stehe, wenn die kühne Tugend hoch herab stürzet. — — Hier sieht er die traurige Megara, mit zerstreuten Haaren näher kommen, welcher der alte Amphitryo, der Halbvater des Herkules, langsam nachfolgt. Er macht ihnen also Platz, und Megara eröffnet den

Zweyten Aufzug.

Sie bittet den Jupiter, ihren und ihres Gemahls Mühseligkeiten endlich einmal ein Ende zu machen. Sie klagt, daß noch nie ein Tag sie mit Ruhe beglückt habe; daß immer das Ende des einen Uebels der Uebergang zu dem andern sey; daß dem Herkules nicht ein Augenblick Ruhe gelassen werde; daß ihn Juno seit der zartesten Kindheit verfolge, und ihn Ungeheuer zu überwinden genöthigt habe, noch ehe er fähig gewesen sey, sie zu kennen. Sie fängt hierauf von den zwey Schlangen an, die er schon in der Wiege, so fest sie ihn auch umschlungen hatten, mit lächelndem Blick zerquetschte, und

berührt alle seine übrigen Thaten mit kurzen malerischen Zügen, bis auf die schimpfliche Arbeit im Stall des Augias. „Aber, fährt sie fort, was „hilft ihm alles dieses? Er muß der Welt, die er „vertheidigte, entbehren. Und schon hat es die „Erde empfunden, daß der Urheber ihres Friedens „nicht zugegen ist! Das glückliche Laster heißt „Tugend; die Bösen herrschen über die Guten; „Gewalt geht vor Recht, und die Gesetze verstummen vor Furcht." — — Zum Beweise führt sie die Grausamkeit des Lycus an, welcher ihren Vater den Creon und ihre Brüder, dessen Söhne, ermordet und sich des thebanischen Reiches bemächtiget habe. Sie bedauert, daß diese berühmte Stadt, aus welcher so viel Götter entsprossen, deren Mauern Amphion mit mächtigen Melodieen aufgeführt, und in welche selbst der Vater der Götter sich so oft herab gelassen habe, jetzt einem nichtswürdigen Verbannten gehorchen müsse. „Der, welcher zu Wasser und Land die Laster verfolgt, und „tyrannische Scepter mit gerechter Faust zerbrochen „hat, muß selbst abwesend dienen, und das Joch „tragen, wovon er Andre befreyet. Dem Herkules gehöret Theben, und Lycus hat es inne. Doch „lange wird er es nicht mehr inne haben. Plötzlich „wird der Held an das Tageslicht wieder hervor „dringen; er wird den Weg zurück entweder finden,

„oder sich machen. — — Erscheine denn, o Ge„mahl, und komm als Sieger zu deinem besiegten „Hause zurück! Entreiße dich der Nacht, und „wenn alle Rückgänge verschlossen sind, so spalte „die Erde, so wie du einst das Gebirge spaltetest, „und dahin den Ossa und dorthin den Olympus „warfst, und mitten durch den thessalischen Strom „einen neuen Weg führtest. Spalte sie; treibe, „was in ewigen Finsternissen begraben war, zit„ternde Schaaren des Lichts entwöhnter Schatten, „vor dir her, und so stelle dich deinen Aeltern, „deinen Kindern, deinem Vaterlande wieder dar! „Keine andre Beute davon bringen, als die man „dir befohlen hat, ist deiner unwürdig!" — — Doch hier besinnt sich Megara, daß diese Reden für ihre Umstände zu großsprecherisch sind; und wendet sich lieber zu den Göttern, welchen sie Opfer und heilige Feste verspricht, wenn sie ihr den Gemahl bald wieder schenken wollen. „Hält dich aber, „fügt sie hinzu, eine höhere Macht zurück; wohl, „so folgen wir! Entweder schütze uns durch deine „Zurückkunft alle, oder ziehe uns alle nach dir! — „Ja, nachziehen wirst du uns dir; denn uns Ge„beugte vermag auch kein Gott aufzurichten."

Hier unterbricht sie der alte Amphitryo. „Hoffe ein besseres, spricht er, und laß den Muth „nicht sinken. Er wird gewiß auch aus dieser Müh„seligkeit, wie aus allen, größer hervorgehen!"

Megara. Was die Elenden gern wollen, das glauben sie leicht.

Amphitryo. Oder vielmehr, was sie allzusehr fürchten, dem vermeinen sie auf keine Weise entgehen zu können.

Meg. Aber jetzt, da er in die Tiefe versenkt und begraben ist, da die ganze Welt auf ihm liegt: welchen Weg kann er zu den Lebendigen zurückfinden?

Amph. Eben den, welchen er durch den brennenden Erdstrich, und durch das trockne Meer stürmender Sandwogen fand ꝛc.

Meg. Nur selten verschonet das unbillige Glück die größten Tugenden. Niemand kann sich lange so häufigen Gefahren sicher bloß stellen. Wen das Verderben so oft vorbey gegangen ist, den trifft es endlich einmal.

Hier bricht Megara ab, weil sie den wüthenden Lycus mit drohendem Gesicht, und mit Schritten, die seine Gemüthsart verrathen, einhertreten sieht. Er redet die ersten zwanzig Zeilen mit sich selbst, und schildert sich als einen wahren Tyrannen. Er ist stolz darauf, daß er sein Reich nicht durch Erbschaft besitze, daß er keine edeln Vorfahren, kein durch erhabne Titel berühmtes Geschlecht aufweisen könne. Er trotzt auf seine eigne Tapferkeit, und findet, daß seine fernere Sicher-

heit nur auf dem Schwerte beruhe. „Nur dieses, „sagt er, kann bey dem schützen, was man wider „Willen der Unterthanen besitzt." — — Unterdessen will er doch auch nicht unterlassen, einen Staatsgriff anzuwenden. Er bildet sich nehmlich ein, daß er sein neu erobertes Reich durch nichts mehr befestigen könne, als wenn er sich mit der Megara vermähle. Er kann sich nicht vorstellen, daß sie seinen Antrag verachten werde; sollte sie es aber thun, so hat er bereits den festen Entschluß gefaßt, das ganze Herkulische Haus auszurotten. Er fragt nichts darnach, was das Volk von so einer That urtheilen werde; er hält es für eins von den vornehmsten Stücken der Regierungskunst, gegen die Nachreden des Pöbels gleichgültig zu seyn. In dieser Gesinnung will er sogleich den Versuch machen, und geht auf die Megara los, die sich schon im Voraus von seinem Vorhaben nichts Gutes verspricht. Seine Anrede ist nicht schlecht; er macht ihr eine kleine Schmeichelei wegen ihrer edeln Abkunft, und bittet sie, ihn ruhig anzuhören. Er stellt ihr hierauf vor, wie übel es um die Welt stehen würde, wenn Sterbliche einander ewig hassen wollten. „Dem Sieger und dem Besiegten liegt „daran, daß der Friede endlich wieder hergestellet „werde. Komm also und theile das Reich mit „mir; laß uns in ein enges Bündniß treten, und

„empfange meine Rechte, als das Pfand der „Treue.“ — — Megara sieht ihn mit zornigem Blicke an. „Ich, spricht sie, sollte deine Rechte „annehmen, an welcher das Blut meines Vaters „und meiner Brüder klebt? Eher soll man die „Sonne im Ost untergehen, und im West aufgehen „sehen; eher sollen Wasser und Feuer ihre alte „Feindschaft in Frieden verwandeln ꝛc. Du hast „mir Vater, Reich, Brüder und Götter geraubt. „Was blieb mir noch übrig? Eins blieb mir noch „übrig, welches mir lieber als Vater, Reich, Brü„der und Götter ist: das Recht, dich zu hassen. „Ach! warum muß auch das Volk dieses mit mir „gemein haben? — — Doch herrsche nur, Aufge„blasener; verrathe nur deinen Uebermuth! Gott „ist Rächer, und seine Rache folget hinter dem „Rücken der Stolzen.“ Sie stellt ihm hierauf vor, was für ein strenges Schicksal fast alle thebanische Regenten betroffen habe. Agave und Ino, Oedipus und seine Söhne, Niobe und Cadmus sind ihre schrecklichen Beyspiele. „Siehe, fährt sie fort, diese „warten deiner! Herrsche wie du willst, wenn ich „dich nur endlich in eben das Elend, das von „unserm Reiche so unzertrennlich ist, verwickelt „sehe. — — Lycus wird über diese Reden unwillig, und giebt ihr auf eine höhnische Art zu verstehen, daß er König sey, und sie gehorchen müsse.

„Lerne, sagt er, von deinem Gemahl, wie unter„würfig man Königen seyn müsse.“ Er zielet hiermit auf die Befehle des Euristheus, die sich Herkules zu vollziehen bequemte. „Doch, spricht er „weiter, ob ich schon die Gewalt in meinen Hän„den habe, so will ich mich doch so weit herablas„sen, meine Sache gegen dich zu rechtfertigen.“ Er bemüht sich hierauf, den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder von sich abzuwälzen. „Sie sind im „Streite umgekommen. Die Waffen wissen von „keiner Mäßigung; und die Wuth des gezückten „Schwertes kennet kein Schonen. Es ist wahr, „dein Vater stritt für sein Reich, und mich trieben „sträfliche Begierden. Doch jetzt kömmt es nicht „auf die Ursache, sondern auf den Ausgang des „Krieges an. Laß uns daher an das Geschehene „nicht länger denken. Wenn der Sieger die Waf„fen ablegt, so geziemt es sich, daß auch der Be„siegte den Haß ablege. Ich verlange nicht, daß „du mich mit gebogenem Knie verehren sollst. Es „gefällt mir vielmehr, daß du deinen Unfall mit „starkem Muthe zu tragen weißt. Und da du die „Gemahlin eines Königs zu seyn verdienest, so sey „es denn an meiner Seite.“ **Megara** geräth über diesen Antrag außer sich. „Ich deine Gemahlin? „Nun empfinde ich es erst, daß ich eine Gefangene „bin — — Nein, Alcides, keine Gewalt soll

„meine Treue überwinden; als die Deinige will „ich sterben."

Lycus. Wie? ein Gemahl, der in der Tiefe der Hölle vergraben ist, macht dich so kühn?

Megara. Er stieg in die Hölle herab, um den Himmel zu ersteigen.

Lycus. Die ganze unendliche Last der Erde liegt nun auf ihm.

Megara. Kann eine Last für den zu schwer seyn, der den Himmel getragen hat?

Lycus. Aber du wirst gezwungen werden.

Megara. Wer gezwungen werden kann, weiß nicht zu sterben.

Lycus. Kann ich dir ein königlicher Geschenk anbieten, als meine Hand?

Megara. Ja; deinen oder meinen Tod.

Lycus. Nun wohl; du sollst sterben.

Megara. So werde ich denn meinem Gemahl entgegen gehen.

Lycus. So ziehst du meinem Throne einen Knecht vor?

Megara. Wie viel Könige hat dieser Knecht dem Tode geliefert!

Lycus. Warum dient er denn aber einem Könige?

Megara. Was wäre Tapferkeit ohne harte Dienste?

Lycus. Wilden Thieren und Ungeheuern vorgeworfen werden, nennst du Tapferkeit?

Megara. Das eben muß die Tapferkeit überwinden, wovor sich alle entsetzen.

Diese kurzen Gegenreden, welche gewiß nicht ohne ihre Schönheiten sind, werden noch einige Zeilen fortgesetzt, bis Lycus zuletzt auch die Abkunft des Herkules antastet, und den alten Amphitryo also nöthiget, das Wort zu ergreifen. „Mir, spricht er, kömmt es zu, ihm seinen wahren „Vater nicht streitig machen zu lassen." Er führt hierauf seine erstaunlichen Thaten an, durch die er den Frieden in der ganzen Welt hergestellet, und die Götter selbst vertheidiget habe. „Zeigen diese nicht „deutlich genug, daß Jupiter sein Vater sey, oder „muß man vielmehr dem Hasse der Juno glauben? „Was lästerst du den Jupiter, erwiedert Lycus? „Das sterbliche Geschlecht ist keiner Verbindung „mit dem Himmel fähig." — — Er sucht hierauf alles hervor, was die göttliche Herkunft des Herkules verdächtig machen könne. Er nennt ihn einen Knecht, einen Elenden, der ein unstätes und flüchtiges Leben führe, und alle Augenblicke der Wuth der wilden Thiere Preis gegeben werde. Doch Amphitryo setzt diesen Beschuldigungen das Exempel des Apollo entgegen, der ein Hirte gewesen sey, der sogar auf einer herumirrenden Insel geboren worden,

und mit dem ersten Drachen gekämpft habe. Er fügt hierzu noch das Beyspiel des Bacchus, und zeigt auch an diesem, wie theuer das Vorrecht als ein Gott geboren werden, zu stehen komme.

Lycus. Wer elend ist, ist ein Mensch.

Amph. Wer tapfer ist, ist nicht elend.

Lycus will ihm auch diesen Ruhm zu Schanden machen, und erwähnt mit einer sehr spöttischen Art seines Abentheuers mit der Omphale, bey welcher Herkules die Rolle eines Helden in die Rolle eines Weichlings verwandelte. Doch auch hier beruft sich Amphitryo auf den Bacchus, welcher sich nicht geschämt habe, das Haar zierlich fliegen zu lassen, den leichten Thyrsus mit spielender Hand zu schwenken, und im sanften Gange den goldnen Schweif des herabfallenden Kleides hinter sich her zu ziehen. Nach vielen und schweren Thaten, fügt er hinzu, ist es der Tapferkeit ganz wohl erlaubt, sich zu erholen. — —

Lycus. Dieses beweiset das Haus des Thespius, und die nach Art des Viehes durch ihn befruchtete Heerde von Mädchen. Dieses hatte ihm keine Juno, kein Euristheus befohlen; es waren seine eigne Thaten.

Auf diese höhnische Anmerkung erwiederte Amphitryo, daß Herkules auch noch andre Thaten ungeheißen verrichtet habe. Er gedenkt des Eryx,

des Antäus, des Busiris, des Geryon. „Und „auch du Lycus, wirst noch unter die Zahl die„ser Ermordeten kommen, die doch durch keine „Schändung sein Ehebette zu beflecken gesucht."

Lycus. Was dem Jupiter erlaubt ist, ist auch dem Könige vergönnt. Jupiter bekam von dir eine Gemahlin; von dir soll auch der König eine bekommen ꝛc. — — Hier treibt Lycus seine Ruchlosigkeit auf das höchste. Er wirft dem guten Alten seine gefällige Nachsicht gegen den Jupiter vor, und will, daß sich Megara nur ein Exempel an der Alkmene nehmen solle. Er droht sogar Gewalt zu brauchen, und sagt, was ich keinem tragischen Dichter jetziger Zeit zu sagen rathen wollte: vel ex coacta nobilem partum feram. Hierüber geräth Megara in eine Art von Wuth, und erklärt sich, daß sie in diesem Falle die Zahl der Danaiden voll machen wolle. Sie zielet hier auf die Hypermnestra, welches die einzige von den funfzig Schwestern war, die in der blutigen Hochzeitnacht ihres Mannes schonte. Auf diese Erklärung ändert Lycus die Sprache. „Weil du denn also unsre Ver„bindung so hartnäckig ausschlägst, so erfahre es, „was ein König vermag. Umfasse nur den Altar; „kein Gott soll dich mir entreißen; und wenn auch „Alcides selbst triumphirend aus der Tiefe zurück„kehrte." — — Er befiehlt hierauf, daß man den

Altar

Altar und den Tempel mit Holz umlegen solle. Er will das ganze Geschlecht des Herkules in seinem Schutzorte, aus welchem er es nicht mit Gewalt reißen durfte, verbrennen. Amphitryo bittet von ihm weiter nichts als die Gnade, daß er zuerst sterben dürfe. „Sterben?" spricht Lycus. „Wer alle „zum Sterben verdammt, ist kein Tyrann. Die „Strafen müssen verschieden seyn. Es sterbe der „Glückliche; der Elende lebe!" Mit diesen Worten geht Lycus ab, um dem Neptunus noch vorher ein Opfer zu bringen. Amphitryo weiß weiter nichts zu thun, als die Götter wider diesen Wüthrich anzurufen. „Doch was flehe ich umsonst die „Götter an! Höre mich, Sohn, wo du auch bist! — „Welch plötzliches Erschüttern! Der Tempel wankt; „der Boden brüllet! Welcher Donner schallt aus „der Tiefe hervor? — — Wir sind erhört! — — „Ich höre, ich höre sie, des Herkules nahende „Tritte."

Hier läßt der Dichter den Chorus einfallen. Der Gesang desselben ist eine Apostrophe an das Glück, welches seine Wohlthaten so ungleich austheile und den Euristheus in leichter Ruhe herrschen lasse, während der Zeit, da Herkules mit Ungeheuern kämpfen müsse. Hierauf wird die Anrede an diesen Helden selbst gerichtet. Er wird ermuntert, siegend aus der Hölle hervor zu gehen, und

nichts geringeres zu thun, als die Banden des Schicksals zu zerreißen. Das Exempel des Orpheus, welcher durch die Gewalt seiner Saiten, Eurydicen von dem unerbittlichen Richter, obschon unter einer allzustrengen Bedingung, erhalten, wird ziemlich weitläuftig berührt, und endlich wird geschlossen, daß ein Sieg, der über das Reich der Schatten durch Gesänge erhalten worden, auch wohl durch Gewalt zu erhalten sey.

Dritter Aufzug.

Die erwünschte Erscheinung des Herkules erfolgt nunmehr. Er eröffnet den dritten Aufzug, welcher von dem zweyten durch nichts als durch den vorigen Chor unterschieden wird. Megara und Amphitryo sind nicht von der Bühne gekommen.

Herkules redet die Sonne an, und bittet sie um Verzeihung, daß er den Cerberus ans Licht gebracht habe. Er wendet sich darauf an den Jupiter, an den Neptun und an alle andere Götter, die von oben auf das Irdische herabsehen. Dem Jupiter giebt er den Rath, wenn er dieses Ungeheuer nicht sehen wolle, sich unterdessen den Blitz vor die Augen zu halteu: visus fulmine opposito tege; dem Neptun, auf den Grund des Meeres herabzufahren; und den übrigen, das Gesicht wegzuwenden. „Der Anblick dieses Scheusals, fährt er fort, ist „nur für zwey; für den der es hervorgezogen, und

„für die, die es hervorzuziehen befohlen." Dieser, der Juno nehmlich, spricht er hierauf förmlich Hohn. Er rühmt sich, das Chaos der ewigen Nacht und, was noch ärger als Nacht sey, der Finsterniß schreckliche Götter, und das Schicksal überwunden zu haben. Er fodert sie, wo möglich, zu noch härtern Befehlen auf, und wundert sich, daß sie seine Hände so lange müßig lasse. — — Doch in dem Augenblicke wird er die Anstalten gewahr, die Lycus in dem vorigen Aufzuge machen lassen. Er sieht den Tempel mit bewaffneter Mannschaft umsetzt; und da er noch darüber erstaunt, wird er von dem Amphitryo angeredet.

Dieser zweifelt noch vor Freuden, ob es auch der wahre Herkules, oder nur der Schatten desselben sey. Doch endlich erkennt er ihn. Herkules fragt sogleich, was diese traurige Tracht seines Vaters und seiner Gemahlin, und der schmutzige Aufzug seiner Kinder bedeute. „Welch Unglück drückt „das Haus?" Amphitryo antwortet auf diese Frage in wenig Worten, daß Creon ermordet sey, daß Lycus herrsche, und daß dieser Tyrann Kinder, Vater und Gemahlin hinrichten wolle.

Herkules. Undankbare Erde! So ist niemand dem Herkulischen Hause zu Hülfe gekommen? So konnte die von mir vertheidigte Welt solches

Unrecht mit ansehen? Doch was verliere ich die Zeit mit Klagen? Es sterbe der Feind!

Hier fällt ihm Theseus, den er aus der Hölle mit zurück gebracht, und der mit ihm zugleich auf der Bühne erschienen, ins Wort. „Diesen Fleck „sollte deine Tapferkeit tragen? Lycus sollte ein „würdiger Feind Alcidens seyn? Nein; ich muß „sein verhaßtes Blut vergießen."

Doch Herkules hält den Theseus zurück, entreißt sich den Umarmungen seines Vaters und seiner Gemahlin, und eilet zur Rache. „Es bringe „Lycus dem Pluto die Nachricht, daß ich ange„kommen sey — So sagt er, und geht ab. Theseus wendet sich hierauf gegen den Amphitryo, und ermuntert ihn, sein Gesicht aufzuheitern, und die herabfallenden Thränen zurück zu halten. „Wenn „ich, sagt er, den Herkules kenne, so wird er ge„wiß an dem Lycus, des ermordeten Creons we„gen, Rache üben. Er wird? Nein, er übt sie „schon. Doch auch dieses ist für ihn zu langsam: „er hat sie bereits geübt." — — Hierauf wünscht der alte Amphitryo, daß es Gott also gefallen möge, und wendet auf einmal die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf eine andere Seite. Er verlangt nehmlich von dem Gefährten seines unüberwindlichen Sohnes nähere Umstände von dem unterirdischen Reiche und dem gebändigten Cerberus zu wis-

sen. Theseus weigert sich Anfangs; endlich aber, nachdem er die vornehmsten Gottheiten um Erlaubniß gebeten, fängt er eine lange und prächtige Beschreibung an, welche an einem jeden andern Orte Bewunderung verdienen würde. Das letzte Stück derselben besonders, welches den Kampf des Herkules mit dem höllischen Ungeheuer schildert, ist von einer außerordentlichen Stärke. Die ganze deutsche Sprache, — wenigstens so wie ich derselben mächtig bin, — ist zu schwach und zu arm, die meisterhaften Züge des Römers mit eben der kühnen und glücklichen Kürze auszudrücken. Das starrende Wasser des Styx, der darüber hangende fürchterliche Fels, der alte scheußliche Fährmann schrecken in den traurigsten Farben. — Charon war eben an dem diesseitigen Ufer mit dem Nachen angelangt, als sich Herkules durch die Schaar wartender Schatten drängte, und zuerst hinüber gesetzt zu werden begehrte. „Wohin Verwegener? schrie „der gräßliche Charon. Hemme die eilenden „Schritte!" — Doch nichts konnte den Alcides aufhalten; er bändigte den alten Schiffer mit dem ihm entrissenen Ruder, und stieg ein. Der Nachen, der Völkern nicht zu enge, sank unter der Last des einzigen tiefer herab, und schöpfte, überladen, mit schwankendem Rande, letheische Fluth. — Endlich näherten sie sich den Wohnungen des geitzigen Pluto,

die der stygische Hund bewacht. Die Gestalt dieses dreyköpfigen Wächters ist die gräßlichste, und die Gestalt gleicht seiner Wuth. Fähig, auch den leisen Schritt wandelnder Schatten zu hören, horcht er mit gespitzten Ohren auf das Geräusch nahender Füße. Er blieb ungewiß in seiner Höhle sitzen, als der Sohn des Donnergottes vor ihm stand; und beyde fürchteten sich. Doch jetzt erhebt er ein brüllendes Bellen, die Schlangen umzischen das dreyfache Haupt, die stillen Wohnungen ertönen, und auch die seligen Schatten entsetzen sich. Herkules löset unerschrocken den cleonäischen Raub von der linken Schulter, und schützt sich hinter dem noch schreckenden Rachen des Löwen. Er schwingt mit siegender Hand die Keule, und Schlag auf Schlag trifft das endlich ermüdende Ungeheuer. Es läßt ein Haupt nach dem andern sinken, und räumet seinem Ueberwinder den Eingang. Die unterirdischen Gottheiten entsetzen sich, und lassen den Cerberus abfolgen; und auch mich, spricht Theseus, schenkte Pluto dem bittenden Alcides. Dieser streichelt des Ungeheuers gebändigte Nacken, und fesselt sie mit diamantenen Ketten. Es vergaß, daß es der Wächter der Hölle sey, ließ furchtsam die Ohren sinken, und folgte dem Bändiger demüthig nach. Doch als es an den Ausgang des Tänarus kam, und der Glanz des ihm unbekannten Lichtes die Augen traf,

sträubte es sich, faßte neue Kräfte, schüttelte wüthend die tönenden Ketten, und fast hätte es den Sieger zurück geschleppt. Doch hier nahm Herkules die Fäuste des Theseus zu Hülfe, und so rissen beyde den vergebens rasenden Cerberus auf die Welt heraus. Noch einen Zug setzt der Dichter zu diesem Bilde, der gewiß wenige seines gleichen hat. Er sagt nehmlich: der Höllenhund habe die Köpfe in den Schatten des Herkules verborgen, um das Tageslicht so wenig als möglich in die verschlossenen Augen zu lassen:

— — — Sub Herculea caput
Abſcondit umbra.

Die nahende Schaar des über die Zurückkunft des Herkules frohlockenden Volkes macht der Beschreibung ein Ende. Mit viel mattern Beschreibungen und ziemlich kalten Sittensprüchen ist der Chorus angefüllt. Sie betreffen das unterirdische Reich und die traurige Nothwendigkeit, daß alle und jede einmal dahin absteigen müssen. „Niemand, heißt es, kömmt dahin zu spät, von wannen er, wenn er einmal dahin gekommen ist, nicht „wieder zurück kann. — Schone doch, o Tod, der „Menschen, die dir ohnedies zueilen! — — Die „erste Stunde, die uns das Leben schenkte, hat es „auch wieder genommen, ꝛc." Und andere dergleichen Blümchen mehr.

Vierter Aufzug.

Es ist geschehen. Herkules hat den Lycus mit allen seinen Anhängern ermordet, und macht sich nunmehr gefaßt, den Göttern ein Opfer zu bringen. Er ruft sie insgesammt dazu an, und nur die Kinder der Juno schließt er davon aus. Er will ganze Heerden schlachten, und ganze Erndten von Weihrauch anzünden. Amphitryo, der noch das Blut an den Händen seines Sohnes kleben sieht, erinnert ihn, sie vorher zu reinigen; doch Herkules antwortet: „ich wünschte, selbst das Blut des ver„haßten Hauptes den Göttern opfern zu können. „Kein angenehmeres Naß würde je den Altar be„netzt haben: denn dem Jupiter kann kein fetteres „Opfer geschlachtet werden, als ein ungerechter „König." — Hierauf will er selbst das Opfergebet anfangen, ein Gebet, das, wie er sagt, des Jupiters und seiner würdig sey. Er fängt auch wirklich an, und bittet nichts Geringeres, als daß der Himmel und die Erde auf ihrer Stelle bleiben, und die ewigen Gestirne ihren Lauf ungestört fortsetzen mögen; daß ein anhaltender Friede die Völker nähre, daß kein Sturm das Meer beunruhige, daß kein erzürnter Blitz aus der Hand des Jupiters schieße, daß kein ausgetretener Fluß die Felder überschwemme, und daß nirgends ein wilder Tyrann regiere 2c. Schon dieses Gebet ist unsinnig genug, um der An-

fang zu einer förmlichen Raserey zu seyn. Diese äußert sich nunmehr auf einmal. „Doch wie? „Welche Finsternisse umhüllen den Mittag? Warum schießt Phöbus so trübe Blicke, ohne von „einer Wolke verdunkelt zu seyn? Wer treibet „den Tag zu seiner Dämmerung zurück? Welche „unbekannte Nacht breitet ihr schwarzes Gefieder „aus? Woher diese zu frühen Sterne, die den „Pol erfüllen? Seht, dort durchglänzet das erste „der von mir gebändigten Ungeheuer, der Löwe, „ein weites Gefilde! Er glühet vor Zorn, und „drohet tödtliche Bisse. Er speyet aus dem offenen „Rachen Feuer, und schüttelt die röthliche Mähne. „Jetzt wird er ein Gestirn herab reißen; jetzt wird „er des harten Herbstes und des frostigen Winters „breite Zeichen überspringen, den Stier im Felde „des Frühlings anfallen, und seinen Nacken zermalmen." — — Amphitryo erstaunet über diesen plötzlichen Wahnwitz; doch Herkules fährt fort. Er kömmt auf seine Thaten, und will sich mit Gewalt den Eingang in den Himmel eröffnen. Er drohet, wenn Jupiter geschehen lasse, daß ihm Juno noch länger zuwider sey, den Saturn zu befreyen, die Riesen zu neuen Kriegen aufzufrischen und sie selbst anzuführen. Diese Kriege glaubt er bereits mit allen ihren schrecklichen Verwüstungen zu sehen, bis er endlich seine eignen Kinder, die mit der Me-

gara bey dem Opfer gegenwärtig seyn sollten, gewahr wird, und sie für die Kinder des Lycus ansieht. Dieser Wahn bringt seine Wuth aufs höchste. Er spannt seinen Bogen, und durchschießt das eine; und das andere, welches seine Knie mit den kleinen Händen umfaßt, und mit erbärmlicher Stimme bittet, ergreift er mit gewaltiger Faust, schwenkt es in der Luft herum, und zerschmettert es gegen den Boden. Indem er das dritte verfolgt, welches seine Zuflucht zu seiner Mutter nimmt, sieht er diese für die Juno an. Erst richtet er das Kind hin, und alsdann seine Gemahlin. — — Alles dieses, wird man sagen, müsse einen sehr gräßlichen und blutigen Anblick machen. Allein der Dichter hat, durch Hülfe der römischen Bühne, deren Bauart von den unsrigen ganz unterschieden war, ein vortreffliches Spiel hier angebracht. Indem nehmlich Herkules seine Kinder und seine Gemahlin verfolgt, und von Zeit zu Zeit den Zuschauern aus dem Gesichte kömmt, so gehen alle die Ermordungen hinter der Scene vor, wo sie nur von den übrigen Personen auf der Bühne können gesehen werden. Von dem Amphitryo vornehmlich, welcher alles was er sieht in eben dem Augenblicke sagt, und die Zuschauer also eben so lebhaft davon unterrichtet, als ob sie es selbst gesehen hätten. Zum Exempel, wenn Herkules dem dritten Kinde nachgeht, so schreyt Me-

gara: „Wohin, Unsinniger? Du vergießest dein „eigenes Blut." Mit diesen Worten eilt sie beyden nach, daß sie also bereits hinter der Scene ist, wenn Amphitryo folgende Erzählung macht: „das zit„ternde Kind stirbt vor dem feurigen Blicke des „Vaters, noch ehe es verwundet worden. Die „Furcht hat ihm das Leben genommen. Und nun, „nun schwenkt er die tödtliche Keule auf seine Ge„mahlin. Sie ist zermalmt, und nirgends sieht „man den Kopf des zerstümmelten Körpers." — — Amphitryo geräth hierüber außer sich; er verwünscht sein Alter, das ihn zu diesem Unglücke gespart; er will nicht länger leben, sondern eilt den Pfeilen und der Keule des unsinnigen Mörders entgegen. Doch Theseus hält ihn zurück, und beschwört ihn, dem Herkules das letzte und größte Verbrechen zu ersparen. Dieser kömmt unterdessen allmählich wieder zu sich, und Amphitryo erstaunt, ihn in einen tiefen Schlaf fallen zu sehen. Er zweifelt zwar Anfangs, ob es nicht ein tödtlicher Schlaf sey, und ob ihn nicht eben die Wuth, welche die Seinigen umgebracht, hingerafft habe; doch das starke Athemholen überzeugt ihn von dem Gegentheile. Er findet es also für gut, ihn ruhen zu lassen; nur läßt er vorher von den Dienern die Pfeile wegnehmen, damit er sie nicht in einer neuen Raserey brauchen könne.

Der nunmehr einhertretende Chor, wie man leicht errathen kann, beklaget die dem Herkules zugestoßene Unsinnigkeit. Er flehet die Götter an, ihn davon zu befreyen, und wendet sich besonders an den Schlaf, den er zur Unzeit allzu poetisch apostrophirt. „Besänftige die rasenden Aufwallun„gen seines Gemüths, und gieb dem Helden Fröm„migkeit und Tugend wieder. Wo nicht, so laß „ihn fortrasen, und in steter Unsinnigkeit dahin „leben. In ihr allein beruhet seine Unschuld. „Reinen Händen kommen diejenigen am nächsten, „die ihr Verbrechen nicht kennen.“ — — Er beschreibt nunmehr, wie verzweifelnd sich Herkules anstellen werde, wenn er wieder zu sich selbst kommen und sein Unglück erfahren sollte. Und zuletzt beweinet er noch den zu frühzeitigen Tod der Kinder.

Fünfter Aufzug.

Herkules erwacht, und Amphitryo und Theseus stehen schweigend von ferne. „Wo bin ich? „in welchem Lande? unter welchem Himmels„striche? ꝛc. Welche Luft schöpfe ich? Ich bin „doch wenigstens aus der Hölle wieder zurück? „Aber, welche blutige Leichname sehe ich hier ge„streckt? Welche höllischen Schattenbilder schwe„ben mir noch vor den Augen? Ich schäme mich, „es zu sagen: ich zittere. Ich weiß nicht, welcher

„schreckliche Unfall mir ahndet. Wo ist mein Va-
„ter? Wo meine Gemahlin, die auf die kleine
„Heerde ihrer muthigen Kinder so stolz ist? War-
„um vermisse ich an meiner Linken die Beute des
„überwundenen Löwen? — — Wo sind meine
„Pfeile? wo der Bogen? Ich lebe, und man
„hat mir meine Waffen abnehmen können? Wer
„hat diesen Raub davon getragen? Wer hat auch
„den schlafenden Herkules nicht gescheuet? Ich
„muß ihn doch sehen, meinen Sieger; ich muß ihn
„doch sehen. Stelle dich, Sieger, den zu zeugen
„der Vater den Himmel nochmals verlassen, und
„dem zu gefallen die Nacht länger, als mir, stille
„gestanden! — — Was sehe ich? Meine Kinder
„ermordet? Meine Gemahlin todt? Welcher
„zweyte Lycus hat sich des Reichs bemächtiget?
„Herkules ist wieder gekommen, und doch erkühnt
„man sich zu Theben solcher Verbrechen? Herbey
„Boeotier, Phryger ꝛc., zeiget mir den Urheber
„dieser gräßlichen Morde! — — So breche denn
„mein Zorn auf meine Feinde los! Alle sind meine
„Feinde, die mir meinen Feind nicht zeigen. — —
„Du verbirgest dich, Alcidens Sieger? Erschei-
„ne ꝛc. Laß uns ohne Anstand kämpfen. Hier
„stehe ich frey und bloß. Auf! greife mich mit
„meinen eigenen Waffen an. — — Doch warum
„entziehet sich Theseus, warum entzieht sich der

„Vater meinen Blicken? Warum verbergen sie ihr „Antlitz? Hemmet dies Winseln! Saget, wer „hat meine Söhne ermordet? Vater, warum „schweigst du? Rede, Theseus; aber rede so, wie „ichs vom Theseus gewohnt bin. Schweigt ihr „noch? Noch wendet ihr voll Scham euer Gesicht „weg? Noch fallen verstohlne Thränen herab? — „Wessen hat man sich bey solchem Unglücke zu schä„men? Ist es Eurystheus; ist es das feindliche „Heer des ermordeten Lycus, von dem diese Nie„derlage kömmt? Ich bitte dich, Vater, bey al„len meinen ruhmvollen Thaten bitte ich dich, sage, „wer ist der Mörder meines Geschlechts? Als wes„sen Beute habe ich untergelegen?"

Amphitryo. Laß uns dies Unglück mit Stillschweigen übergehen.

Herkules. Und ich sollte ungerochen seyn?

Amphitryo. Schon oft ist die Rache schädlich gewesen.

Herkules. Wer war je träge genug, dergleichen Unglück zu erdulden?

Amphitryo. Der, welcher noch größeres Unglück zu fürchten hatte.

Herkules. Kann wohl ein größeres Unglück zu fürchten seyn, als dieses?

Amphitryo. Was du davon weißt, ach! was für ein kleiner Theil ist es!

Herkules. Erbarme dich, Vater! Flehend strecke ich meine Hände gegen dich aus. — — Indem Herkules dieses thut, wird er gewahr, daß seine eigenen Hände voller Blut sind. Er wird gewahr, daß es seine eigenen Pfeile sind, an welchen das Blut der Kinder klebt. In der Gewißheit, daß niemand, als er selbst, seinen Bogen habe spannen können, ist er genöthiget, sich selbst für den Mörder zu erkennen. „Wie? Vater, Freund, so bin ich „es selbst, der dieses Verbrechen begangen hat? „Ach! sie schweigen: ich bin es." Amphitryo will ihn trösten, und schiebt alle Schuld auf die Juno. Doch umsonst; er geräth in eine so wüthende Verzweiflung, daß es scheint, die Raserey habe ihn nicht sowohl verlassen, als nur ihre Richtung verändert, und sich gegen ihn selbst gewendet. Er bittet seinen wahren Vater, den Jupiter, daß er ihn vergessen, und zornig von dem gestirnten Pole auf ihn donnern möge. Er will an des Prometheus Statt an den leeren Caucasus gefesselt, oder zwischen den Symplejaden zerschmettert seyn. Er will Wälder zusammen häufen, und sich, befleckt von sträflichem Blute, in den brennenden Holzstoß stürzen. Er will den Herkules der Hölle wieder zurück geben. Diese solle ihn, wo möglich, an einem Orte, welcher noch jenseits des Erebus liege, verbergen; an einem Orte, der ihm und dem Cerberus unbe-

kannt sey. — — Er beklagt, daß sein Gesicht zu verhärtet sey, und keine Thränen kenne, welche um den Tod seiner Kinder nicht reichlich genug fließen könnten. Er will sein Schwert, seine Pfeile, seinen Bogen zerbrechen; er will seine Keule, er will seine Hände, die sie geführt haben, verbrennen. — — Hier wagt es Theseus, ihm zuzureden.

Theseus. Wer hat dem Irrthume jemals den Namen des Verbrechens gegeben?

Herkules. Oft ist ein zu großer Irrthum anstatt des Verbrechens gewesen.

Theseus. Hier ist Herkules nöthig. Ertrage diese Last von Uebeln!

Herkules. Noch habe ich in der Raserey nicht alle Scham verloren, daß ich meinen abscheulichen Anblick nicht vor allen Völkern verbergen sollte, die ihn ohnedies fliehen müßten. Meine Waffen, Theseus, meine Waffen, die man mir so schimpflich genommen hat, verlange ich wieder. Rase ich nicht mehr, so gieb mir sie zurück. Rase ich aber noch, so entferne dich, Vater. Ich will schon einen Weg zum Tode finden.

Amphitryo fängt nunmehr an, den Herkules auf das zärtlichste zu bitten. Er beschwört ihn bey allen den Verbindungen, die zwischen ihnen beyden obwalteten; es sey nun, daß er ihn als seinen Vater, oder als seinen Pfleger betrachte. Er stellt ihm

ihm vor, daß er die einzige Stütze seines Hauses sey; daß er ihn noch nie genossen habe, sondern immer in der äußersten Furcht seinetwegen habe leben müssen.

Herkules. Und warum sollte ich noch länger leben? Habe ich nicht alles verloren? Sinnen, Waffen, Ruhm, Gemahlin, Kinder, meine Raserey selbst, habe ich verloren. Es ist kein Rath für meine befleckte Seele. Mit dem Tode muß ich mein Verbrechen büßen.

Theseus. Du wirst deinen Vater ums Leben bringen.

Herkules. Damit ich es nicht etwa thue, eben deswegen will ich sterben.

Theseus. In Gegenwart des Vaters?

Herkules. Solchen Gräuel anzusehen, habe ich ihn schon gelehrt.

Amphitryo. Siehe doch vielmehr auf deine andern rühmlichen Thaten zurück, und verzeihe dir selbst diese einzige Schuld.

Herkules. Der sollte sich etwas verzeihen, der niemanden verziehen hat? Was ich Löbliches gethan habe, that ich auf Befehl. Dieses einzige that ich von mir selbst. — —

Kurz, er dringt mit aller Gewalt darauf, daß man ihm seine Waffen wieder zurück geben solle. Umsonst verbindet Theseus seine Bitten mit den

Bitten des Vaters, und erinnert ihn, daß es dem Herkules unanständig sey, irgend einem Unglücke unterzuliegen. Er aber antwortet: „Ich habe „meine Verbrechen nicht freywillig, sondern ge„zwungen gethan. Jenes würde man glauben, „wenn ich leben bliebe; dieses kann nur mein „Tod bekräftigen." — — Der Dichter hat dieses in wenig Worten auszudrücken gewußt: Si vivo, feci ſcelera; ſi morior, tuli. — Herkules fährt also fort, sich als ein Ungeheuer anzusehen, von welchem er die Welt reinigen müsse. Er drohet, wenn ihm die Waffen nicht wieder gegeben würden, die Wälder des Pindus und die dem Bacchus geheiligten Hayne auszurotten, und sich mit ihnen zu verbrennen; oder auch die Häuser mit ihren Einwohnern, die Tempel mit ihren Göttern auf sich zu reißen, und sich unter dem Schutte der ganzen Stadt zu begraben. Sollte aber auch diese Last ihm zu leicht seyn, sollten sieben Thore noch nicht schwer genug auf ihm liegen: so soll die halbe Welt auf sein Haupt stürzen, und ihn in dem Mittelpuncte der Erde erdrücken. — — Diese Hartnäckigkeit des Herkules bringt endlich den alten Amphitryo gleichfalls zur Verzweiflung, und die Stellungen werden nunmehr ungemein rührend. Es ist nur zu bedauern, daß der Text hier eine sehr merkliche Verwirrung der Personen gelitten hat. Bald wird

der einen etwas in den Mund gelegt, was wahrscheinlicher Weise die andre sagen soll; bald hat man aus zwey Reden eine, und bald aus einer zwey Reden gemacht. Was man noch Zuverlässiges daraus erkennen kann, ist dieses, daß Amphitryo selbst sich einen von den Pfeilen an die Brust setzt, und sich zu durchstechen drohet, wenn Herkules seinen Schluß nicht ändern wolle. „Entweder, „spricht er, du lebst, oder du wirst auch an mir „zum Mörder. Schon schwebt meine durch Unglück „und Alter geschwächte Seele auf den äußersten „Lippen. Wer überlegt es so lange, ob er seinem „Vater das Leben schenken wolle? Jetzt drücke ich, „des Verzögerns satt, das tödtliche Eisen durch die „Brust. Hier, hier wird des vernünftigen Herku„les Verbrechen liegen." Und hiermit gelingt es dem Amphitryo, den Herkules so zu erweichen, daß er sich zu leben, und diesen Sieg über sich selbst zu seinen übrigen Siegen hinzu zu thun, entschließt. Er ist nun weiter auf nichts bedacht, als Theben zu verlassen. „Doch wohin soll ich fliehen? Wo „werde ich mich verbergen? Welcher Tanais, wel„cher Nil, welcher gewaltige Tigris, welcher wilde „Rhein wird meine Rechte abwaschen können? Und „wenn auch der ganze Ocean über meine Hände da„hin strömte, so würden doch noch die gräßlichen „Morde daran kleben." — — Er ersucht hierauf

den Theseus, ihn in dieser Noth nicht zu verlassen, einen Ort, wo er verborgen seyn könnte, für ihn auszusuchen, oder, wo möglich, ihn in das unterirdische Reich wieder zurück zu bringen. „Da, da „will ich mich verborgen halten. Doch auch da „bin ich bekannt." — — Theseus schlägt ihm sein eignes Land, Athen, zum Zufluchtsorte vor, und zwar deswegen, weil es das Land sey, wo Mars selbst, wegen Ermordung seines Sohnes, losgesprochen worden. „Dieses Land, welches die Unschuld der „Götter richtet; dieses Land, Alcides, rufet dich."

Und so schließt der rasende Herkules. Ohne Zweifel erwartet man nun eine kurze

Beurtheilung desselben.

Ueberhaupt werde ich mich hoffentlich auf die Empfindung der Leser zum Vortheile meines Dichters berufen können. Starke Schilderungen von Leidenschaften können unsre Leidenschaften unmöglich ganz ruhig lassen. Und diese wollen wir vornehmlich in den Trauerspielen erregt wissen. Hat man den Zorn der Juno, die Drohungen des Lycus, den edlen Stolz der Megara, den kühnen Uebermuth des Herkules, das Unglück einer blinden Raserey, die Verzweiflung eines Reuenden, die Bitten eines Vaters gefühlt, so kann der Dichter gewiß seyn, daß man ihm seine Fehler willig vergeben wird. Und

was sind es denn endlich auch für Fehler? Er ist mit den poetischen Farben allzuverschwenderisch gewesen; er ist oft in seiner Zeichnung zu kühn; er treibt die Größe hier und da bis zur Schwulst; und die Natur scheinet bey ihm allzuviel von der Kunst zu haben. Lauter Fehler, in die ein schlechtes Genie niemals fallen wird! Und wie klein werden sie, wenn man sie nach dem Stoffe des Trauerspiels beurtheilet, welcher, wie man gesehen hat, gänzlich aus der Fabel entlehnt ist. Die Thaten des Herkules sind für uns unsinnige Erdichtungen, und bey den Heiden waren sie Glaubensartikel. Sie überfiel ein heiliger Schauer, wenn sie hörten, daß er Gebirge zerrissen, daß er die Hölle gestürmt, daß er den Himmel getragen: und wir wollen uns kaum des Lachens dabey enthalten können. Allein, ist es billig, einen Dichter anders, als nach den Umständen seiner Zeit, zu beurtheilen? Ist es billig, daß wir das, was seine Zeitverwandten in dem Munde des Herkules für schreckliche Drohungen hielten, für unsinnige Großsprechereyen halten, und sie als solche, mit sammt dem Dichter, auspfeifen wollen? Ich will auf diesen Umstand nicht weiter dringen, weil man schon zu oft darauf gedrungen hat. Daß unser Verfasser sonst die Regeln der Bühne gekannt, und sich ihnen mit vieler Klugheit zu unterwerfen gewußt habe, ist nicht zu läugnen. Er hat die

Einheit der Zeit genau beobachtet. Die Handlung fängt kurz vor Tage an, und endet sich noch vor einbrechendem Abend. Daß dem also sey, beweiset die Stelle der Juno im ersten Aufzuge. Z. 124.

clarescit dies
Ortuque Titan lucidus croceo ſubit.

und die Stelle im vierten Aufzuge: Z. 930.

Sed quid hoc? medium diem
Cinxere tenebrae.

Wenn es also da noch Mittag ist, so bleibt für den Schlaf des Herkules Zeit genug übrig, daß er noch vor Abend aufwachen kann. Auch die Einheit des Orts wird man nicht unterbrochen finden. Die Scene ist bey dem Altare, welcher dem Jupiter vor dem Pallaste des Herkules aufgebauet war. Zu diesem nehmen Amphitryo und Megara nebst ihren Kindern mit Anbruch des Tages ihre Zuflucht. An diesem wollte sie Lycus verbrennen lassen, weil er sie nicht mit Gewalt davon wegreißen durfte. Bey diesem findet sie Herkules, als er plötzlich erscheinet. Auf diesem will er den Göttern ein Dankopfer anzünden ꝛc. Endlich ist auch die Einheit der Handlung ohne Tadel. Die Ermordung des Lycus ist eine bloße Episode, welche mit vieler Kunst in das Ganze eingewebt worden. Sie ist nicht die Haupthandlung, sondern bloß die Gelegenheit zu derselben. — — Dieser Umstand führt mich auf eine

Vergleichung mit des Euripides rasendem Herkules.

Der Ἡρακλης μαινομενος ist das achtzehnte unter den übrig gebliebenen Trauerspielen des Griechen. Daß sich der Römer dasselbe zum Muster vorgestellet habe, ist nicht zu läugnen. Allein er hat nicht als ein Sklav, sondern als ein Kopf, welcher selbst denkt, nachgeahmt, und verschiedne Fehler, welche in dem Vorbilde sind, glücklich verbessert. Ich kann mich hier in keinen weitläuftigen Auszug des griechischen Stücks einlassen; so viel aber muß ich anmerken, daß Euripides die Handlung offenbar verdoppelt hat. Bey ihm eröffnet Amphitryo das Stück, welcher die Zuhörer von den nöthigsten historischen Umständen unterrichtet. Megara kömmt dazu, und beyde beklagen ihr Unglück. Lycus eröffnet ihnen ihr Todesurtheil mit den bittersten Verspottungen des Herkules. Megara und Amphitryo ergeben sich in ihr Schicksal, und bitten nur noch um eine kurze Frist, unter dem Vorwande, den Kindern ihre Todtenkleider anzulegen. Als dieses geschehen, und sie vor dem Altar auf die Hinrichtung warten, erscheinet Herkules, welcher unerkannt in die Stadt gekommen war. Er erfährt das Unglück, welches seinem Hause drohe, und ermordet den Lycus. Was erwartet man nunmehr noch weiter? Nichts, ohne Zweifel. Doch

ehe man sichs versieht, erscheinen mitten in dem dritten Aufzuge Iris und eine Furie. Die Furie soll dem Herkules auf Befehl der Juno den Verstand verrücken; die Furie weigert sich, doch endlich muß sie wider ihren Willen gehorchen. Hierauf werden im vierten Aufzuge die Wirkungen der Raserey des Herkules nur erzählt, und in dem fünften kömmt Theseus dazu, welcher seinen Freund, der sich aus Verzweiflung durchaus das Leben nehmen will, wieder zurecht bringt. — — Nun sehe man, wie geschickt der römische Dichter durch eine kleine Veränderung ein zusammenhangendes Stück daraus gemacht hat, in welchem die Neubegierde keinen solchen gefährlichen Ruhepunkt findet, sondern bis ans Ende in Einem Feuer erhalten wird. Er fängt nehmlich mit dem grausamen Entschlusse der Juno an, und bereitet dadurch alles vor, was er in der Folge den Zuschauern zeigen will. Es ist wahr, daß er den Ausgang dadurch ein wenig zu sehr verräth; doch verräth ihn Euripides in dem dritten Aufzuge nicht gleichfalls? — — Einen andern Kunstgriff des lateinischen Dichtets habe ich bereits angemerkt; die Art nehmlich, wie er die Grausamkeiten des Herkules zugleich zeigt, und auch nicht zeigt. Euripides läßt sie bloß erzählen, und unterrichtet den Zuschauer nicht einmal so lebhaft davon, als er ihn von dem Tode des Lycus unterrichtet,

dessen Geschrey, da er außer der Bühne ermordet wird, man doch wenigstens vernimmt. Wie viel besser läßt der Römer bloß den Tod des Lycus erzählen, und spart seine Theaterspiele auf den Tod derjenigen, für die er uns vornehmlich einnehmen will. — Dieses aber, was ich jetzt gesagt habe, muß man nicht so auslegen, als ob ich dem Euripides auch in andern Stücken eben so wenig, als in diesen mechanischen Einrichtungen, den Vorzug zugestehen wollte. Er hat eigenthümliche Schönheiten, welche Seneca, oder wer sonst sein Nachahmer ist, nur selten gekannt zu haben scheinet. Der Affect drückt sich bey ihm allezeit in der Sprache der Natur aus; er übertreibt nichts, und weiß nicht was es heißt, den Mangel der Empfindung mit Witz ersetzen. Aber glücklich sind die, welche ihn noch so ersetzen können! Sie entgehen doch wenigstens der Gefahr, platt, ekel und wäßricht zu werden.

Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy.

Ich glaube, es wird hier noch meine Pflicht seyn, einige unbillige Urtheile des Pater Brumoy zu widerlegen. Man kennet das Verdienst dieses Jesuiten um die Bühne der Griechen. Er hat überall, wo es möglich gewesen, seinen Auszügen aus den griechischen Trauerspielen Auszüge aus den ähnlichen römischen Tragödien beygefügt. Man

kann also leicht glauben, daß er auch unsern rasenden Herkules, bey Gelegenheit des Euripidischen, nicht werde vergessen haben. Ich habe nichts dawider, daß er diesen weit vorzieht; allein, daß er jenen durch nichtswürdige Einfälle lächerlich zu machen sucht, wo er es nicht ist: dieses kann ich unmöglich so hingehen lassen. Ich muß einige Proben anführen, um zu zeigen, wie lächerlich der Jesuit selbst ist. Man wird sich der Stelle erinnern, die ich oben, Seite 148, aus dem dritten Aufzuge angeführt habe:

— — — — si novi Herculem
Lycus Creonti debitas poenas dabit.
Lentum est, dabit; dat: hoc quoque est lentum; dedit.

Theseus will dem Amphitryo damit Trost zusprechen. Ich habe schon so viel Zutrauen zu meinem Geschmacke, daß ich mich nicht zu gestehen schäme, diese Zeilen allezeit für sehr schön gehalten zu haben. Mußte ich also nicht erstaunt seyn, als ich folgendes Urtheil des Brumoy las: „Das ich sterbe, ich „bin todt, ich bin begraben, des Geitzigen bey „dem Moliere (Aufz. 4. Auftr. 7.) ist ohne Zweifel „aus dieser Quelle entsprungen. Allein dieses sagt „ein Narr, welchen der Dichter in einer lächerlichen Unsinnigkeit seinem Charakter gemäß sprechen läßt; und Theseus hätte sich, wo nicht als

„ein König, doch wenigstens als ein vernünftiger „Mann ausdrücken sollen." — — Wenn es auch wahr wäre, daß Moliere bey Gelegenheit dieser Stelle auf seinen Einfall gerathen sey: so würde dieses doch nichts mehr beweisen, als so viel, daß kein ernsthafter Gedanke, keine Wendung so schön sey, die sich nicht ziemlich lustig parodiren lasse. Hieraus aber zu schließen, daß die Parodie und die parodirte Stelle gleich ungereimt seyn müßten, ist eine sehr kindische Uebereilung. Das Ungereimte in der Stelle des Moliere liegt eigentlich nicht in dem Klimax selbst, sondern darin, daß er einen Narren von sich etwas sagen läßt, welches gleich dadurch, daß er es noch von sich sagen kann, widerlegt wird: nicht darin, daß der Tod so geschwind auf das Sterben, und das Begräbniß so geschwind auf den Tod folgt; sondern darin, daß er einen Menschen vorgeben läßt, dieses alles widerfahre ihm bey lebendigem Leibe. Was hat denn nun also die Rede des Theseus, außer dem dreyfachen Steigen, hiermit für Gleichheit? Oder ist sie an und für sich selbst abgeschmackt? Hätte doch der Pater dieses gezeigt; hätte er doch auch beyläufig gezeigt, wie es der Dichter schöner ausdrücken sollen, daß Herkules den Lycus ganz gewiß, und ganz gewiß unverzüglich strafen werde! — — Mit eben so wenig Grunde tadelt Brumoy diejenigen Stellen, in

welchen Herkules raset. „Herkules, sagt er, bil-
„det sich ein, den himmlischen Löwen, den er in
„dem Nemeäischen Walde überwunden, zu sehen,
„wie er eben bereit ist, die Zeichen des Herbstes
„und des Winters zu überspringen, um den Stier
„zu zerreißen, welcher ein Zeichen des Frühlings ist.
„Das ist wahrhaftig eine gelehrte Raserey!" — —
Wie artig der Jesuit spottet! Aber warum ist sie
denn gelehrt? Ohne Zweifel darum, weil ein Je-
suitenschüler nicht ganz und gar ein Ignorant seyn
muß, wenn er wissen will, daß Herkules einen
Löwen umgebracht habe. Aber was für eine Gelehr-
samkeit braucht denn Herkules, dieses von sich
selbst zu wissen? Oder steckt etwa die Gelehrsamkeit
in der Kenntniß der Zeichen des Thierkreises? Wenn
das ist, so werden ziemlich alle Bauern gelehrt
seyn. — — Ich muß noch einen Tadel dieses fran-
zösischen Kunstrichters anführen, welcher entweder
sehr viel leichtsinnige Uebereilung, oder sehr viel
Bosheit verräth. In dem fünften Aufzuge, wie
man gesehen hat, kömmt Herkules wieder zu sich
selbst, und geräth in die äußerste Verzweiflung, als
er erfährt, was er in seiner Raserey begangen.
Man könnte sagen, er werde aufs neue rasend; so
schreckliche Dinge erbittet er über sich selbst. „Al-
„lein, sagt Brumoy, seiner Gewohnheit gemäß,
„mengt er auch lächerliches Zeug darunter. Er will

„seine Keule, seine Pfeile, und selbst die Hände „der Juno, die sie so unglücklich geführt haben, „verbrennen.“ — — Nun sehe man, ob es wahr ist, daß ihn der Dichter dieses sagen läßt. Die Stelle ist diese:

Tibi tela frangam noſtra, tibi noſtros puer
Rumpemus arcus, ac tuis ſtipes gravis
Ardebit umbris: ipſa Lernaeis frequens
Pharetra telis in tuos ibit rogos.
Dent arma poenas: vos quoque infauſtas meis
Cremabo telis, *o novercales manus.*

Er redet die ermordeten Kinder eins nach dem andern an, und will zu dessen Genugthuung die Pfeile, zu dessen den Bogen, zu dessen Keule und Köcher zerbrechen und verbrennen. „Auch euch, spricht „er, auch euch, unselige stiefmütterliche Hände, „will ich mit meinen Pfeilen verbrennen.“ — — Wer heißt denn nun hier den Jesuiten, unter novercales manus die Hände der Juno verstehen? Warum können es denn nicht die eignen Hände des Herkules seyn? Ja freylich wäre alsdann die Stelle nicht mehr lächerlich! Aufs höchste liegt in dem Worte novercales bloß eine Anspielung auf die Juno, und er nennt seine Hände bloß darum stiefmütterlich, weil sie nicht minder grausam gegen seine Kinder gewesen waren, als die Juno gegen ihn zu seyn pflegte. — — Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten.

Von neuern Trauerspielen auf den rasenden Herkules.

Es fehlt an neueren Dichtern nicht, welche gleichfalls diesen Stoff bearbeitet haben. Bey den Franzosen führen eine Menge Tragödien den Titel Herkules; ich kann es aber jetzt nur von zweyen mit Gewißheit sagen, daß sie den rasenden Herkules angehen. Die mehresten werden ohne Zweifel den sterbenden Herkules aufstellen. Roland Brisset ist der erste, von welchem ich einen Hercule furieux anzugeben weiß. Sein Theater ist zu Tours 1589 in Quart gedruckt, und enthält außer genanntem Stücke noch folgende: Baptiste, Agamemnon, Octavie und Thyeste. Der zweyte Franzose ist Nicolas L'Heritier Nouvellon, welcher 1638 ein Trauerspiel unter der Aufschrift: Amphitrion ou Hercule furieux, verfertigte. Ich habe jetzt weder des einen noch des andern Arbeit bey der Hand, und kann also nicht urtheilen, wie sie zu Werke gegangen sind; ob sie mehr den Euripides oder den Seneca nachgeahmt, oder ob sie gar nur einen von beyden übersetzt haben. Auf dem italiänischen Theater finde ich einen Ercole furioso vom Lodovico Dolce, allein von diesem weiß ich es zuverlässig, daß es bloß eine poetische Uebersetzung des Seneca ist. Dolce hat noch sieben Trauerspiele unsers lateinischen Dichters übersetzt, die ich an ihrem Orte anführen will.

Da ich also nicht eigentlich sagen kann, mit wie viel Glück man in den neuern Zeiten den rasenden Herkules auf die Bühne gebracht habe: so will ich wenigstens meine Gedanken entdecken, wie er am besten darauf zu bringen sey.

Vorschlag für einen heutigen Dichter.

So viel ist augenscheinlich, daß aus dem Stücke des Seneca, mit kleinen Veränderungen, eine vollkommene Oper zu machen sey. Die Maschinen finden ihren natürlichen Platz darin, und wenn die bloße Erscheinung der Juno für die Verzierung des Theaters zu einfach wäre, so könnte man die Erscheinungen aus dem Euripides borgen. Dieser nehmlich, wie ich schon angemerkt habe, führt anstatt der Juno die Iris, ihre Botschafterin, und eine Furie auf: zwey Gegenstände, an welchen Maschinenmeister und Maler ihre Kunst hinlänglich zeigen könnten. Auch der Tonkünstler würde sich nicht beschweren dürfen, daß man seine Kunst durch eine verhaßte Monotonie der Leidenschaften einschränkte. Sie sind durchgängig in dem stärksten Spiele. Das Zornige, das Klagende, das Stolze, das Erfreute, das Rasende, das Zärtliche, das Gesetzte, das Freundschaftliche, wechseln unaufhörlich ab, und oft treffen sie so glücklich zusammen, daß sie der schönsten Abstechungen unter einander fähig

sind. Auch die Erfindung des Balletmeisters würde sich hier nicht auf dem Trockenen befinden, auf welchen man in einem Schauspiele, das so vorzüglich zum Vergnügen des Gesichts und des Gehörs bestimmt ist, billig auch mit sehen muß. Doch da die Oper mehr in das musikalische, als in das poetische Fach gehöret, so will ich mich nicht weiter damit einlassen. Ich will vielmehr meine Absicht auf ein regelmäßiges Stück richten. Die mechanische Einrichtung desselben würde man gänzlich dem *Seneca* absehen können. Nur mit der *Juno*, welche bey ihm ziemlich das Ansehen eines Prologen hat, müßte man eine Aenderung treffen. Unsere neuere tragische Bühne will die Gottheiten nicht mehr leiden. Man hat sie in die allegorischen Stücke verwiesen, und das mit Recht. Was also zu thun? Ich wollte rathen, die persönliche Erscheinung der *Juno* in einen göttlichen Traum eines Priesters zu verwandeln. Er müßte selbst kommen, und es dem Herkulischen Hause erzählen, was er in seiner Entzükkung gesehen, und welche schreckliche Drohungen er gehöret. Diese Drohungen aber müßten in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt seyn; sie müßten etwas Orakelmäßiges haben, damit sie den Ausgang so wenig als möglich verriethen, und den *Amphitryo* und die *Megara* nicht verhinderten, den *Herkules* bey seiner Zurückkunft mit aller Zärtlichkeit zu empfangen.

empfangen. In Ansehung der Sitten, wollte ich, daß sich der neuere Dichter den Euripides zum Muster vorstellte; doch mit Beybehaltung des Senecaschen Lycus. Dieser ist bey den Griechen viel gröber und grausamer geschildert. Er sagt es gerade heraus, daß er die ganze Familie des Herkules umbringen müsse, wenn er sicher herrschen wolle, und thut der Megara den Vorschlag nicht, den ihn der Römer thun läßt. Da hingegen sind in dem Griechischen, der Herkules weit menschlicher, die Megara weit zärtlicher, und Theseus weit freundschaftlicher gebildet. Das Abentheuerliche des erstern ist da ungemein versteckt, und aller seiner Thaten wird nur mit ganz kurzen Zügen in einer Entfernung gedacht, in welcher ihre Unglaublichkeit nicht so sehr in die Augen fällt. Die prächtige Beschreibung des Kampfes mit dem Cerberus müßte, als ein unnöthiger Zierath, wegbleiben. Der Römer hatte noch einigen Grund sie zu wagen, ob er gleich freylich besser gethan hätte, wenn er hier der vorsichtigen Anständigkeit seines Musters gefolgt wäre. Seine Stärke war im Schildern; und welcher Dichter läßt sich nicht gern von der Begierde, seine Stärke zu zeigen, dahin reißen? Was die Person des Theseus anbelangt, so würde man auch bey dieser besser der Einrichtung des lateinischen als des griechischen Dichters folgen. Jener bringt

ihn gleich mit dem Herkules auf die Bühne; dieser aber läßt ihn erst in dem fünften Aufzuge dazu kommen, wo er recht vom Himmel fällt. Wenn der neuere Dichter übrigens eine Vermehrung der Personen vorzunehmen für nöthig befände, so würde er, vielleicht nicht ohne Glück, eins von den Kindern des Herkules, welche seine beyden Vrogänger nur stumm aufführen, mündig machen können. Er müßte den Charakter desselben aus Zärtlichkeit und Unschuld zusammen setzen, um unser Mitleiden desto schmerzlicher zu machen, wenn wir es von den blinden Händen seines geliebten Vaters sterben sehen. Doch würde es wohl unsre Bühne zulassen, in Ansehung der Ermordung selbst, das Kunststück des Römers anzubringen? In seinem ganzen Umfange möchte sie es wohl schwerlich zulassen; doch wollte ich auch nicht, daß man dem Zuschauer deswegen diesen ganzen schrecklichen Anblick zu entziehen suchte. Wenigstens müßte den Herkules auf der Bühne die Raserey befallen; voller Bestürzung müßten Gemahlin und Kinder furchtsam vor ihm fliehen, er ihnen nacheilen, und sie außer dem Gesichte des Zuschauers tödten. Dieses würde das Mittel zwischen dem, was der römische und was der griechische Dichter geschehen lassen, seyn. Amphitryo könnte alsdann den folgenden Aufzug mit der traurigsten und lebhaftesten Beschreibung anfangen; er könnte

sich mit dem Theseus berathschlagen, wie sie sich gegen den schlafenden Herkules verhalten sollten, und während der Berathschlagung könnte der erwachte Herkules dazu kommen, und die Rolle, die ihn der Römer spielen läßt, ausführen. —— Doch, wird man nunmehr fragen, ist denn überhaupt ein Held, den eine hassende Gottheit, in einer plötzlichen Raserey, Grausamkeiten begehen läßt, ein würdiges Schauspiel? Ist es lehrreich, oder enthält es nicht vielmehr eben so abscheuliche und die Menschen zur Verzweiflung bringende Grundsätze als der Oedip? Dieser ist zu den schrecklichsten Verbrechen bestimmt, und kann ihnen, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht entgehen. Jener thut alles mögliche, ein tugendhafter und der Welt nützlicher Mann zu seyn, und wird mitten unter diesen Bestrebungen, durch die Eifersucht einer obern Macht, der Elendeste. Soll dies das Schicksal derer seyn, die auf dem sauren Wege zu der Ewigkeit wandeln? Eine schöne Ermunterung für die, welche als neue Alciden die Laster überwinden, und die Ungeheuer ausrotten wollen! — — Diesen Einwurf wegzuschaffen, muß ich nothwendig

Die Moral des rasenden Herkules

untersuchen; sowohl die, welche jetzt darin liegt, als die, welche darin gelegt werden kann. Eigent-

lich halte ich es eben für keine Nothwendigkeit, daß aus der Fabel eines Trauerspiels eine gute Lehre fließen müsse, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten. Allein so viel wird doch wenigstens nothwendig seyn, daß man auch keine böse Lehre daraus folgern könne. Und diese, — — ich mag es so ungern gestehen, als ich will — — liegt allerdings in dem rasenden Herkules. Es liegt, sage ich, eine böse Lehre darin, oder eine abgeschmackte. Entweder die Lehre, daß Tugenden und Heldenthaten eine erzürnte Gottheit so wenig versöhnen, daß sie vielmehr dieselbe noch heftiger aufbringen; oder die Lehre, daß man sich hüten müsse, von dem Jupiter aus verstohlener Ehe erzeugt zu werden, wenn man allen den grausamen Verfolgungen der Juno entgehen wolle. Bey dem Euripides zwar, dessen Fabel gleichwohl von dem Wesentlichen der lateinischen Fabel um nichts unterschieden ist, will der Pater Brumoy eine ganz andere Moral entdeckt haben. Weil bey dem Griechen Herkules, der durch die Freundschaft des Theseus gerühret worden, das ganze Stück mit den Worten schließet: „Unglücklich ist der, welcher „Güter oder Ehre einem wahren Freunde vorzieht;" so setzt der Jesuit hinzu: „Dieser Gedanke ist, wie „mich dünkt, die Moral dieses Trauerspiels, weil „alles darin auf die Entwickelung des Theseus

„abzuzielen scheinet." — — Doch es ist offenbar, daß Brumoy den letzten Sittenspruch für die Hauptlehre genommen hat. Wenn seine Meynung wahr wäre, so hätte Euripides wahrhaftig den Werth eines wahren Freundes durch keine weniger passende Fabel, als durch diese, erläutern können. Die ganzen vier ersten Aufzüge würden in dieser Absicht umsonst geschrieben seyn. Alles, was man also zur Entschuldigung dieser beyden alten Muster anführen kann, ist dieses, daß sie es für ganz unnöthig gehalten haben, an die Moral des Ganzen zu denken, und daß sie ihre Tragödien nicht so gemacht haben, wie sie uns eine so genannte kritische Dichtkunst zu machen lehret. Erst eine Wahrheit sich vorzustellen, und hernach eine Begebenheit dazu zu suchen, oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten, daß bey jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überließen es dem Strome ihrer Gedanken, welche sich besonders darin ausnehmen würde. Da sie übrigens in gewissen Fällen ziemlich genau bey der hergebrachten Geschichte zu bleiben gezwungen waren, so mußte es ihnen entweder gleichgültig seyn, ob die moralische Folge aus der Begebenheit selbst gut oder böse sey, oder sie mußten überhaupt von der Aufführung gewisser Begebenheiten abstehen. Allein kann ein neuer Dichter

eben diese Entschuldigung haben? Und ist seine Freyheit eben so eingeschränkt? Gewiß nicht; er kann ändern was er will, und es liegt nur an ihm, wenn das Ganze bey ihm nicht eben so lehrreich ist, als die besondern Theile. — — Nun kömmt es darauf an, was er in dieser Absicht mit dem rasenden Herkules thun müßte. Ohne Zweifel würde es auf eine feinere Bearbeitung dieses Charakters selbst ankommen. Seine Raserey müßte eine natürliche Folge aus demselben werden. Juno müßte sich daran nur erfreuen, nicht aber sie selbst bewirken. Und dieses ist leicht: denn was ist näher verbunden als Tapferkeit und Uebermuth, als Uebermuth und Wahnwitz. Man schildre also den Herkules als einen Helden voll Muth und Tapferkeit; man lasse ihn die größten Thaten glücklich ausgeführt haben; man lasse ihn noch größere sich vorsetzen. Allein sein allzugroßes Vertrauen auf eigene Kräfte bringe ihn zu einer stolzen Verachtung der Götter. Man lasse ihn nach und nach sich in seine eigne Anschläge verwickeln; man gebe ihm einen Schmeichler zu, der durch übertriebene Lobsprüche das ohnedies geringe Gefühl seiner Menschheit unterdrückt. Wenn der Dichter alle diese Staffeln glücklich hinan zu gehen weiß, so bin ich gewiß, der Zuschauer wird endlich geneigt seyn, die völlige Raserey des Herkules als einen

ganz natürlichen Erfolg anzusehen. Ich habe schon angemerkt, daß das Gebet, welches ihm der Römer in den Mund giebt, eine sehr feine Vorbereitung ist; und wenn man auch das Gebet wieder vorbereitet, so wird sich eins aus dem andern ungezwungen ergeben. — — Welche schreckliche Lection würde dieses für unsre wilden Helden, für unsre aufgeblasenen Sieger seyn!

Ehe ich dieses Trauerspiel ganz verlasse, will ich vorher noch einen Versuch über das in Unordnung gebrachte Stück des lateinischen Dichters, dessen ich auf der 37ten Seite gedacht habe, wagen. Er gehet von der 1295sten Zeile bis zu der 1315ten. Ich ordne die Personen darin folgender Gestalt.

Am. Redde arma. *Her.* Vox est digna genitore Herculis.
Am. Hoc en peremptus spiculo cecidit puer:
Hoc Juno telum manibus emisit tuis:
Hoc nunc ego utar. *Th.* Ecce, jam miserum metu
Cor palpitat, corpusque sollicitum ferit.
Am. Aptata arundo est: ecce iam facies scelus

Volens, sciensque. Pande quid fieri jubes?
Her. Nihil rogamus, noster in tuto est dolor.
Am. Natum potes servare tu solus mihi,'
Eripere nec tu: maximum evasi metum.
Miserum haud potes me facere, felicem potes.
Sic statue quidquid statuis, ut causam tuam
Famamque in arcto stare et ancipiti scias.
Aut vivis aut occidis. Hanc animam levem
Fessamque senio, nec minus quassam malis
In ore primo teneo. Tam tarde patri
Vitam dat aliquis? Non feram ulterius moram,
Letale ferro pectus impresso induam.
Hic, hic jacebit Herculis sani scelus.
Her. Jam parce, genitor &c.

Herkules will kurz vor dieser Stelle, wie man gesehen hat, durchaus sterben. Er verlangt seine Waffen mit Ungestüm zurück. Die gemeinsten Ausgaben lassen daher ihn selbst redde arma sagen und legen das folgende Vox est &c. dem Amphitryo in den Mund. Doch wenn man diesen letztern Worten weder eine abgeschmackte noch eine zu weit her-

geholte Erklärung geben will, so muß sie kein anderer als Herkules sagen, zu Bezeigung nehmlich seiner Zufriedenheit über das redde arma seines Vaters. Gronov hat dieses durch Hülfe seiner Handschriften sehr wohl eingesehen, nur daß er das redde in reddo verwandelt. Er glaubt nehmlich, daß Amphitryo hier wirklich dem Herkules seine Waffen wiedergebe, und dieser Irrthum hat gemacht, daß er alles andere unrecht, obgleich scharfsinnig genug, erklärt hat. Ich schmeichle mir den rechten Punkt getroffen zu haben. Da nehmlich Amphitryo sieht, daß Herkules unbeweglich ist, so sagt er endlich voller Unwillen zu einem von den Dienern: redde arma. Daß er dieses zu einem Diener sagen könne, beweise ich aus einer vorhergehenden Stelle, in welcher er dem schlafenden Herkules die Pfeile wegnehmen läßt:

Removete *famuli* tela, ne repetat furens.

Wer das Theater ein wenig versteht, wird nunmehr gleich einsehen, daß die Zweydeutigkeit des *redde arma* ein vortreffliches Spiel ausmache. Herkules glaubt, der Bediente werde ihm die Waffen wiedergeben, und sagt daher sich und dem Amphitryo die Schmeicheley: vox est digna genitore Herculis. Allein der Bediente hat den Befehl entweder

genauer verstanden und giebt den Pfeil dem Amphitryo, oder indem der Bediente dem Herkules den Pfeil geben will, reißt ihm Amphitryo denselben weg, und setzt ihn mit den Worten an seine eigne Brust: Hoc en peremptus spiculo &c. „Dieser Pfeil war es, durch den dein Sohn fiel; „dieser war es, den Juno selbst durch deine Hände „abschoß: dieser soll es seyn, den ich nun gegen „mich selbst brauchen will.“ Die folgenden Worte ecce jam miserum bis sollicitum ferit, kann weder Herkules noch Amphitryo sagen. Sie müssen dem Theseus zugehören, und ich nehme sie so an, daß sie den erbärmlichen Anblick des sich zu erstechen drohenden Alten schildern, und den Herkules zur Barmherzigkeit bewegen sollen. Doch weil dieser schweigt, so fährt der Vater fort: aptata arundo est &c. „Der Pfeil ist angesetzt. Siehe, dieses Verbrechen wirst du mit Wissen und Willen „begehen. Sprich; was soll ich thun? Ich schreibe „dir nichts vor, antwortet ihm Herkules. Mein „Schmerz ist gesichert.“ Alles das übrige lasse ich nunmehr den Amphitryo sagen. Das eripere nec tu ist eine Verbesserung, welche Gronov aus seiner Handschrift vorgebracht hat, und die ohne Widerrede angenommen zu werden verdient. Da Amphitryo fast entschlossen ist, sich zu durchstechen, wenn Herkules bey dem Vorsatze zu sterben, bleiben sollte,

da er sich auf keine Weise von ihm will trennen lassen; so kann man leicht einsehen, was er mit folgenden Worten sagen will; „Den Sohn mir erhalten, das kannst du allein; aber mir ihn rauben, „kannst du nicht. Der größten Furcht bin ich entledigt. Elend kannst du mich nicht machen: glücklich machen kannst du mich ꝛc.“ d. i. Da ich einmal beschlossen habe, dir zu folgen, so kannst du dich mir zwar erhalten, aber nicht rauben. Du kannst mich glücklich machen, wenn du leben bleibst: aber nicht elend, wenn du stirbst, weil du ohne mich nicht sterben sollst. — Die folgenden Zeilen passen in dem Munde des Amphitryo eben so wohl. Sollte aber seine Rede ein wenig zu lang scheinen, so könnte man sie durchschneiden, und die Worte: Tam tarde patri vitam dat aliquis? den Theseus sagen lassen. Auf diese nun müßte Amphitryo weiter fortfahren: non feram ulterius moram &c. bis endlich Herkules jam parce genitor, saget. Das jam, welches in eben dieser Zeile nochmals wiederholt wird, zeigt genugsam wider Gronoven, daß Amphitryo sich nicht erst in den gleich vorhergehenden zwey Zeilen zu erstechen gedroht, sondern daß er es gleich vom Anfange dieser Stelle gethan, und daß man also ihn und nicht den Herkules das hoc nunc ego utar, und das aptata arundo est müsse sagen lassen. Leser von Geschmack werden mir gewiß

recht geben, wenn sie sich die Mühe nehmen wollen, auch in den übrigen Stücken meine Ordnung der Personen mit der seinigen zu vergleichen. Andere Kunstrichter haben noch weniger zum Ziele getroffen. — Ich komme zu dem zweyten Trauerspiele.

2.

Thyest.

Inhalt.

Atreus und Thyest, die Söhne des Pelops, regierten beyde zu Argos, ein Jahr um das andre. Thyest verliebte sich in die Gemahlin seines Bruders, in die Aerope, und entwendete durch deren Hülfe den goldnen Widder, mit dessen Besitze das Schicksal des Reiches verknüpft war. Er flohe davon, und entging auf einige Zeit der Rache des Atreus. Doch dieser dachte unaufhörlich auf die Vollziehung derselben, und hielt endlich eine verstellte Versöhnung für das sicherste Mittel. Seine eignen Kinder mußten den Thyest bereden, daß er sicher zurückkommen könne, weil sein Bruder alle Feindschaft bey Seite gelegt habe. Er kam. Atreus empfing ihn mit aller Freundlichkeit, deren die Bosheit fähig ist, wenn sie eine leichtgläubige Beute in ihr Netz lockt. Allein, wie unmenschlich waren die Folgen. Atreus ermordete die Kinder seines Bru-

ders am Altare, und machte seinem Bruder ein Mahl daraus, über welches die Welt nicht aufhören wird, sich zu entsetzen. — — Mehr braucht man hoffentlich, zur Einleitung in das Stück selbst, nicht zu wissen.

Auszug.

Die Bühnen eröffnen der Schatten des Tantalus und die Furie Megära. Tantalus war der Großvater des Atreus und des Thyest. Man kennet seine Verbrechen, und seine Strafe in der Hölle. Jetzt bringt ihn Megära auf die Oberwelt. Er erstaunt, und glaubt, daß man eine Veränderung der Qualen mit ihm vornehmen wolle. Doch Megära entdeckt ihm gar bald, daß er seine Familie mit Wuth und Haß anstecken und zu den grausamsten Verbrechen geneigt machen solle. „In diesen „werde um den Vorzug gekämpft, und wechsels„weise zücke man den Dolch. Der Zorn kenne „weder Maß noch Scham, und blinde Raserey „reitze die Gemüther. Die Wuth der Aeltern „daure fort, und anhaltende Bosheit pflanze sich „von einem Enkel auf den andern. Ohne jeman„den Zeit zu gönnen, sein Verbrechen zu hassen, „fehle es nie an einem neuen, und nie sey eins „allein in einem allein. Es wachse, indem es ge„straft wird. Den übermüthigen Brüdern entfalle

„das Scepter, und ein zweifelhaftes Glück scheine
„sich ihrer im Elende anzunehmen. Es wanke be-
„trügrisch zwischen ihnen, und mache jetzt aus dem
„Mächtigen den Unglücklichen, und jetzt aus dem
„Unglücklichen den Mächtigen. Ein beständiger
„Wechsel treibe ihr Reich umher. Abscheulicher
„Laster wegen mögen sie vertrieben werden, und in
„eben so abscheuliche Laster mögen sie wieder fal-
„len, wenn sie Gott in ihr Vaterland zurück bringt.
„Allen müssen sie so verhaßt seyn, als sich selbst.
„Nichts halte sich ihr Zorn für unerlaubt. Der
„Bruder fürchte den Bruder, den Sohn der Va-
„ter, und den Vater der Sohn. Böse sollen die
„Kinder umkommen, und noch böser erzeugt wer-
„den. Die feindselige Gattin laure auf ihren Mann.
„Man führe den Krieg über das Meer; vergoßnes
„Blut überschwemme die Länder, und die siegende
„Wollust triumphire über mächtige Führer der
„Völker. Unzucht sey in dem gottlosen Hause das
„geringste ꝛc." Alle diese Verwünschungen, und
noch mehrere, sind prophetisch, und beziehen sich
weit auf das Zukünftige hinaus: auf das, zum
Exempel, was sich mit der Klytemnästra, mit
dem Orest, mit dem Agamemnon und Mene-
laus und andern Verwandten des Pelopejischen
Hauses zutragen sollte. Endlich kömmt Megära
auf die näheren Gräuel mit mehr Deutlichkeit,

und verkündiget dem Tantalus das grausame Mahl, vor welchem sich die Sonne zurück ziehen werde. „An diesem sollst du deinen Hunger stillen. „Vor deinen Augen soll der mit Blut gemischte „Wein getrunken werden. Endlich habe ich die „Speisen gefunden, die du selbst fliehen wirst." — Auf diese schrecklichen Worte, will der Schatten davon eilen, und alle seine höllischen Strafen scheinen ihm dagegen geringe. Doch die Furie zwingt ihn, mit Streit und Mordlust vorher das Haus und die Gemüther der Könige zu erfüllen. Umsonst wendet er ein, es sey zwar billig, daß er Strafe leide, aber nicht, daß er andern zur Strafe diene. Umsonst beklagt er sich, daß er gleichsam als ein giftiger Dampf aus der geborstenen Erde geschickt werde, welcher Pest und Seuchen unter die Völker bringen müsse. Umsonst will er es wagen, nochmals schwatzhaft zu seyn, und seine Enkel vor allen Verbrechen vielmehr zu warnen. Doch die Furie drohet, und vermehrt in dem Schatten das innere Gefühl seiner Qualen so heftig, daß er ihr in den Pallast folgen muß, wo er überall Raserey und Blutdurst verbreitet. — Man muß sich einbilden, daß dieses sogleich geschieht, sobald er über die Schwelle getreten. Der Pallast empfindet es, daß er von einem unseligen Geiste berührt wird, und zittert. Die Furie ruft ihm zu, daß es genug sey, und befiehlt

ihm, in die unterirdischen Höhlen zu seinen Martern zurückzukehren, weil die Erde ihn nicht länger tragen wolle, und die ganze Natur sich über seine Gegenwart entsetze. Sie beschreibt dieses Entsetzen in ein Dutzend schönen Versen, die sie hier hätte ersparen können, und macht dem Chore Platz. Der Inhalt seines Gesanges ist eine Bitte an die Götter, alle Verbrechen von dem königlichen Hause abzuhalten, und nicht zuzugeben, daß auf einen bösen Großvater ein schlimmerer Enkel folge. Er sagt, es sey bereits genug gesündiget worden; und führt, dieses zu beweisen, die Geschichte des Myrtilus und die blutige Mahlzeit an, welche Tantalus den Göttern vorgesetzt. Von der Strafe des letztern macht er ein sehr künstliches Gemälde, welches aber den Leser kalt läßt, und beschließt es so abgebrochen, daß einige Kunstrichter zu glauben bewogen worden, es müsse das eigentliche Ende hier fehlen.

Zweyter Aufzug.

Auch dieser Aufzug besteht nur aus einer einzigen Scene, zwischen dem Atreus und einem Vertrauten. Atreus ist gleich Anfangs gegen sich selbst unwillig, daß er noch bis jetzt, wegen der schimpflichen Beleidigungen seines Bruders, ungerochen sey. Er tadelt sich, daß er nicht schon längst alles in Blut und Flammen gesetzt. Wie gern hätte

er sich wollen unter dem einstürzenden Pallaste begraben lassen, wenn er nur zugleich auch den Bruder zerschmettert hätte. „Auf! Atreus, beginne „etwas, was keine Nachwelt billige, aber auch „keine verschweige. Auf! erkühne dich einer blutigen gräßlichen Schandthat; einer Schandthat, „auf die mein Bruder neidisch werde, die er selbst „begangen zu haben wünschen möchte. Du kannst „seine Verbrechen nicht rächen, ohne sie zu übertreffen. Doch durch welche Abscheulichkeit werde „ich ihm überlegen seyn können? Auch in seinem „Elende ruhet er nicht. Das Unglück macht ihn „eben so hartnäckig, als übermüthig ihn das Glück „macht. Ich kenne seinen ungelehrigen Geist. Biegen läßt er sich nicht, aber brechen läßt er sich. „Ehe er sich also wieder erholt, ehe er neue Kräfte „sammelt, muß ich ihn angreifen; denn bleibe ich „ruhig, so greift er mich an. Ich komme durch „ihn um, oder er muß durch mich umkommen. „Das Verbrechen ist mitten zwischen uns, gleich „einem Preise, aufgestellt, welcher dem gehört, der „es zuerst unternimmt.

Der Vertraute. So kann dich das widrige Urtheil des Volkes nicht schrecken?

Atreus. Das ist eben das beste an einem Reiche, daß das Volk die Thaten seines Beherrschers eben sowohl dulden als loben muß.

Der Vertraute. Die, welche man aus Furcht loben muß, eben die haßt man auch aus Furcht. Der aber, welcher nach dem Ruhme einer wahren Liebe strebt, will sich lieber von den Herzen, als von den Stimmen loben lassen.

Atreus. Ein wahres Lob kann auch oft einem geringen Manne zu Theile werden; aber ein falsches nur dem Mächtigen. Die Unterthanen müssen wohl wollen, was sie nicht wollen.

Der Vertraute. Wenn der König, was recht ist, will, so wird sein Wille gern Aller Wille seyn.

Atreus. Derjenige König ist nur halb König, welcher nur das, was recht ist, wollen darf.

Der Vertraute. Wo weder Scham, noch Liebe zum Recht, weder Frömmigkeit noch Treue und Glaube ist, da ruhet das Reich auf schwachem Grunde.

Atreus. Scham, Liebe zum Recht, Frömmigkeit, Treu und Glaube sind kleine Tugenden für Bürger. Ein König thue, was ihm nützt.

Der Vertraute. Auch einem bösen Bruder zu schaden, mußt du für Unrecht halten.

Atreus. Alles ist gegen ihn billig, was gegen einen Bruder unbillig ist. Denn welcher Verbrechen hat er sich enthalten? Von welcher Schandthat ist er abgestanden? Durch Schändung hat er mir die Gemahlin, und durch List das Reich entrissen. —

Mit diesem letztern zielet Atreus auf die schon erwähnte Raubung des goldnen Widders, mit dessen Besitze das Reich verbunden war. Es gehen verschiedene Zeilen auf die Beschreibung desselben, bis er endlich wieder schließt: „Meine Gemahlin ist „verführt; die Sicherheit des Reiches ist untergra„ben; das Haus ist beschimpft; das Blut ist unge„wiß geworden. Und nichts ist gewiß, als daß mein „Bruder mein Feind ist." — „Du zitterst? — fährt er zu dem Vertrauten fort — „Sieh auf den „Tantalus und Pelops. Dieser ihren Beyspie„len zu folgen, werden meine Hände aufgeboten. „Sprich, wie soll ich das verhaßte Haupt verderben?

Der Vertraute. Ein tödtlicher Stahl vergieße sein feindseliges Blut.

Atreus. Du redest von dem Ende der Strafe, und ich will von der Strafe selbst hören. Ein sanftmüthiger Tyrann mag umbringen lassen. In meinem Reiche wird der Tod als eine Gnade erlangt.

Der Vertraute. So ist alle Frömmigkeit bey dir hin?

Atreus. Fort, Frömmigkeit! wenn du anders jemals in unserm Hause gewesen bist. Das wüthende Heer der Furien, die zwistliebende Erynnis, und sie, die in beyden Händen schreckliche Fackeln schüttelt, Megära, ziehe dafür ein. Ich brenne vor Wuth, und dürste nach unerhörten unglaublichen

Verbrechen. — Der Vertraute fragt ihn, worin diese Verbrechen bestehen sollen, und ob er sich des Schwertes oder des Feuers zu seiner Rache bedienen werde. Doch beydes ist ihm zu geringe; Thyest selbst soll das Werkzeug seiner Rache seyn. Er entdeckt hierauf sein unmenschliches Vorhaben, und ermuntert sich von Zeit zu Zeit selbst, den Muth darüber nicht sinken zu lassen, sondern es, so gräßlich es auch sey, unerschrocken auszuführen. Auf den Einwurf, welchen ihm der Vertraute macht, daß es sehr schwer halten werde, seinen Bruder in das Netz zu locken, antwortet er, daß er ihn schon durch das anzukörnen wissen werde, was ihm wichtig genug scheine, sich der äußersten Gefahr deswegen auszusetzen; nehmlich durch die Hoffnung, zu regieren. „Voll von dieser Hoffnung, wird er dem „Blitze des drohenden Jupiters entgegen zu eilen „kein Bedenken tragen. Voll von dieser Hoffnung, „wird er, was er für das größte Uebel hält, selbst „den Bruder zu sehen, nicht anstehen.“ — — Und diese Hoffnung will er ihm durch seine eignen Söhne machen lassen, durch den Agamemnon und Menelaus nehmlich, die er mit der Aerope noch vor ihrer Untreue erzeugt hatte. Der Vertraute räth ihm, andre Mittelspersonen dazu zu erwählen, damit die Kinder nicht einmal das an dem Vater thun möchten, was er sie jetzt an dem Vetter zu thun

lehre. Doch Atreus ist von der Ruchlosigkeit seines Blutes schon so überzeugt, daß er zur Antwort giebt: „Wenn sie auch niemand die Wege des „Betrugs und der Verbrechen lehret, so wird sie „doch das Reich dieselben lehren. Du fürchtest, „sie möchten böse werden? Sie wurden böse gebo„ren." — Der Vertraute macht ihm noch eine Einwendung, und giebt ihm zu überlegen, ob er sich auch wohl auf die Verschwiegenheit so junger Leute verlassen dürfe? „Oder, spricht er, willst „du sie etwa selbst hintergehen, und ihnen deine „wahre Absicht nicht entdecken? Ja, antwortet „Atreus; sie sollen keinen Antheil an meinem Ver„brechen haben. Und was ist es auch nöthig, daß „ich sie zu Mitschuldigen machen will? — — Doch den Augenblick besinnt er sich, daß dieses für ihn zu gut gedacht sey. Er schilt sich selbst feig, und vermuthet, daß wenn er seiner Kinder hierin schonen wolle, er auch seines Bruders schonen werde. Agamemnon und Menelaus sollen es wissen, wozu er sie brauche, und eben daran will er es zugleich erkennen, ob sie auch wirklich seine Kinder sind. „Wenn sie ihn nicht verfolgen, wenn sie „ihn nicht hassen wollen, wenn sie ihn Vetter nennen: „so ist er ihr Vater." — Er will eben fortgehen, als er sich gleichwohl noch plötzlich anders besinnet. „Ein schüchternes Gesicht, sagt er, pflegt manches

„zu entdecken, und große Anschläge verrathen sich „wider Willen. Nein; sie sollen es nicht wissen, „zu welcher That sie die Werkzeuge werden. Und „du — (zum Vertrauten) halte unser Vorhaben „geheim!" — — Dieser versichert, daß er sowohl aus Furcht, als aus Treue, verschwiegen seyn werde, und geht mit dem Atreus ab.

Der Chor, welcher zu diesem Aufzuge gehöret, nimmt von der Herrschsucht der zwey Brüder Gelegenheit, eine Menge Sittensprüche über den falschen Ehrgeitz anzubringen, und mehr spitzig als gründlich zu bestimmen, worin das wahre Königreich bestehe. „Ihr wißt es nicht, die ihr nach Schlössern geitzet! Nicht der Reichthum, nicht der „Glanz des Tyrischen Purpurs, nicht das strahlende „Diadem macht den König. Nur der ist König, „welcher alle Furcht abgelegt, und alles Böse aus „der wilden Brust vertrieben hat. Nur der, wel„chen nicht der ohnmächtige Ehrgeitz, welchen nicht „die immer wankende Gunst des Pöbels bewegt. — „Nur der, welcher von seiner sichern Höhe alles „weit unter sich sieht. Nur der, welcher seinem „Schicksale willig entgegen eilt, und ohne zu klagen „stirbt. — Es ersteige, wer da will, die schlüpfrige „Spitze des Hofes; mich soll die süße Ruhe sätti„gen, und verborgen will ich in sanfter Stille dahin „leben. Allen Quiriten unbekannt, sollen meine

„Jahre sachte vorüber fließen. Und wenn meine „Tage ohne Geräusch verschwunden sind, will ich „Lebens satt und ohne Titel erblassen. Auf den „wartet ein harter Tod, der, wenn er sterben muß, „allen viel zu bekannt ist, sich selbst aber nicht „kennet."

Dritter Aufzug.

Diesen eröffnet Thyest mit seinen Söhnen, und unter diesen führet Plisthenes das Wort. Sie langen, auf die betriegerische Einladung des Atreus, an. Thyest erfreuet sich Anfangs, daß er endlich seine Vaterstadt, und die Götter seiner Väter, wenn anders, setzt er hinzu, Götter sind, wieder siehet. „Bald, spricht er, wird mir nun das Volk „aus Argos fröhlich entgegen kommen. Doch auch „Atreus wird mit kommen. O, fliehe Thyest, und „suche die dunkeln Wälder wieder, wo du unter „dem Wilde ein ihm ähnliches Leben führtest. Laß „dich nicht den falschen Glanz des Reiches blenden. „Wenn du auf das siehest, was dir angeboten „wird, so siehe auch auf den, der dir es anbietet. „Unter den härtesten Beschwerlichkeiten bin ich „bisher muthig und fröhlich gewesen. Doch nun „falle ich in marternde Furcht zurück; der Geist „ist in banger Erwartung, und möchte den Körper „nur allzugern zurück bewegen. Jeder Schritt „stockt, den ich thun will." — — Plisthenes er-

staunt über die Unentschlossenheit seines Vaters; doch Thyest fährt fort: „Warum stehe ich noch „an? Warum quäle ich mich noch über einen so „leichten Entschluß? Da ich niemanden trauen „darf, soll ich meinem Bruder, soll ich der Hoff„nung zu regieren trauen? Was fürchte ich schon „überwundene, von mir schon gebändigte Uebel? „Warum fliehe ich Trübsale, in die ich mich be„reits geschickt? Ich will, ich will elend seyn. „Zurück also, Thyest, zurück, uud rette dich, „da es dir noch vergönnt ist."

Plisthenes. Was bewegt dich, o Vater, deinen Schritt von der nun wieder erblickten väterlichen Burg zurück zu wenden? Warum willst du dich selbst so großen angebotenen Gütern entziehen? Dein Bruder hat seinen Zorn abgelegt, und wird aufs neue dein Bruder. Er giebt dir deinen Antheil an dem Reiche zurück, sammelt die Glieder des zerrütteten Hauses, und setzt dich wieder in den Besitz deiner selbst.

Thyest. Du willst die Ursache der Furcht wissen, die ich selbst nicht weiß. Ich sehe nichts, wovor ich mich fürchten sollte, und fürchte mich dennoch Ich will gern gehen; aber die Kniee sinken unter mir zusammen, und ich werde mit Gewalt von dem Orte zurück getrieben, zu dem ich doch will. — —

Plisth. O schlage alles nieder, was dein Gemüth so unentschlüssig macht, und betrachte, was für Belohnungen deiner warten. Du kannst regieren, Vater — —

Thyest. Unter beständiger Furcht des Todes.

Plisth. Du sollst die höchste Gewalt erlangen. — —

Thyest. Die höchste Gewalt ist die, nichts zu begehren.

Plisth. Du kannst nun deinen Kindern ein Reich lassen.

Thyest. Kein Reich fasset zwey Regenten.

Plisth. Wer will wohl elend seyn, wenn er glücklich seyn kann?

Thyest. Glaube mir; das Große gefällt nur durch die falschen Namen, die wir ihm beylegen. Mit Unrecht fürchtet man ein geringes und hartes Schicksal. So lange ich auf der Spitze der Ehren stand, habe ich nicht einen Augenblick zu zittern aufgehört, und mich selbst vor meinem eignen Schwert an meinen Lenden gefürchtet. O welch ein Glück ist es, niemanden im Wege zu stehen, und auf dem Boden hingestreckt, sichre Speisen zu genießen! Kein Verbrechen schleicht sich in schlechte Hütten, wo man sich an einem geringen Tische sorglos sättigen kann. Das Gift wird aus Gold getrunken; und ich weiß es aus der Erfahrung, wie weit das

schlechte Glück dem guten vorzuziehen ist. — — Hier verirrt sich Thyest in eine poetische Beschreibung der ausschweifenden Pracht und Ueppigkeit der Großen. Sie ist schön, und paßt sehr wohl auf die damaligen Zeiten der Römer; aber auch deswegen verliert sie in dem Munde des Thyest sehr vieles von ihrer Schönheit. Endlich schließt er mit den Worten: „Es ist ein Reich über alle Reiche, „das Reich entbehren zu können."

Plisth. Man muß das Reich nicht ausschlagen, wenn es Gott giebt.

Thyest. Noch weniger muß man darnach trachten.

Plisth. Dein Bruder bittet dich ja, zu regieren.

Thyest. Er bittet, und das ist schrecklich. Hier muß eine List verborgen liegen.

Plisth. Die brüderliche Liebe kann ja wohl das Herz, woraus sie vertrieben worden, wieder einnehmen, und neue Kräfte, anstatt der verlornen, sammeln.

Thyest. Wie? Atreus sollte seinen Bruder lieben? — — Eher wird die Nacht die Erde erleuchten; eher wird das Feuer mit dem Wasser, der Tod mit dem Leben, der Wind mit der See Bündniß und Frieden schließen.

Plisth. Vor welchem Betruge fürchtest du dich denn aber?

Thyest. Vor allem! Und was kann ich meiner Furcht für Gränzen setzen, da seine Macht so groß ist, als sein Haß?

Plisth. Was kann er gegen dich vermögen?

Thyest. Für mich fürchte ich auch nichts; sondern ihr allein, meine Kinder, macht, daß ich den Atreus fürchte.

Plisth. Aber du bist schon gefangen, und fürchtest dich, gefangen zu werden? Mitten in der Noth ist es zu spät, sich davor zu hüten.

Thyest. So kommt denn. Nur dieses einzige will ich, euer Vater, noch betheuern: ich folge euch; nicht ihr mir.

Plisth. Gott wird unsere gute Absicht gnädig ansehen. Setze den zweifelhaften Fuß nur weiter.

Hier kommt Atreus darzu, und macht durch seine Erscheinung die zweyte Scene dieses Aufzuges. In den ersten Zeilen, welche er in der Entfernung vor sich sagt, freut er sich, daß er seinen Bruder nunmehr im Netze habe; und zwar ganz, mit allen seinen drey Söhnen. Der zweyte dieser Söhne hieß Tantalus, wie wir weiter unten hören werden; der Name des dritten aber kömmt in dem Stücke nicht vor. „Kaum, sagt Atreus, daß ich mich „mäßigen und die ausbrechende Wuth zurück hal„ten kann. So wie ein Spürhund, der an dem „langen Leitbande das Wild ausspürt, und mit

„gebückter Schnautze die Wege beschnaubert. So
„lange er noch durch den schwachen Geruch sich weit
„von dem Eber merkt, ist er folgsam, und durch-
„irret schweigend die Spur. Doch kaum fühlt er
„sich der Beute näher, so stemmt er sich, kämpfet
„mit dem unbändigen Nacken, und ruft winselnd
„seinen säumenden Führer, bis er sich ihm entreißt.
„Wenn der Zorn Blut wittert, wer kann ihn ver-
„bergen? Und doch muß ich ihn verbergen." —
In dem Munde des Dichters würde dieses Gleich-
niß sehr schön seyn; aber in dem Munde der Person
selbst, welche diese schwer zu zähmende Wuth füh-
let, ist es ohne Zweifel zu gesucht und zu unnatür-
lich. — Je näher Atreus seinem Bruder kömmt,
desto mehr verändert er seine Rede. Jetzt, da er
ungefähr von ihm gehört werden kann, beklagt er
ihn schon, und erstaunt über seinen armseligen Auf-
zug. „Ich will mein Wort halten, fährt er fort.
„Und wo ist er denn, mein Bruder?" — — Hier
geht er endlich auf ihn los: „Umarme mich, sehn-
„lichst gewünschter Bruder! Aller Zorn sey nun-
„mehr zwischen uns vorbey. An diesem Tage feyre
„man den Sieg des Bluts und der Liebe. Weg
„mit allem Hasse aus unsern Gemüthern!"

Theseus. Ach, Atreus, ich könnte alles recht-
fertigen, wenn du dich jetzt nicht so erzeigtest! Ja,
Bruder, ich gestehe es; ich gestehe es, ich habe alles

verbrochen, dessen du mich schuldig gehalten. Deine heutige Liebe macht meine Sache zur schlimmsten Sache. Der muß ganz schuldig seyn, den ein so guter Bruder hat für schuldig halten können. Zu den Thränen muß ich nunmehr meine Zuflucht nehmen. Siehe mich hier zu deinen Füßen! Laß diese Hände, die noch keines Knie umfaßt haben, die deinigen umfassen. Laß uns allen Zorn bey Seite legen; laß uns allen Unwillen aus den Gemüthern verbannen. Empfange diese Unschuldigen als die Unterpfänder meiner Treue.

Atreus. Verlaß diese erniedrigende Stellung, und umarme mich, mein Bruder. Und auch ihr, ihr Stützen unsers Alters, edle Jünglinge, laßt euch an meine Brust drücken. Lege das schmutzige Kleid ab; verschone meine Augen mit einem solchen Anblicke; laß dir einen Schmuck reichen, der dem meinen gleich ist, und tritt freudig in den Besitz deines Antheils an dem brüderlichen Reiche. Ich will mich des größern Lobes erfreuen, meinen Bruder unverletzt der väterlichen Würde wieder hergestellt zu haben. Ein Reich besitzen, ist Zufall; ein Reich schenken, ist Tugend.

Thyest. Möchten dir doch, Bruder, diese deine Wohlthaten die Götter würdig vergelten. Meine Armseligkeit schlägt es aus, die königliche

Binde anzunehmen, und die unglückliche Hand scheuet sich vor dem Scepter. Erlaube mir, daß ich mitten unter dem Volke verborgen leben darf.

Atreus. Unser Reich leidet zwei Regenten.

Thyest. Was du hast, soll mir so gut seyn, als ob ich es selbst hätte.

Atreus. Wer wollte die freywillig zufließenden Güter des Glücks verschmähen?

Thyest. Der, welcher es erfahren hat, wie schnell sie wieder dahin sind.

Atreus. So willst du deinen Bruder die unschätzbarste Ehre nicht erlangen lassen?

Thyest. Deine Ehre hat bereits die erhabenste Staffel erreicht, und nun ist es nur noch um meine zu thun. Ja, ich habe es fest beschlossen, das Reich auszuschlagen.

Atreus. Wenn du deinen Antheil nicht wieder nimmst, so will ich meinen verlassen.

Theseus. Wohl, ich nehme ihn. Ich will den Namen der mir aufgelegten Herrschaft führen; dir aber allein sollen Gesetze und Waffen mit mir dienen.

Atreus. So laß dir denn um die ehrwürdige Stirne das Diadem binden. Ich will gehen, und den Göttern die versprochnen Opfer bringen.

Hiermit gehen beyde Theile ab, und der zu diesem Aufzuge gehörende Chor erhebt die brüderliche Liebe des Atreus, dem man kaum einen Funken

derselben hätte zutrauen sollen. Er vergleicht diese nach langen Verfolgungen wieder hergestellte Freundschaft, einer angenehmen Meerstille, welche auf einen schrecklichen Sturm folgt. Er macht dabey Schilderungen über Schilderungen, welche keinen andern Fehler haben, als daß sie die Aufmerksamkeit des Zuschauers zerstreuen. Vielleicht zwar, daß sie diesen Fehler nicht geäußert haben, wenn die Alten anders die Kunst, etwas so zierlich herzusingen, daß man kein Wort davon errathen kann, eben so gut verstanden haben, als wir Neuern sie verstehen. — — Der Schluß dieses Chors sind abermals einige moralische Anwendungen über das veränderliche Glück, besonders der Großen. „O ihr, „welchen der Herrscher über Erde und Meer, das „große Recht des Lebens und des Todes anver„trauet hat, entsaget den stolzen aufgeblasenen Ge„berden. Was der Geringere von euch fürchtet, „eben das drohet euch ein größerer Herr. Jedes „Reich stehet unter einem noch mächtigern Reiche. „Oft sah einen, den der anbrechende Tag im „Glanze fand, der untergehende im Staube. Nie„mand traue dem ihn anlachenden Glücke; niemand „verzweifle, wenn es ihm den Rücken zukehret. „Clotho mischt Gutes und Böses, und treibt „unaufhörlich das Rad des Schicksals um ꝛc."

Vierter Aufzug.

In dem Zwischenraume dieses und des vorhergehenden Aufzuges, muß man sich vorstellen, daß Atreus seine Grausamkeiten begangen habe. Sie waren zu schrecklich, als daß sie der Dichter, der sich der Regel des Horaz ohne Zweifel erinnerte:

Nec pueros coram populo Medea trucidat:
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus;

dem Zuschauer hätte zeigen sollen. Er läßt sie also bloß erzählen, und giebt sich, diese Erzählung mit dem Ganzen auf eine kunstmäßige Art zu verbinden, so wenig Mühe, daß er weiter nichts thut, als einen Mann, den er Nuncius nennt, herauskommen und dem Chore von dem, was er gesehen hat, Nachricht geben lassen. Der Chor wird also hier zu einer spielenden Person, welches in den alten Trauerspielen nichts ungewöhnliches ist. Gemeiniglich führte alsdann der Coryphäus das Wort, der entweder mit dem ganzen Chore, oder nur mit einem Theile desselben, zurück blieb, nachdem es die Umstände erforderten. Wir werden unten sehen, warum man annehmen müsse, daß er hier nur mit einem Theile zurück geblieben sey. Seine Reden sind sehr kurz, und geben bloß dem Erzähler Gelegenheit, so umständlich, als es nöthig ist, zu seyn. Dieser nun tritt voller Schrecken und Entsetzen hervor, und wünscht von einem Wirbelwinde durch die Lüfte

gerissen und in eine finstre Wolke gehüllet zu werden, damit er dem Anblicke eines so gräßlichen Verbrechens entkommen möge. „O Haus, dessen sich „selbst Pelops und Tantalus schämen müssen.

Der Chor. Was bringst du Neues?

Der Erzähler. Wo bin ich? Ist dieses das Land, in welchem Argos, Korinth und das durch die frommen Brüder berühmte Sparta liegt? Oder bin ich an dem Ister unter den wilden Alanen? Oder bin ich unter dem ewigen Schnee des rauhen Hircaniens? Oder unter den schweifenden Scythen? Was ist es für eine Gegend, die zur Mitschuldigen so abscheulicher Verbrechen gemacht wird?

Der Chor. Welcher Verbrechen? Entdecke doch — —

Der Erzähler. Noch staunet meine ganze Seele, noch ist der vor Furcht starrende Körper seiner Glieder nicht mächtig. Noch schwebt das Bild der gräßlichen That vor meinen Augen ꝛc.

Der Chor. Du marterst uns durch die Ungewißheit noch mehr. Sage, wovor du dich entsetzest, und nenne den Urheber. Einer von den Brüdern muß es seyn; aber welcher? Rede doch! — —

Nunmehr wär es ohne Zweifel billig, daß der Erzähler sogleich zur Sache käme, und diese geschwind in wenigen kurzen und affectvollen Worten entdeckte, ehe er sich mit Beschreibung kleiner Umstände, die

vielleicht ganz und gar unnöthig sind, beschäftigte. Allein was glaubt man wohl, daß er vorher thut? Er beschreibt in mehr als vierzig Zeilen vor allen Dingen den heiligen Hayn, hinter der mitternächtlichen Seite des pelopeischen Pallastes, in welchem Atreus die blutigen Opfer geschlachtet hatte, ohne dieser mit einer Sylbe zu gedenken. Er sagt uns, aus was für Bäumen dieser Wald bestehe, zu welchen Handlungen ihn die Nachkommen des Tantalus geweihet, mit was für gelobten Geschenken und Denkmählern er ausgeziert und behängt sey. Er meldet, daß es darin umgehe, und malt fast jede Art von Erscheinungen, die den Tag sowohl als die Nacht darin schrecklich machten. — — Ich begreife nicht, was der Dichter hierbey muß gedacht haben; noch viel weniger begreife ich, wie sich die Zuschauer eine solche Verzögerung können gefallen lassen. Eine kleine Vorbereitung, wenn etwas sehr Wichtiges zu erzählen ist, wird gar wohl erlaubt; sie reitzt die Zuhörer, ihre Aufmerksamkeit auf das, was folgen soll, gefaßt zu halten. Allein sie muß diese Aufmerksamkeit nicht vorweg ermüden; sie muß das, was in einer Zeile eine sehr gute Wirkung thun würde, nicht in vierzig ausdehnen. — — Doch damit ich auch meinen Tadel nicht zu weit ausdehne, so will ich das Gemälde des Hayns an seinen Ort gestellt seyn

lassen, und mit dem Dichter wieder weiter gehen. „Als nun, läßt er den Erzähler fortfahren, der „rasende Atreus in Begleitung der Kinder seines „Bruders in den Hayn gekommen war, wurden die „Altäre sogleich geschmückt. Aber nun, wo werde „ich Worte finden? — Die Hände werden den „edlen Jünglingen auf den Rücken gebunden, und „um ihre Stirn wird die traurige Opferbinde ge„schlagen. Da fehlt kein Weihrauch, kein gehei„ligter Wein; das Opfer wird mit Salzmehl be„streuet, ehe es das Schlachtmesser berühren darf. „Alle Ordnung wird beybehalten, damit ja eine „solche Lasterthat nicht anders als auf die beste „Weise geschehe."

Der Chor. Und wessen Hand führte das Eisen?

Der Erzähler. Er selbst ist Priester; er selbst hält das blutige Gebet, und läßt aus schrecklichem Munde das Sterbelied tönen. Er selbst stehet am Altare, befühlt die dem Tode Geweihten, legt sie zurecht, und ergreift den Stahl. Er selbst giebt Acht, und kein einziger Opfergebrauch wird übergangen. Der Hayn erzittert; der ganze Pallast schwankt auf dem durchschütterten Boden, und drohet bald hier bald dahin zu stürzen. Oben zur Linken schießt ein Stern durch den Himmel, und ein schwarzer Schweif bemerkt seine Bahn. Der in das Feuer gespritzte Wein wird Blut; dreymal entfällt

dem Haupte das Diadem; die Bildsäulen weinen, und ein jeder wird von diesen Vorbedeutungen gerührt. Nur Atreus allein bleibt unbeweglich und sich selbst gleich, und hört nicht auf, die drohenden Götter zu schrecken. Länger will er nicht verweilen; er springt wieder zu dem Altare, und schielet mit grimmigen Blicken um sich. So irret ein hungriges Tiegerthier in den Gangetischen Wäldern zwischen zwey jungen Stieren. Es ist auf den einen Raub so begierig wie auf den andern, und nur ungewiß, welchen es zuerst zerreißen solle. Jetzt bleckt es den Rachen auf diesen; jetzt bleckt es ihn auf jenen zurück, und hält seinen Hunger in Zweifel. Nicht anders betrachtet der ruchlose Atreus die Schlachtopfer seines verfluchten Zornes, und steht bey sich an, welches er zuerst, und welches er hernach abthun wolle. Es wäre gleichviel; aber doch steht er bey sich an, und freuet sich, über seine verruchte That zu künsteln.

Der Chor. Aber gegen wen braucht er endlich den Stahl zuerst?

Der Erzähler. Das erste Opfer — damit man, ohne Zweifel, die kindliche Ehrfurcht nicht vermissen möge — wird dem Großvater geweihet. Tantalus ist dieses erste Opfer.

Der Chor. Mit welchem Muthe, mit welchem Gesichte duldete der Jüngling den Tod?

Der Erzähler. Unbesorgt für sich selbst stand er da, und verschwendete keine Bitte vergebens. Aber der Wüthrich stieß und drückte so lange nach, bis sich der Stahl in der Wunde verlor, und die Hand an die Gurgel traf. Da er das Eisen zurückzog, stand der Leichnam; und als er lange gezweifelt hatte, ob er auf diese oder auf jene Seite fallen sollte, fiel er endlich auf den Vetter. Voller Wuth riß dieser hierauf den Plisthenes zum Altare, und schickte ihn dem Bruder nach. Er hieb ihm den Hals ab; der Rumpf fiel vor sich nieder, und der Kopf rollte mit einem unverständlichen kläglichen Murmeln auf den Boden hin.

Der Chor. Nachdem er diesen doppelten Mord vollbracht, was that er alsdann? Schonte er des Knaben? Oder häufte er Verbrechen auf Verbrechen?

Der Erzähler. So wie ein Löwe in Armenischen Wäldern mit siegender Wuth unter den Rindern tobt, und mit blutigem Rachen, auch nach gestilltem Hunger, seinen Grimm nicht ablegt; sondern noch hier einen Stier und noch da einen anfällt, bis er mit müden Zähnen endlich auch den Kälbern drohet: eben so wüthet Atreus, und schwillet vor Zorn. Er hält das vom doppelten Morde blutige Eisen, vergißt was für ein schwaches Kind er zu durchstoßen habe, und holt weit von dem

Körper aus *). Der Stahl drang in die Brust ein, und fuhr durch den Rücken heraus. Das Kind fiel, löschte mit seinem Blute das Feuer auf dem Altar, und starb an der zwiefachen Wunde.

Der Chor. Abscheuliche Lasterthat!

*) Die Worte heißen in dem Originale:

Ferrumque gemina caede perfusum tenens,
Oblitus in quem rueret; infesta manu
Exegit ultra corpus — —

Alle Ausleger übergehen diese Stelle, und gleichwohl zweifle ich, ob sie von allen gehörig ist verstanden worden. Das exigere corpus ist mir ungemein verdächtig. Ich weiß wohl, was bey dem Virgil exigere ensem per corpus heißt; allein ob schlechtweg exigere corpus eben dieses heißen könne, daran zweifle ich, und glaube nicht, daß man bey irgend einem Schriftsteller ein ähnliches Exempel finden werde. Ich erkühne mich daher, eine kleine Veränderung zu machen, und anstatt infesta manu zu lesen infestam manum; so daß ultra, welches man vorher adverbialiter nehmen mußte, nunmehr zur Präposition wird, die zu corpus gehöret. Was aber manum exigere heiße, und daß es gar wohl ausholen heißen könne, wird man leicht einsehen. Vielleicht könnte auch die Bedeutung, da exigere versuchen, probiren heißt, hier zu Statten kommen.

Der Erzähler. Ihr entsetzet euch? Wenn er hier inne gehalten hätte; so wäre er noch fromm.

Der Chor. Was kann noch Verruchteres in der Natur gefunden werden?

Der Erzähler. Ihr glaubt, es sey das Ende seines Verbrechens? Es ist nur eine Staffel desselben.

Der Chor. Aber was hat er weiter thun können? Er hat vielleicht die Leichname den wilden Thieren zu zerreißen vorgeworfen, und ihnen den Holzstoß versagt.

Der Erzähler. Wäre es doch nichts als das! — — — Nunmehr folgt eine sehr gräßliche Beschreibung, die aber so ekel ist, daß ich meine Leser damit verschonen will. Man sieht darin, wie Atreus die todten Körper in Stücken zerhackt; wie er einen Theil derselben an die Spieße gesteckt, und den andern in Kessel geworfen, um jene zu braten und diese zu kochen; wie das Feuer diesen grausamen Dienst verweigert, und wie traurig der fette Rauch davon in die Höhe gestiegen. Der Erzähler fügt endlich hinzu, daß Thyest in der Trunkenheit wirklich von diesen abscheulichen Gerichten gegessen; daß ihm oft die Bissen in dem Schlunde stecken geblieben; daß sich die Sonne, obgleich zu spät, darüber zurückgezogen; daß Thyest sein Unglück

zwar noch nicht kenne, daß es ihm aber schwerlich lange verborgen bleiben werde.

Mehr hat der Erzähler nicht zu sagen. Er geht also wieder fort, und die vorhin abgegangene Hälfte des Chors tritt herein, ihren Gesang anzustimmen. Er enthält lauter Bewunderung und Entsetzen über das Zurückfliehen der Sonne. Sie wissen gar nicht, welcher Ursache sie dasselbe zuschreiben sollen, und vermuthen nichts Geringeres, als daß die Riesen einen neuen Sturm auf den Himmel müßten gewagt haben, oder daß gar der Untergang der Welt nahe sey. Hieraus also, daß sie nicht wissen, daß die Sonne aus Abscheu über die Verbrechen des Atreus zurückgeflohen, ist es klar, daß sie bey der vorhergehenden Unterredung nicht können gegenwärtig gewesen seyn. Da aber doch allerdings der Chor eine unterredende Person dabey ist, so muß man entweder einen doppelten Chor annehmen, oder, wie ich gethan habe, ihn theilen. Es ist erstaunlich, daß die Kunstrichter solcher Schwierigkeiten durchaus nicht mit einem Worte gedenken, und alles gethan zu haben glauben, wenn sie hier ein Wörtchen und da einen Umstand, mit Auskramung aller ihrer Gelehrsamkeit, erklären. — — Vielleicht könnte man auch sagen, daß der einzige Coryphäus nur mit dem Erzähler gesprochen, und daß außer ihm der ganze Chor ab-

gegangen sey. Vielleicht könnte man sich dieserwegen unter andern darauf berufen, daß der Erzähler selbst ihn als eine einzelne Person betrachtet und in der einfachen Zahl mit ihm spricht; als Zeile 746.

— — — Sceleris hunc finem putas?

Kurz vorher redet er ihn zwar in der vielfachen Zahl an, wenn er ihn in der 744sten Zeile fragt: exhorruistis? Allein dieses exhorruistis wäre sehr leicht in exhorruisti zu verwandeln, welches ohnedies der Gleichförmigkeit wegen höchst nöthig ist. — Von dem Chore selbst will ich nicht viel sagen, weil er fast aus nichts als aus poetischen Blümchen bestehet, die der befürchtete Untergang der Welt, wie man leicht vermuthen kann, reichlich genug darbietet. Unter andern geht der Dichter den ganzen Thierkreis durch, und bedauert gleichsam ein jedes Zeichen, das nunmehr herabstürzen und in das alte Chaos zurück fallen würde. Zum Schlusse kömmt er wieder auf einige moralische Sprüche. „So sind wir „denn, nach einer unzähligen Menge von Sterb„lichen, die, welche man für würdig erkannt hat, „von den Trümmern der Welt zerschmettert zu wer„den? So sind wir es, die auf die letzten Zeiten „verspart wurden? Ach, wie hart ist unser Schick„sal; es sey nun, daß wir die Sonne verloren, oder „sie vertrieben haben! Doch, weg ihr Klagen! „weg Furcht! Der ist auf das Leben zu begierig,

„der nicht einmal sterben will, wenn die Welt mit „ihm untergeht."

Fünfter Aufzug.

Die grausame Mahlzeit ist vorbey. Atreus kann seine ruchlose Freude länger nicht mäßigen, sondern kömmt heraus, sich seinen abscheulichen Frohlockungen zu überlassen. Diese sind der vornehmste Inhalt des ersten Auftritts in diesem Aufzuge. Aber doch ist er noch nicht zufrieden; er will den Thyest, zum Schlusse der Mahlzeit, auch noch das Blut seiner Kinder zu trinken geben. Er befiehlt daher seinen Dienern, die Thore des Pallasts zu eröffnen, und man sieht in der Entfernung den Thyest am Tische liegen. Atreus hatte bey Zermetzeluug der Kinder, ihre Köpfe zurück gelegt, um sie dem Vater, bey Eröffnung seines Unglücks, zu zeigen. Er freuet sich schon im voraus über die Entfärbung des Gesichts, mit welcher sie Thyest erblicken werde. „Das, spricht er, muß ich mit „ansehen. Ich muß es mit anhören, welche Worte „sein Schmerz zuerst ausstoßen wird. Ich muß „dabey seyn, wenn er starr und vor Entsetzen wie „entseelt da stehen wird. Das ist die Frucht mei„ner That! Ich mag ihn nicht sowohl elend seyn, „als elend werden sehn." — Er wird mit Vergnügen gewahr, daß Thyest schon fast trunken ist, und

hofft daher, daß ihm seine List mit dem Blute, welches er unter alten Wein von einer starken Farbe mischen wolle, desto eher gelingen werde. — — „Ein solches Mahl muß mit einem solchen Trunke „beschlossen werden. Er, der lieber mein Blut ge„trunken hätte, soll das Blut der Seinen trinken. „Hört, schon stimmt er festliche Gesänge an, und „ist seines Verstandes kaum mehr mächtig."

Hier nun kömmt Thyest langsam hervor, und sein Gesang ist eine Ermunterung seiner selbst, alle traurige Vorstellungen fahren zu lassen. „Heitere „deine Blicke zur gegenwärtigen Freude auf, und „verjage den alten Thyest aus deinem Gemüthe! „Aber so sind die Elenden! Sie trauen dem Glücke „nie, wenn es sie gleich wieder anlacht, und freuen „sich mit Widerwillen. Welcher ohne Ursache er„regte Schmerz verbeut mir, diesen festlichen Tag „zu feyern, und befiehlt mir, zu weinen? Was „ist es, das mir mein Haupt mit frischen Blumen „zu kränzen nicht erlauben will? Es will es nicht; „es will es nicht! — Unerwartete Thränen rollen „die Wangen herab, und mitten unter meine „Worte mischen sich Seufzer — — Ach, der sein „Unglück ahndende Geist verkündiget mit diesen „Zeichen ein nahes Leiden! — — Doch mit was „für traurigen Erwartungen quälst du dich, Un„sinniger? Ueberlaß dich deinem Bruder voll leicht-

„gläubiger Liebe! Es sey nun was es sey, so
„fürchtest du dich entweder ohne Grund, oder zu
„spät. Gern wollt' ich Unglücklicher mich nicht
„fürchten; aber mein Innerstes bebt vor Schrek-
„ken. Schnell strömet aus den Augen eine Fluth
„von Zähren, und strömet ohne Ursache. Ist es
„Schmerz, oder ist es Furcht? Oder hat auch eine
„heftige Freude ihre Thränen?"

Nunmehr redet ihn Atreus an: „Laß uns,
„Bruder, unsere Freude verbinden, diesen glück-
„lichen Tag würdig zu begehen. Heute wird mein
„Thron befestiget; heute wird ein Friede gestiftet,
„wie er unserer brüderlichen Treue geziemet."

Thyest. Die reiche Tafel hat mich genug ge-
sättiget; ich glühe vom Weine. Aber wie unend-
lich könnte meine Freude vermehret werden, wenn
ich mich mit den Meinigen freuen dürfte.

Atreus. Glaube, daß sie so gut verwahrt sind,
als ob du sie in deinen Armen hieltest. Sie sind
hier, und werden hier bleiben. Von deinen Kin-
dern soll dir nichts verloren gehen. Ich will dich
ihre Gesichter, die du so sehnlich verlangst, sehen
lassen. Deine Begierde soll gesättiget werden;
fürchte nichts. Sie liegen noch jetzt, mit meinen
Kindern zugleich, an dem frohen Tische; aber man
soll sie gleich herholen. Nimm nur unterdessen
diesen unsern Geschlechtsbecher, mit Bacchus Ga-

ben erfüllet, aus meiner Hand. — Thyest vermuthet bey diesen zweydeutigen Reden noch nichts Arges. Er greift mit Danksagung nach dem Becher, ihn vor dem Angesichte der väterlichen Götter auf eine ewige Liebe auszuleeren, und ist eben in der Stellung, ihn an den Mund zu führen; als seine fürchterlichen Ahndungen zunehmen. „Was ist das? „die Hand will nicht gehorchen? die Schwere des „Bechers wächst und ziehet die Rechte mit nieder? „Ich bringe ihn dem Munde näher, und vergieße „zitternd den Wein, ohne die betrogenen Lippen zu „netzen. Sieh! selbst der Tisch springt von dem „erschütterten Boden in die Höhe! Kaum erleuchtet „das Feuer! Die schwere öde Luft erstarret schreck„lich zwischen Tag und Nacht! Das krachende Ge„wölbe des Himmels drohet zu stürzen! Schwarze „Schatten verdicken die Finsterniß, und die Nacht „verbirgt sich in Nacht! Alles Gestirne flieht! Es „drohe, was uns auch drohe; nur daß es meinen „Bruder, nur daß es meine Kinder verschone! Auf „mein unwürdiges Haupt allein breche das Wetter „los! Ach, jetzt, jetzt gieb mir meine Kinder wie„der!

Atreus. Ich will sie dir geben, und kein Tag soll sie dir jemals wieder rauben. — — Hier muß man sich vorstellen, daß Atreus einen Wink giebt, und die zurückgelegten Häupter und Hände der Kin-

der herbey bringen läßt, unterdessen daß Thyest in dem vorigen Tone fortfährt: „Welch ein Aufruhr durchwühlet mein Eingeweide? Was zittert „in meinem Innern? Ich fühle eine ungeduldige „Last, und aus meiner Brust steigen Seufzer auf, „die nicht meine sind. Kommt doch meine Söhne! „Euer unglücklicher Vater ruft euch. Kommt doch! „Euer Anblick wird diesen Schmerz verjagen. „Hörte ich sie nicht? Wo sprachen sie?" — Nunmehr sind ihre traurigen Ueberbleibsel da, und Atreus siehet sich an seinem erwünschten Augenblicke.

Atreus. Halte deine väterlichen Umarmungen bereit! Hier sind sie! (indem er sie ihm zeigt) Erkennst du deine Söhne?

Thyest. Ich erkenne den Bruder! Erde! und so eine Schandthat konntest du auf dir dulden? —

Dieses ist der Anfang von den gräßlichsten Verwünschungen seines Bruders und seiner selbst. Das ich erkenne den Bruder ist ohne Zweifel ein Meisterzug, der alles auf einmal denken läßt, was Thyest hier kann empfunden haben. Er scheinet zwar etwas von einer spitzigen Gegenrede an sich zu haben; aber gleichwohl muß seine Wirkung in dem Munde des Schauspielers vortrefflich gewesen seyn, wenn er das dazu gehörige starrende Erstaunen mit genug Bitterkeit und Abscheu hat ausdrücken können. — — Es

fehlt so viel, daß Atreus von den Verwünschungen seines Bruders sollte gerührt werden, daß er ihn vielmehr auf die spöttischste Art unterbricht:

Atreus. Nimm sie doch lieber hin, die so lange begehrten Kinder. Dein Bruder verwehrt es dir nicht länger. Genieße sie; küsse sie; theile unter alle drey die Zeichen deiner Liebe.

Thyest. War das der Bund? war das die Aussöhnung? ist das die brüderliche Treue? so legst du deinen Haß ab? Ich kann dich nun nicht bitten, mir meine Kinder unverletzt zu lassen; aber das muß ich dich bitten, ein Bruder den Bruder, was du mir, deinem Verbrechen, deinem Hasse unbeschadet, verstatten kannst. Erlaube mir, ihnen die letzte Pflicht zu erweisen. Gieb mir ihre Körper wieder, und du sollst sie sogleich auf dem Scheiterhaufen brennen sehen. Ich bitte dich um nichts, was ich besitzen, sondern um etwas, was ich verlieren will.

Atreus. Was von deinen Söhnen übrig ist, sollst du haben; was von ihnen nicht mehr übrig ist, das hast du schon.

Thyest. Hast du sie den Vögeln zur Speise hinwerfen lassen? Oder werden sie zum Fraße für wilde Thiere gespart?

Atreus. Du selbst hast deine Söhne in ruchlosen Gerichten genossen.

Thyest. Das war es, wovor sich die Götter entsetzten! Das trieb den Tag in sein östliches Thor zurück! In welche Klagen soll ich Elender ausbrechen? Welche Worte soll mein Schmerz wählen? Hier sehe ich sie, die abgehauenen Köpfe und die vom zerschmetterten Arme getrennten Hände! Das war es, was dem hungrigen Vater nicht herab wollte! Wie wälzet sich das Eingeweide in mir! Der verschlossene Gräuel tobt, und sucht einen Ausgang. Gieb mir, Bruder, das von meinem Blute schon trunkene Schwert, um mit dem Eisen meinen Kindern den Weg zu öffnen. Man versagt mir das Schwert? So mag denn die hohle Brust von traurigen Schlägen ertönen. Halt ein, Unglücklicher! Verschone die Schatten. Wer hat dergleichen Abscheulichkeit gesehen? Welcher Henioche auf den rauhen Felsen des unwirthbaren Caucasus? welcher Procrustes, das Schrecken der attischen Gegenden? Ich Vater drücke die Söhne, und die Söhne den Vater. So kanntest du denn bey deinem Verbrechen kein Maß?

Atreus. Maß muß man in Verbrechen halten, wenn man sie begeht, nicht aber wenn man sie rächt. Auch das ist mir noch zu geringe. Aus den Wunden selbst hätte ich das warme Blut in deinen Mund sollen fließen lassen, damit es aus ihren lebendigen Leibern in den deinen gekommen wäre.

Mein

Mein Zorn hat mich hintergangen. Ich war zu schnell; ich that nichts, als daß ich sie mit dem Stahle am Altare niederstieß, und die Hausgötter mit diesem ihnen gelobten Opfer versöhnte. Ich trennte die Glieder von den todten Körpern, und hieb sie in kleine Stücken. Diese warf ich in siedende Kessel, und jene ließ ich am langsamen Feuer braten. Ich hörte sie an dem Spieße zischen; ich wartete mit eigener Hand das Feuer. Alles dieses hätte ihr Vater weit besser thun können. Meine Rache ist falsch ausgeschlagen. Er hat mit ruchlosem Munde seine Kinder zermalmt; aber er wußte es nicht; aber sie wußten es nicht. — — Thyest hebt hierauf neue Verwünschungen an, und alles was er von dem Beherrscher des Himmels bittet, ist dieses, daß er ihn mit dem Feuer seines Blitzes verzehren möge. Auf diese einzige Art könne seinen Kindern der letzte Dienst, sie zu verbrennen, erwiesen werden. Oder wenn keine Gottheit die Ruchlosen zerschmettern wolle, so wünscht er, daß wenigstens die Sonne niemals wieder zurückkehren, sondern eine ewige Nacht diese unmenschlichen Verbrechen bedecken möge.

Atreus. Nun preise ich meine Hände! Nun habe ich die Palme errungen! Meine Laster wären umsonst, wenn es dich nicht so schmerzte. Nun dünket mich, werden mir Kinder geboren. Nun

dünket mich, dem keuschen Ehebette die verletzte Treue wiedergegeben zu haben.

Thyest. Was hatten aber die Kinder verbrochen?

Atreus. Daß sie deine Kinder waren.

Thyest. Dem Vater seine Söhne —

Atreus. Ja, und was mich freuet, seine gewissen Söhne.

Thyest. Euch ruf' ich an, ihr Schutzgötter der Frommen — —

Atreus. Warum nicht lieber die Schutzgötter der Ehen?

Thyest. Wer vergilt Verbrechen mit Verbrechen?

Atreus. Ich weiß, worüber du klagst. Es schmerzt dich, daß ich dir mit dem Verbrechen zuvorgekommen bin. Nicht das geht dir nahe, daß du diese gräßliche Mahlzeit genossen, sondern daß du sie nicht zubereitet. Du hattest im Sinne, deinem unwissenden Bruder gleiche Gerichte vorzusetzen, und mit Hülfe der Mutter, meine Kinder eines ähnlichen Todes sterben zu lassen; wenn du sie nur nicht für deine gehalten hättest.

Thyest. Die Götter werden Rächer seyn; und diesen übergeben dich meine Wünsche zur Strafe.

Atreus. Und dich zu strafen, will ich deinen Kindern überlassen.

Beurtheilung des Thyest.

So schließt sich dieses schreckliche Trauerspiel, dessen bloßer Inhalt, wenn er auch noch so trocken erzählt wird, schon Entsetzen erwecken muß. Die Fabel ist einfach, und ohne alle Episoden, von welchen die alten tragischen Dichter überhaupt keine Freunde waren. Sie führten den Faden ihrer Handlung gerade aus, und verließen sich auf ihre Kunst, ohne viele Verwickelung fünf Acte mit nichts zu füllen, als was nothwendig zu ihrem Zwecke gehörte.

Atreus will sich an seinem Bruder rächen; er macht einen Anschlag; der Anschlag gelingt, und Atreus rächet sich. Das ist es alle; aber bleibt deswegen irgendwo unsere Aufmerksamkeit müßig? Es ist wahr, der Alte macht wenig Scenen, allein wer hat es uns denn befohlen, derselben in jedem Aufzuge so eine Menge zu machen? Wir strengen das Gedächtniß unserer Zuhörer oft auf eine übermäßige Art an; wir häufen Verwirrung auf Verwirrung, Erzählung auf Erzählung, und vergessen es, so zu reden, mit Fleiß, daß man nicht viel denken muß, wenn man viel empfinden soll. Wenn der Verstand arbeitet, so ruhet das Herz; und wenn sich das Herz zu zeigen hat, so muß der Verstand ruhen können. — — Die Rache des Atreus ist so unmenschlich, daß der Dichter eine Art von

Vorbereitung nöthig befunden hat, sie glaubwürdig genug zu machen. Aus diesem Gesichtspuncte muß man den ganzen ersten Aufzug betrachten, in welchem er den Schatten des Tantalus und die Furie nur deswegen einführet, damit Atreus von etwas mehr, als von der Wuth und Rachsucht seines Herzens, getrieben zu werden scheine. Ein Theil der Hölle und das Schicksal des Pelopeischen Hauses muß ihn zu den Verbrechen gleichsam zwingen, die alle Natur auf eine so gewaltige Art überschreiten. Zu der Handlung selbst trägt dieser Aufzug sonst gar nichts bey, und das Trauerspiel würde eben so vollständig seyn, wenn es auch erst bey dem zweyten Aufzuge seinen Anfang nähme. Ich werde weiter unten noch eine andere Anmerkung hierüber machen. — — Die Einheit des Orts hat der Dichter glücklich beobachtet. Er läßt alles vor dem königlichen Pallaste vor sich gehen, und nur in dem letzten Aufzuge wird dieser Ort gleichsam erweitert, indem sich der Pallast selbst öffnet, und den Thyest an der Tafel zeiget. Es muß dieses ein ganz anderer Anblick gewesen seyn, als wenn ein jetziger Dichter in gleichen Fällen den hintern Vorhang muß aufziehen lassen. Nur wollte ich, daß der Römer bey dieser prächtigen Aussicht in einen stark erleuchteten Speisesaal des Pallasts, ein wenig mehr Kunst angebracht hätte. Atreus ist draußen vor dem

Pallaste, und giebt selbst den Befehl, ihn zu öffnen: (Z. 901.)

turba famularis fores
Templi relaxa; festa patefiat domus.

Warum befiehlt er aber dieses? Der Zuschauer wegen, ohne Zweifel, und wenn keine Zuschauer da wären, so würde er vielleicht ohne diese weite Eröffnung zu seinem Bruder hinein gegangen seyn. Ich würde es viel lieber sehen, wenn der Pallast gleich vom Anfange des Aufzuges geöffnet wäre; Atreus könnte in der Entfernung doch wohl noch sagen, was er wollte, ohne von dem Thyest gehört zu werden. So gut sich dieses bey der letzten Hälfte seiner Rede thun ließ, eben so gut hätte es auch bey der ersten geschehen können. — — Es wäre gut, wenn ich bey der Einheit der Zeit weiter nichts als nur eben so eine Kleinigkeit zu erinnern hätte. Allein hier wird man mit dem Dichter weniger zufrieden seyn können. Er setzt den Anfang seines Stücks noch vor den Anbruch des Tages, und mußte nothwendig einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, weil er Geister wollte erscheinen lassen, und diese, nach der Meynung der Heiden, am Tage nicht erscheinen durften. Die letzten Worte, welche die Furie zu dem Schatten des Tantalus sagt, zeigen es deutlich genug:

En ipse Titan dubitat, an jubeat sequi,
Cogatque habenis ire periturum diem.

Die Sonne also geht eben auf, als die Geister von der Bühne verschwinden, und die Berathschlagungen des Atreus in dem zweyten Aufzuge fallen am frühesten Morgen vor. Alles dieses hat seine Richtigkeit. Aber nunmehr kömmt ein Punct, bey welchem es mehr wird zu bedenken geben. Am Ende des zweyten Aufzuges beschließt Atreus, seine Söhne, den Menelaus und Agamemnon, an den Thyest abzuschicken; und zu Anfange des dritten Aufzuges erscheinet Thyest bereits mit seinen Söhnen. Was muß also in dem Zwischenraume vorgefallen seyn? Atreus hat seinen Söhnen das Geschäft aufgetragen; sie haben es über sich genommen; sie haben den Thyest aufgesucht; sie haben ihn gefunden; sie haben ihn überredet; er macht sich auf den Weg; er ist da. Und wie viel Zeit kann man auf dieses alles rechnen? Wir wollen es gleich sehen. Im vierten Aufzuge, nachdem Atreus den Thyest empfangen, nachdem er ihm alle Schmeicheleyen einer verstellten Aussöhnung gemacht, nachdem er ihm den königlichen Purpur umlegen lassen, nachdem er sein grausames Opfer vollzogen, nachdem er das unmenschliche Mahl zubereitet: nach allem diesen, sage ich, ist es, wenn die Sonne vor

Entsetzen zurücke flieht, eben Mittag. Der Dichter giebt diesen Zeitpunct in der 777sten Zeile:

O Phoebe patiens, fugeris retro licet,
Medioque ruptum merseris *coelo* diem &c.

und in der 792sten

— — quo vertis iter
Medioque diem perdis Olympo?

selbst an. Ist es nun aber da Mittag, so muß Thyest noch einige Stunden vor Mittage gekommen seyn. Einige Stunden nach Sonnenaufgang ward er geholt; und nun urtheile man selbst, wie viel Stunden zu obigem Zwischenraume übrig bleiben. Die natürlichste Entschuldigung, die einem hierbey einfallen kann, ist diese, daß man sagte, Thyest müsse sich ganz in der Nähe aufgehalten haben; aber auch mit dieser Nähe wird nicht alles gehoben seyn. Und wie nahe ist er denn wirklich gewesen? Ich finde in dem ganzen Stücke zwey Stellen, aus welchen sich dieser Umstand einigermaßen bestimmen läßt. Die erste sind die Worte des Atreus, Z. 297.

— — relictis exul hospitiis vagus
Regno ut miserias mutet &c.

Wenn hier hospitia einen Aufenthalt in ganz fremden Ländern, und exul einen, der sich außer seinem Vaterlande aufhält, bedeuten soll: so wird die

vorgebrachte Schwierigkeit nicht verringert, sondern unendlich vergrößert. Nicht Argos allein; der ganze Peloponnesus gehörte dem Atreus, und hatte dem Thyest gehört, so lange er mit seinem Bruder zugleich regierte. Soll sich dieser also außerhalb desselben befunden haben, so konnte er nicht in einigen Stunden, sondern kaum in einigen Tagen herbey geschafft werden. Doch die andere Stelle (Z. 412. u. f.) wird zeigen, daß man die erste in einem engern Verstande nehmen müsse. Thyest sagt zu sich selbst:

— — — repete sylvestres fugas,
Saltusque densos potius, et mixtam feris,
Similemque vitam. — —

Er hielt sich also nur in Wäldern verborgen, die freilich nicht allzuweit, aber auch nicht allzunahe seyn durften. Und in diesen mögen ihn die Söhne des Atreus gesucht und sogleich gefunden haben, so unwahrscheinlich es auch ist, daß sich ein Mann, der sich einmal verbergen muß, nicht besser verbergen werde. Dennoch wird man schwerlich die schleunige Ankunft desselben so leicht begreifen können, als man sie, ohne anstößig zu seyn, begreifen sollte Ich will mich hierbey nicht länger aufhalten, sondern nur noch ein Wort von den Charakteren sagen. — — Sie sind ohne Zweifel so vollkommen ausgedrückt, daß man wegen keines

einzigen in Ungewißheit bleiben kann. Die Abstechung, in welche übrigens der Dichter die beyden Brüder gesetzt hat, ist unvergleichlich. In dem Atreus sieht man einen Unmenschen, der auf nichts als Rache denkt, und in dem Thyest eins von den rechtschaffenen Herzen, die sich durch den geringsten Anschein von Güte hintergehen lassen, auch wenn ihnen die Vernunft noch so viel Ursachen, nicht allzu leichtgläubig zu seyn, darbietet. Was für zärtliche und edle Gedanken äußert er, da er sich auf einmal bloß deswegen für schuldig erkennet, weil sein Bruder sich jetzt so gütig gegen ihn erzeige. Und was für eine besorgte Liebe für diesen ruchlosen Bruder verräth die einzige Wendung, da er eben sein Unglück erfahren soll, welches durch die ganze Natur ein schreckliches Entsetzen verbreitet, und noch sagt:

— — quicquid est, fratri precor
Gnatisque parcat; omnis in vile hoc caput
Abeat procella! — —

Aber nun möchte ich wissen, warum der Dichter diesen vortrefflichen Charakter durch einen Zug hat schänden müssen, der den Thyest zu nichts geringerem, als zu einem Gottesläugner macht?

— — et patrios deos
(Si sunt tamen dii) cerno — —

Dieses sind fast seine ersten Worte, und ich gestehe es ganz gern, daß, als ich sie zuerst las, ich mir einen sehr abscheulichen Thyest versprach.

Von andern alten Trauerspielen dieses Inhalts.

Das Alterthum hat mehr als Eine Tragödie von der abscheulichen Rache des Atreus gehabt, obgleich nicht mehr als diese einzige auf uns gekommen ist. Unter den Griechen hatten Agathon, Nikomachus von Athen, Theognis (nicht aber der Sittendichter), Kleophon, und Andere, diesen Stoff bearbeitet; vornehmlich aber Euripides, welchen ich zuerst hätte nennen sollen. Wenn uns das Stück dieses Meisters übrig geblieben wäre, so würden wir vielleicht sehen, daß ihm der Römer Verschiedenes abgeborgt habe. Doch auch in seiner eigenen Sprache hat es ihm hier nicht an Mustern, wenigstens nicht an Vorgängern gefehlet, deren vielleicht jeder einen von den Griechen nachgeahmet hatte. Nonius und Festus führen einen Thyest des Ennius an; Fulgentius, einen Thyest des Pacuvius; Censorinus einen Thyest des Junius Gracchus, und Quintilian einen von dem L. Varius. Wenn man dem Donat und Servius glauben darf, so ist der eigentliche Verfasser dieses letztern Virgil gewesen. Er soll mit der Frau des

L. Varius ein wenig vertraut gelebt, und ihr sein Stück gegeben haben. Von der Frau habe es der Mann bekommen, und dieser habe es alsdann unter seinem eigenen Namen öffentlich abgelesen. Virgil selbst soll auf diese Begebenheit mit folgender Zeile in seinen Hirtengedichten zielen:

Quem mea carminibus meruisset fistula caprum.

Wenn aber die Begebenheit eben so ungewiß ist, als die Anspielung, so kann man sie ganz sicher unter diejenigen Mährchen rechnen, welche der Neid so gar gern auf die Rechnung großer Geister schreibet. — — Doch nicht diejenigen Stücke allein, welche den Namen Thyest führen, gehören hieher, sondern auch diejenigen, welche man unter der Benennung Atreus angezogen findet, und vielleicht auch wohl die, welche die Pelopiden überschrieben waren. Unter dem erstern Titel hat unter andern L. Attius ein Trauerspiel verfertiget, dessen Nonius und Priscian gedenken. Aus den wenigen Zeilen, die sie daraus anführen, kann man nicht undeutlich schließen, daß es mit unserm Thyest viel Gleichheit gehabt haben müsse. Ueber eine Stelle aber daraus kann ich nicht unterlassen, hier eine Anmerkung zu machen. Sie kömmt bey dem Nonius unter dem Worte *vesci* vor, und ist diese:

Ne cum Tyranno quisquam epulandi gratia
Accumbat mensam, aut eandem vescatur dapem.

Ich weiß nicht, ob ich der einzige seyn werde, dem es ein wenig wunderbar vorgekommen, daß Thyest bey einem öffentlichen Mahle ganz allein von den abscheulichen Gerichten habe essen können. Haben Andere mit ihm zu Tische gelegen, und sie sind ihm nur allein vorgesetzt worden, so hat er ja natürlicher Weise müssen Verdacht fassen. Hat ihm aber niemand an der Tafel Gesellschaft geleistet, wie es in unserm obigen Stücke zu seyn scheinet, wo nicht einmal Atreus mit ihm speiset, so hat ja diese Absonderung nothwendig auch Gedanken erregen müssen. Diese Schwierigkeit also hatte der alte Attius vielleicht, wer weiß durch welchen glücklichen Einfall, gehoben. Wenigstens sind die angeführten Worte ein ausdrücklicher Befehl, daß sich niemand mit dem Thyest zu Tische legen, noch mit ihm von eben denselben Gerichten essen solle. Eine Ursache dieses Befehls wird er ohne Zweifel auch angeführet haben, und zwar eine solche, die allem Argwohne wegen der wahren Ursache vorzubeugen fähig war. Denn ohne diese wäre der bloße Befehl noch weit schlimmer, als das völlige Stillschweigen über den bedenklichen Umstand gewesen; wie ein jeder auch ohne mein Erinnern leicht einsehen wird.

Wahrscheinlicher Beweis, daß der rasende Herkules und der Thyest Einen Verfasser haben.

Es ist hier noch nicht der Ort, zu zeigen, wem eigentlich das eine und das andere dieser zwey Trauerspiele von alten Schriftstellern beygelegt worden. Ich will thun, als ob man gar keine Zeugnisse hätte, und bloß aus ihren inneren Kennzeichen so viel zu schließen suchen, als in der Folge nöthig seyn wird, ein jedes von den zehn Stücken kenntlich genug zu machen, um es mit Einsicht diesem oder jenem beylegen zu können. Drey Stücke sind es, welche im Thyest eben denselben Verfasser verrathen, den man im rasenden Herkules hat kennen lernen: die Schreibart, die Kunst, die Fehler. Die Schreibart ist in beiden Stücken gleich kurz, gleich stark, gleich kühn, gleich gesucht. Es herrscht durchaus einerley tragischer Pomp darin, einerley Wohlklang und einerley Art der Fügung. Alles dieses läßt sich ohne Mühe entdecken; und will man diese Untersuchung ins Kleine treiben, so wird man auch gar leicht gewisse Worte antreffen, die dem Verfasser so eigenthümlich sind, daß man sie schwerlich anderwärts wiederholt finden kann, ohne sich zu überreden, daß sie wohl das einemal wie das andere aus eben derselben Feder könnten geflossen seyn. Ich will eine einzige Probe von sol-

chen Worten anführen. Man halte den 1193sten Vers des Herkules:

Quid hoc? manus refugit: hic *errat* scelus.

gegen den 473sten des Thyest:

Rogat? timendum est: *errat* hic aliquis dolus.

Findet man nicht in beiden Stellen ein sehr gewöhnliches Wort in einer sehr ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht? Errare ist hier beyde mal so viel als subesse, und ich wenigstens kann mich nicht erinnern, es bey irgend einem andern Schriftsteller in eben diesem Verstande gelesen zu haben. Jedoch ich will dergleichen grammatische Anmerkungen denjenigen überlassen, welchen sie eigentlich zugehören, und mich zu dem zweyten Puncte wenden. Ueberhaupt zwar wird man die Anmerkung schon oben mit mir gemacht haben, daß sich in der Oekonomie des Thyest weniger Kunst zeigt, als in dem rasenden Herkules; gleichwohl aber ist in beyden ein gewisser Kunstgriff angebracht, an welchem man die Hand ihres Meisters erkennet. Ich finde diesen Kunstgriff in dem ersten Aufzuge sowohl des einen, als des andern; und hier ist es, wo ich die oben versprochene Anmerkung darüber beybringen will. Die Juno, welche in dem Herkules die Bühne eröffnet, hat ungemein viel Aehnliches mit dem Tantalus und der Megära, welche es im Thyest thun. Beyde sind als eine Art von Prologen an-

zusehen; ich sage, als eine Art, um sie von den gewöhnlichen Prologen bey den Alten zu unterscheiden, die zu nichts als zur Erklärung des Inhalts bestimmt waren, und mehr den Mangel der Kunst, als die Kunst verrathen. Der römische Dichter hatte seine Stücke so eingerichtet, daß sie aus sich selbst sattsam verständlich waren, und jener einleitenden Vorerinnerungen gar wohl entbehren konnten; wie es denn offenbar ist, daß das eine wie das andere auch ohne die ersten Aufzüge ganz seyn würde. Nur gewisse Wahrscheinlichkeiten würden beyden ohne dieselben fehlen, die ihnen zwey verschiedene Schriftsteller wohl schwerlich auf eine und eben dieselbe Art möchten gegeben haben. In dem Herkules würde, wie wir schon gesehen, ohne die vorläufige Einführung der Juno die Einheit der Handlung gelitten haben; und im Thyest, ohne die Vorbereitung der Furie, die innere Wahrscheinlichkeit der Handlung, so sehr auch die Wahrheit derselben durch die Geschichte außer allem Zweifel gesetzt seyn konnte. Diese Gleichheit nun, die ersten Aufzüge zu etwas mehr als zu bloßen trocknen historischen Einleitungen, welches sie in den meisten alten Trauerspielen sind, zu machen, und durch sie einem etwanigen Tadel zuvorzukommen: beweiset, sollte ich meynen, so ziemlich einerley Denkungsart, die sich in besondern Verglei-

chungen noch deutlicher zeigen muß. Zum Exempel, in Schilderung der Charaktere ist der Verfasser des Herkules vollkommen der Verfasser des Thyest. Man erinnere sich aus jenem des Lycus, und aus diesem des Atreus. Es sind nicht nur beydes Tyrannen, sondern auch beides Tyrannen von einerley Grundsätzen, welches sie schwerlich seyn würden, wenn es nicht die wiederholten Einfälle eben desselben Dichters wären. Lycus sagt:

Qui morte cunctos luere supplicium jubet,
Nescit Tyrannus esse. Diversa irroga,
Miserum veta perire, felicem jube.

Und Atreus sagt:

De fine poenae loqueris, ego poenam volo,
Perimat tyrannus lenis: in regno meo
Mors impetratur.

Diese Gedanken könnten ohne Zweifel einander nicht gleicher seyn, und nur der Verfasser selbst kann das Recht haben, sich auf eine solche Art auszuschreiben. Ein Nachahmer aber läßt sich hier auch um deswillen nicht vermuthen, weil außerdem weder der Dichter des Herkules noch der Dichter des Thyest, als zwey verschiedene Dichter betrachtet, an Sinnsprüchen und schönen Gedanken so arm sind, daß einer dem andern ein solches Blümchen hätte stehlen dürfen. — — Der dritte

Punct,

Punct, in welchem ich beyde Stücke sehr ähnlich finde, sind ihre Fehler. Als einen der größten hat man die häufigen Beschreibungen bereits angemerkt. Man vergleiche aber nur die Beschreibung des unterirdischen Reiches und der Thaten des Herkules, in dem dritten Aufzuge dieses Trauerspiels, etwas umständlicher mit der Beschreibung des geheiligten Hayns, im vierten Aufzuge des Thyest: so wird man ohne Schwierigkeit in beyden Schildereyen eben denselben Pinsel, eben dieselben Farben entdecken. Beyde übrigens stehen auch vollkommen, die eine sowohl als die andre, ganz an der unrechten Stelle, und die Begierde zu malen muß bey dem Dichter außerordentlich groß gewesen seyn, daß er sie wenigstens nicht bis zur gelegenen Zeit hat mäßigen können. Ein andrer Fehler in unsern zwey Trauerspielen, ist die öftere Auskramung einer ziemlich gesuchten geographischen und astronomischen Gelehrsamkeit. An einem Orte in dem Herkules habe ich den Dichter zwar dieserwegen gegen den P. Brumoy vertheidiget (siehe oben S. 172); allein man muß nicht glauben, daß ich das, was einmal sehr wohl zu entschuldigen war, auch an allen andern Orten gut heißen wolle. Ich brauche dieses hier nicht weitläuftiger auszuführen, weil ich mich in einer so deutlichen Sache sicher auf die Unterscheidungskraft der Leser verlassen kann, und weil es

überhaupt hier bloß auf die Gleichheit der Stellen, nicht aber auf ihren innern Werth, ankömmt. Man halte also Folgendes aus dem Herkules:

Quis Tanais, aut quis Nilus, aut quis Persica
Violentis unda Tigris, aut Rhenus ferox
Tagusve Ibera turbidus gaza fluens
Abluere dextram poterit?

gegen Folgendes aus dem Thyest:

Quaenam ista regio est, Argos et Sparta pios
Sortita fratres? et maris gemini premens
Fauces Corinthus? an feris Ister fugam
Praebens Alanis? an sub aeterna nive
Hyrcana tellus? an vagi passim Scythae?

besonders aber den Chor des vierten Aufzuges im Thyest gegen den Anfang des Herkules; und man wird sich hoffentlich, alle angeführte Umstände zusammen genommen, kein Bedenken machen, beyde Trauerspiele Einem Verfasser zuzuschreiben.

Von neueren Trauerspielen, welche die Aufschrift Thyest führen.

Auf dem italiänischen Theater stößt uns hier abermal Lud. Dolce auf, welcher den lateinischen Thyest nach seiner Art in Versen übersetzt hat. Delrio sagt von ihm: italice tragoediam Thyestem non ineleganter Ludovicus Dulcis composuit;

und scheint also die Arbeit des Italiäners mehr für etwas ihm Eignes, als für eine Uebersetzung zu halten. Als eine solche mag sie auch wohl sehr untreu gerathen seyn, indem ihm, wie Brumoy anmerkt, so gar das oben gerühmte agnosco fratrem entwischt ist, dessen Nachdruck er entweder nicht eingesehen, oder in seine Sprache nicht überzutragen gewußt hat. — — Von der französischen Bühne haben wir schon bey Gelegenheit des Herkules, auch den Thyest des Roland Brisset angeführt; er ist mit Chören, und wird also schwerlich etwas anders seyn, als eine schlechte Uebersetzung, wie sie es zu seiner Zeit alle waren. Außer diesem hat auch ein gewisser Montleon 1633 einen Thyest drucken lassen. Desgleichen will man von einem Thyest des Pousset de Montauban wissen, der sich aber nicht in der Sammlung seiner Schauspiele (von 1654 in 12.) befindet. Man kennt diesen Montauban als einen Freund des Racine, des Despreaux und Chapelle, und behauptet sogar, daß er mit an des erstern Lustspiele: *les Plaideurs*, arbeiten helfen. Doch alle diese drey französischen Schriftsteller haben des Ruhms verfehlt, den ein neuer Dichter aus ihrem Volke in diesen Schranken erwerben sollte. Ich würde mir daher einen großen Fehler der Unterlassung vorzuwerfen haben, wenn ich nicht

Von dem Atreus und Thyest des ältern Herrn von Crebillon

etwas umständlicher handelte. Dieser schöne Geist, welcher, so zu reden, mit dem Hrn. v. Fontenelle um die Wette lebt, kann, wenn er will, auf den 29sten December dieses Jahres sein theatralisches Jubiläum feyern. An diesem Tage nehmlich, vor funfzig Jahren, ward sein erstes Trauerspiel in Paris zum erstenmale aufgeführt. Es war dieses sein Idomeneus, mit welchem er Beyfall genug erhielt, um sich aufmuntern zu lassen, der Tragödie, die damals in einer Art von Entkräftung ganz darnieder lag, in seiner Person einen neuen würdigen Dichter zu verschaffen. Die unnachahmlichen Werke des Corneille und des Racine brachten Alle, welche eben diese Bahn durchlaufen wollten, zur Bewunderung nicht minder als zur Verzweiflung. Sie waren unfähig, diesen großen Meistern zu folgen, und gaben sich also nur mit den kleinen Theilen dieser Dichtungsart ab. Einige mehr schimmernde als natürliche Stellen, einige ziemlich wohl ausgedrückte Verse, machten den ganzen Werth ihrer Gedichte aus. Uebrigens war weder glückliche Wahl des Stoffs, noch kunstreiche Einrichtung darin zu spüren; die Charaktere waren entweder falsch, oder verfehlt; die Versification war hart und prosaisch. Das ist der wahre Abriß

der Stücke, welche eine Mademoiselle Barbier, ein la Grange Chancel, ein Belin, ein Pellegrin, ein Nadal, und Andere von diesem Schlage lieferten. Unter diesen war also Crebillon gleich Anfangs eine sehr wichtige Erscheinung, und man muß es ihm zugestehen, daß er die Erwartung, die man von ihm hatte, nicht täuschte. Man will sogar behaupten, daß er sich auf dem neuen Wege, welchen er erwählte, kühnlich zwischen den Corneille und Racine zu setzen gewußt habe. Es ist mein Vorsatz nicht, diesen Lobspruch hier zu untersuchen, wo ich mich allein mit seinem Atreus und Thyest beschäftigen will. Diesem Trauerspiele hat er zum Theil dasjenige Beywort zu danken, durch welches ihn seine Landsleute vorzüglich zu charakterisiren pflegen. So wie ihnen Corneille der Große, Racine der Zärtliche, Voltaire der Prächtige heißt: so heißt ihnen Crebillon der Schreckliche. Wer sollte also nicht vermuthen, daß er ein sehr starker und kühner Copist des lateinischen Thyest seyn werde? Unter seiner Nation wenigstens mangelt es an Schriftstellern nicht (z. E. der Verfasser des Dictionnaire portatif des Théâtres), welche mit ausdrücklichen Worten sagen: Ce cruel sujet, traîté par *Senèque*, n'a pas été adouci par Mr. *de Crébillon.* Wie sehr sich diese Herren aber betriegen, werden wir bald sehen. Es ist wahrscheinlich

genug, daß sie das lateinische Original gar nicht mögen gelesen haben; aber auch alsdann hätten sie nicht nöthig gehabt, die Wahrheit so weit zu verfehlen, wenn sie nur bey dem eignen Geständnisse des Herrn Crebillon geblieben wären. Er ist mit dem ganzen Stoffe auf eine sehr eigenmächtige Art umgegangen, und hat so viele Veränderungen damit vorgenommen, daß ich sie nothwendig vorher anzeigen muß, ehe man einen kleinen Auszug aus seinem Stücke wird verstehen können. Die Zeit der Handlung setzt er zwanzig Jahre nach dem Verbrechen des Thyest, welcher die Aerope seinem Bruder, vor dem Altare weg, muß geraubt haben. Er nimmt an, Atreus habe zwar seine entwandte Gemahlin durch Gewalt wieder bekommen, und sey entschlossen gewesen, sie dem ungeachtet seiner Liebe zu würdigen. Allein diese habe sich mit dem Thyest schon zu weit eingelassen gehabt, und einen Sohn zur Welt gebracht, den sich jener nicht zueignen können. Der erzürnte Atreus habe ihr darauf Gift beybringen lassen, und es selbst aus einem ihrer Briefe ersehen, daß Thyest der Vater ihres Sohnes sey, welchen der Dichter, nach Maßgebung der Geschichte, Plisthenes nennet. Gleichwohl habe Atreus diesen Prinzen als sein eignes Kind auferziehen lassen, in dem festen Vorsatze, ihn künftig zu dem Werkzeuge seiner Rache zu machen.

Thyest sey unterdessen nach Athen geflohen, wo er Schutz gefunden und eine andre Gemahlin genommen habe, mit welcher er eine Tochter, Namens Theodamie, gezeuget. Atreus, der nunmehr geglaubt, daß Plisthenes, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, der sich in verschiedenen Feldzügen schon rühmlich hervor gethan, reif genug sey, der Mörder seines Vaters zu werden, habe mit dem Könige von Athen heimliche Unterhandlung gepflogen, und das Versprechen von ihm erhalten, daß er seinen Bruder ausgeliefert bekommen solle; nur müsse er selbst vor Athen kommen, und mit Gewalt darauf zu dringen scheinen. Atreus geht also sogleich mit einer Flotte von Argos aus, die er den Lauf auf die Insel Euböa nehmen läßt, damit Thyest nicht zu zeitig von seinem Vorhaben Nachricht bekommen, und sich aus dem Staube machen möge. Von Euböa aus will er alsdann plötzlich wieder zurück segeln und vor Athen seyn, ehe es sich jemand versehen könne. Doch dieser Vorsicht ungeachtet, erfährt Thyest das ihm drohende Unglück; flüchtet nebst seiner Tochter auf einem Schiffe aus Athen fort, und will sich während der Abwesenheit seines Bruders, wieder in Argos festsetzen, um den Atreus durch diese Diversion wenigstens zu nöthigen, von der Belagerung Athens abzustehen. Allein das Unglück verfolgt

ihn, und wirft ihn durch Sturm zu eben der Zeit gegen die Insel Euböa, da Atreus wegen widrigen Windes mit seiner Flotte noch vor derselben liegen muß. Hier wird er und Theodamie von dem Plisthenes selbst, unerkannter Weise, aus dem Wasser gerettet; und nun müßte man die französische Tragödie ganz und gar nicht kennen, wenn man etwas anders vermuthen könnte, als daß sich der Bruder in seine Stiefschwester werde verliebt haben. Richtig! Unter diesen Umständen fängt das Trauerspiel an, welches, Dank sey unter andern dem Schiffbruche, nunmehr zu Chalcis, einer Stadt in Euböa, vorgehen kann: da man doch ganz gewiß vermuthen sollte, es werde entweder in Argos oder doch in Mycene vorgehen. Von dieser Erzählung, sieht man also wohl, stimmt das allerwenigste mit der Geschichte überein. Doch da man dem tragischen Dichter nie ein Verbrechen daraus gemacht hat, diese zu verändern; so würde es mir sehr übel stehen, wenn ich den Herrn Crebillon deswegen tadeln wollte. Aber einer andern Kleinigkeit wegen könnte ich ihn vielleicht mit mehrerm Rechte tadeln; deswegen nehmlich, daß er die geographische Wahrscheinlichkeit hin und wieder gar merklich verlezt hat. Denn man darf nur die Karte von Griechenland vor sich nehmen, so wird man sich gar bald wundern, was Thyest, der von

Athen nach Argos schiffen wollte, in dem Euripus zu suchen gehabt? und wie ihn ein Sturm bis nach Chalcis habe verschlagen können? Man kann wohl die Geschichte ändern; aber die Erdbeschreibung muß man ungeändert lassen. Zwar wie hat Herr Crebillon wohl vermuthen können, daß ein ängstlicher Deutscher seine Werke so genau betrachten werde? Kein Wort also mehr davon. Man wirft denen, die sich an solche Schwierigkeiten stoßen, nur allzuoft vor, daß sie unfähig wären, wesentlichere Schönheiten zu empfinden. Diesen Vorwurf möchte ich nicht gern zu verdienen scheinen. Ich komme auf den Auszug des Stückes selbst:

Erster Aufzug. Atreus giebt Befehl, daß sich die Flotte fertig halten solle, wieder unter Segel zu gehen. Er bleibt hierauf mit seinen Vertrauten, dem Euristhenes, allein, und entdeckt ihm sein Vorhaben; daß Plisthenes sein Sohn nicht sey, sondern daß er ihn nur deswegen so lange dafür ausgegeben, um sich an dem Thyest, durch die eigne Frucht seiner lasterhaften Liebe, rächen zu können. Diese Scene ist zum Theil eine Nachahmung des zweyten Acts des lateinischen Dichters. In der folgenden erscheint Plisthenes, welchen sein vermeynter Vater vor sich kommen lassen, um einen Eid von ihm zu nehmen, daß er ihn nach Gefallen

an seinem Feinde rächen wolle. Plisthenes ist so unvorsichtig, diesen Eid zu thun, ehe er noch weiß, wer der Feind des Atreus sey. Er hört endlich, daß es Thyest ist, auf welchen diese ganze Zurüstung zielet; er erschrickt, und will sein Wort wieder zurück nehmen. Er verspricht zwar, allenfalls der Sieger seines Vetters zu seyn; aber nicht sein Henker. Doch Atreus hält ihn bei seinem Eide, und geht ab. Plisthenes beklagt sich gegen seinen Vertrauten, den Thessander, und tröstet sich einzig damit, daß er vor Athen schon den Tod wolle zu finden wissen. Endlich erklärt er ihm auch seine Liebe gegen die unglückliche Unbekannte, die er nebst ihrem Vater aus den Wellen errettet habe. Sie ist es selbst, die diesen Auftritt unterbricht. Theodamie kömmt mit ihrer Vertrauten, der Lonide, und bittet den Prinzen um ein Schiff für ihren Vater, weil sie gehört habe, daß die Flotte noch heute von Euböa abstoßen solle. Der Prinz bedauert, daß er für sich nichts thun dürfe, und verweiset sie an den Atreus, von dem sie die Erfüllung ihres Wunsches um so viel eher erwarten könne, da er sie bereits den ersten Tag sehr gnädig empfangen, und ihr allen Beystand versprochen habe. Er spricht ihr hierauf von seiner Liebe, und will verzweifeln, weil er sie vielleicht nie wieder werde zu sehen bekommen. Er erkun-

diget sich nach ihrem Vaterlande, nach der Ursache ihrer Reise, und fragt sehr galant: ob ihre Reitze nur das einzige seyn sollten, was er von ihr kennen dürfe? Theodamie giebt ihm eine kurze Antwort; er sieht, daß sie ihm ein Geheimniß daraus machen will, verspricht aber dennoch, bey seinem Vater für sie zu sprechen, so nachtheilig es auch seiner Liebe seyn möge. Er geht ab, und läßt die beyden Frauenzimmer allein. In dieser Scene nun erfährt es der Zuhörer, wer Theodamie und ihr Vater sind, und erfährt auch zugleich, daß die erstere gegen die Liebe des Plisthenes nicht eben unempfindlich ist. Sie bittet die Götter, den Thyest vor dem Atreus zu verbergen, und hält es schon für Unglück genug, daß die Tochter des Thyest den Sohn des Atreus liebe, für welchen sie ihren Prinzen nicht anders als noch halten kann. Sie begiebt sich weg, ihrem Vater von der Wirkung ihrer gethanen Bitte Nachricht zu geben.

Zweyter Aufzug. Thyest und Theodamie eröffnen ihn. Der Vater dringt in seine Tochter, daß sie bey dem Atreus um ein Schiff bitten soll, und alle ihre Einwendungen von der Gefahr, die dabey zu besorgen sey, sind umsonst. Er will auf dem Schiffe, wenn er es bekommen sollte, nach Athen wieder zurück gehen, damit ihn die feind-

liche Flotte nicht verhindere, diesem seinem einzigen Zufluchtsorte mit Rath und Hülfe beyzuspringen. Er sieht seinen Bruder kommen, und entfernt sich. Ehe Atreus noch die Theodamie anredet, meldet ihm Alcimedon, einer von den Officieren der Flotte, daß ein von Athen kommendes Schiff die Nachricht mitgebracht, daß sich Thyest schon seit einem Monate nicht mehr daselbst aufhalte. Er will den Patron des Schiffes selbst sprechen, und nachdem er Befehl gegeben, ihn herbey zu bringen, fragt er die Theodamie, was ihr Begehren sey? Sie trägt ihre Bitte vor, und antwortet ihm auf verschiedene Fragen, die er ihr wegen ihres Unglücks, wegen ihrer Reise, wegen ihres Vaters vorlegt. Endlich erinnert er sich, daß er diesen letztern noch nicht gesehen, und will wissen, warum er sich vor ihm verborgen halte? Die Tochter entschuldiget ihn mit seinen kränklichen Umständen; doch dieser Entschuldigung ungeachtet schickt er einen von seiner Wache ab, und will den unglücklichen Fremdling mit aller Gewalt sehen. Die Wache bringt ihn. Er thut eben die Fragen an ihn, die er an seine Tochter gethan hatte; bekömmt aber ganz widersprechende Antworten darauf. Endlich erkennt er den Thyest an der Stimme, und noch mehr, wie er sagt, an den plötzlichen Aufwallungen seines Zornes. Thyest verläugnet sich nicht lange, und Atreus

will ihn sogleich durch seine Trabanten ermorden lassen, als er sich noch besinnt, daß er dem Plisthenes diesen Mord vorbehalten müsse. Plisthenes erscheint, erfährt, daß der Vater seiner Geliebten Thyest sey, und nimmt sich desselben mit solchem Nachdrucke an, daß Atreus genöthigt ist, seinen Zorn zu verbergen und sich versöhnt zu stellen. Auf diese erfreuliche Veränderung gehen Alle ab; im Abgehen aber giebt Atreus dem Euristhenes noch Befehl, diejenigen von den Soldaten bey Seite zu bringen, welche dem Plisthenes etwa am meisten ergeben seyn könnten, und sich selbst an diesem Orte wieder bald bey ihm einzufinden.

Dritter Aufzug. Atreus freuet sich, daß er den Thyest nunmehr in seiner Gewalt habe. Er hat es gemerkt, daß Plisthenes die Theodamie liebe, und ist entschlossen, beyde dieser Liebe zu überlassen, von der er es fast nur allein wußte, wie lasterhaft sie sey. Ja, diese lasterhafte Liebe soll ihm so gar das Mittel werden, wodurch er den Plisthenes desto eher zur Ermordung des Thyest zu bringen denkt. Er hatte ihn durch den Euristhenes vor sich fordern lassen; er führt ihm seinen gethanen Eid zu Gemüthe, und läßt ihm die Wahl, ob er den Thyest sogleich selbst ermorden oder seine Geliebte vor seinen Augen sterben sehen wolle.

Vergebens beruft sich der Prinz auf die geschehene Aussöhnung, und will lieber selbst sterben, als das Werkzeug zu einer so unmenschlichen That seyn: Atreus sieht den Thyest kommen, wiederholt seinen drohenden Befehl nochmals, und läßt ihn mit ihm allein. Dieser dankt dem Plisthenes für seine ihm erwiesene Freundschaft, und versichert ihn einer Liebe, die seiner väterlichen Liebe gegen seine Tochter gleich komme. Plisthenes thut desgleichen, und gesteht, gegen den Thyest eine Zuneigung zu fühlen, die sein Herz mit ganz unbekannten Regungen erfülle. Er giebt ihm von weitem alles das Unglück zu verstehen, das über seinem Haupte hänge, und giebt ihm eben den Rath zu fliehen, als Atreus wieder herein tritt. Er sagt ihm mit wenig Worten, daß er seinen Ungehorsam schon zu bestrafen wissen wolle, und schickt ihn fort. Thyest erstaunt über diese Drohungen, wird aber auf eine gebieterische Art von seinem Bruder erinnert, daß er sich deswegen zufrieden stellen solle, weil sie nichts beträfen, was ihn angehen könne. Sobald Atreus allein ist, läßt er seinen Verdruß über die verzögerte Rache aus, und entschließt sich, den Thyest zwar leben zu lassen, aber ihn sonst auf eine weit schrecklichere Art zu strafen.

Vierter Aufzug. Plisthenes erscheint mit seinem Vertrauten voller Wuth, nachdem er alle

Anstalten zu einer plötzlichen Flucht nehmen lassen. Er kann weder den Thyest noch die Theodamie finden, und ist besonders wegen der letztern in der grausamsten Unruhe, als er sie zitternd und weinend auf sich zu kommen sieht. Sie sagt ihm, daß sie wegen ihres Vaters in den äußersten Sorgen sey, welcher wie rasend in dem Pallaste herum irre, und dem Atreus den Dolch in das Herz stoßen wolle, weil er gewiß glaube, daß der Tyrann sowohl seinen als des Plisthenes Tod geschworen habe. Der Prinz will ihn aufsuchen; aber Thyest erscheinet selbst, und erfreut sich, daß seine Furcht vergeblich gewesen, in der er den Plisthenes schon für ermordet gehalten. Dieser dringt mit aller Gewalt in ihn, sich sogleich auf die Flucht zu machen, und will ihm seinen Vertrauten mitgeben, welcher ihn bis in den Hafen bringen solle. Doch Thyest hält es für seiner Ehre unanständig, sich zu retten, und denjenigen, dem er diese Rettung würde zu danken haben, der größten Gefahr seinetwegen ausgesetzt zu wissen. Während dieses großmüthigen Weigerns kömmt Atreus dazu. Er sieht ihre Bestürzung, und nimmt von derselben Gelegenheit, auf einmal sich als eine ganz veränderte Person zu zeigen. Er sagt, der Himmel habe sein Herz verändert, und alle Rache daraus vertilgt; und damit er seinen Bruder von der Aufrichtigkeit dieses

Bekenntnisses überzeugen möge, entdeckt er, wer Plisthenes sey, und zu was für einer grausamen That er ihn bestimmt gehabt habe. Die Erkennung ist rührend, und Plisthenes sieht mit Entsetzen auf die Laster zurück, in die ihn sein grausames Schicksal beynahe gestürzt hätte. Fast wäre er ein Vatermörder und ein Blutschänder geworden! Doch Atreus will dieses, daß er dem Thyest seinen Sohn wiederschenkt, nicht die einzige Versicherung seiner völligen Aussöhnung seyn lassen; sondern erbietet sich auch, mit seinem Bruder aus dem väterlichen Becher zu trinken, welcher für die Söhne des Tantalus eben das sey, was den Göttern der Schwur bey dem Styx zu seyn pflege. Thyest nimmt dieses Erbieten an, und es gehen Alle mit einem Scheine von Zufriedenheit ab; nur Plisthenes behält Verdacht, und giebt seinem Vertrauten Befehl, die Schiffe im Hafen noch immer in Bereitschaft zu halten.

Fünfter Aufzug. Auch zu Anfange dieses Aufzuges kämpfet er noch mit schrecklichen Ahndungen. Thessander will ihn beruhigen, und räth ihm, nicht zu entfliehen, weil diese Flucht den Atreus aufs neue aufbringen möchte, welcher sich jetzt gegen den Thyest ganz ausnehmend freundschaftlich bezeige und ein prächtiges Fest ihm zu Ehren anstellen lasse. Doch dem ungeachtet hört Plisthenes

nicht

nicht auf, zu fürchten, und schickt den Thessander fort, die Theodamie abzuholen, und sich mit ihr nach dem Hafen zu begeben. Er selbst will den Thyest in gleicher Absicht aufsuchen, und eben fortgehen, als Atreus mit seiner Wache hereintritt, und ihm aus der vorgesetzten Flucht, die er erfahren habe, ein Verbrechen macht, unter dessen Vorwande er ihn zum Tode verdammt. Plisthenes entschuldiget sich nur wenig, und ist bloß für seinen Vater und seine Schwester besorgt, von welchen er versichert, daß sie keinen Antheil an seiner Veranstaltung zur Flucht gehabt hätten. Er bittet für sie; doch der Tyrann läßt ihn von der Wache fortschleppen, um ihn in der schmerzlichsten Ungewißheit über das Schicksal dieser geliebten Person hinrichten zu lassen. Nunmehr frohlocket Atreus vor sich selbst, und kitzelt sich im voraus mit der Rache, die er durch das Blut des Sohnes gegen den Vater ausüben wolle. Beynahe erschrickt er zwar selbst über seinen grausamen Anschlag; doch er erinnert sich gar bald wieder, daß er Atreus sey, und den Thyest, wenn er ihn strafen wolle, nicht anders als auf eine unerhörte Art strafen müsse. Der unglückliche Bruder erscheint mit einem Gesichte, auf welchem sich Furcht und Traurigkeit zeigen. Er bittet, um wieder ruhig zu werden,

daß man seine Kinder zu ihm lasse, und Atreus hält ihn so lange mit zweydeutigen Tröstungen auf, bis der väterliche Becher herbey gebracht wird. Thyest ergreift ihn, und will ihn an den Mund bringen, als er das Blut darin gewahr wird. Er erschrickt; seine Tochter kommt dazu, und meldet den Tod ihres Bruders; er merkt, daß es das Blut seines Sohnes sey, und bricht gegen den Atreus in Vorwürfe und Verwünschungen aus. Er verlangt nicht länger zu leben; doch eben darum, weil ihm das Leben nunmehr zur Last sey, will es ihm der Tyrann lassen. Doch Thyest verschmähet diese grausame Gnade, und ersticht sich selbst. Sterbend beruhiget er noch seine Tochter, und läßt sie auf die Rache des Himmels hoffen. Atreus geht mit seiner Bosheit zufrieden ab, und das Stück schließt.

Ich habe diesen trocknen Auszug nicht in der Absicht vorgelegt, den Werth des Dichters daraus zu bestimmen; ich würde sonst eben so thöricht seyn, als derjenige, welcher nach einem Skelet die völlige Schönheit beurtheilen wollte, welche der ganze Körper könne gehabt haben. Wie man aber doch aus dem Skelet wenigstens auf etwas schließen kann, nehmlich auf den regelmäßigen Bau der Glieder; so wird auch mein Auszug wenigstens dazu nützen

können, daß man ungefähr die Art und Weise sieht, mit welcher ein neuer Dichter einen so alten, und von den Sitten unsrer Zeit so abweichenden Stoff, habe bearbeiten können. Nach meinem Urtheile kann man dem Hrn. Crebillon wohl weiter nichts vorwerfen, als daß er seinen Atreus und Thyest ein wenig gar zu neumodisch gemacht; daß er die Haupthandlung mit einer unnöthigen Episode, und zwar mit einer verliebten Episode, geschwächt, und das Ganze durch die Einführung so vieler Vertrauten, welches immer nichts anders als sehr frostige Personen sind, die bloß die Monologen müssen vermeiden helfen, matt gemacht hat. Wie weit er aber überhaupt unter dem Schrecklichen des lateinischen Dichters geblieben sey, wird man schon von sich selbst abgenommen haben. Er hat die stärksten Züge in seinem Muster unberührt gelassen, und außer dem so gelinderten Hauptinhalte, kaum hier und da einige glänzende Gedanken von demselben erborgt. Doch auch diese hat er oft ziemlich gewässert, und die Stärke gar nicht gezeigt, mit welcher der ältere Corneille die schönsten und prächtigsten Gedanken der römischen Trauerspiele in seine überzutragen wußte. Einigemal ist es ihm so ziemlich gelungen, besonders bey dem agnosco fratrem, welches er durch folgende Zeile ausgedrückt hat:

A. Méconnois-tu ce ſang? *Th.* Je reconnois
mon frère.

Auch noch eine Stelle hat er ſehr wohl anzuwenden gewußt, und zwar eine ſolche, welche manchem Ausleger des alten Dichters ſelbſt nicht recht verſtändlich geweſen iſt. Ich meyne die 1052ſte Zeile;

Sceleri modus debetur, ubi facias ſcelus,
Non ubi reponas — —

welche er ſehr kurz und ſchön ſo überſetzt hat:

Il faut un terme au crime, & non à la vengeance.

Ich will zum Schluſſe noch das mittheilen, was Herr Crebillon ſelbſt von dieſem ſeinem Stücke ſagt. Es iſt ein Theil der Vorrede, in welchem man verſchiedene hierher gehörige Gedanken finden wird. „Faſt ein jeder, ſagt er, hat ſich wider „den Inhalt dieſes Trauerſpiels empört. Ich „kann weiter nichts darauf antworten, als dieſes, „daß ich nicht der Erfinder davon bin. Ich ſehe „wohl, daß ich Unrecht gethan habe, mir die Tra„gödie allzuſehr als eine ſchreckliche Handlung vorzu„ſtellen, die den Zuſchauern unter rührenden Bil-

„dern müsse gezeigt werden, und die sie zum Mit-
„leiden und Schrecken bewegen solle, doch ohne
„Züge, welche den Wohlstand und die Zärtlich-
„keit beleidigen könnten. Es kömmt also nur dar-
„auf an, ob ich diesen so nöthigen Wohlstand be-
„obachtet habe. Ich glaube mir dies schmei-
„cheln zu dürfen. Ich habe nichts vergessen, was
„meinen Stoff lindern und unsern Sitten gemäß
„einrichten könne. Um den Atreus unter keiner
„unangenehmen Gestalt zu zeigen, lasse ich die
„Aerope von dem Altare selbst entführet werden,
„und setze diesen Prinzen (wenn ich hier diese Ver-
„gleichung brauchen darf), gerade in eben den Fall
„des bezauberten Bechers bey dem la Fontaine.

L'étoit-il? ne l'étoit-il point?

„Ich habe durchaus die Fabel verändert, um seine
„Rache weniger schrecklich zu machen, und mein
„Atreus ist bey weitem nicht so grausam, als der
„Atreus des Seneca. Ich habe mich begnügt,
„für den Thyest allen den Gräuel des von seinem
„Bruder ihm bestimmten Bechers fürchten zu las-
„sen, und er bringt nicht einmal seine Lippen daran.
„Ich gestehe es zwar, daß mir diese Scene selbst
„schrecklich schien. Es überfiel mich ein Schauder;
„aber nichts desto weniger glaubte ich, daß sie sich

„in ein Trauerspiel sehr wohl schicke. Ich sehe „nicht, warum man sie mehr davon ausschließen „solle, als die Scene in der Rodogune, wo Kleo„patra, nachdem sie einen von ihren Söhnen „schon ermordet, den andern vor den Augen der „Zuschauer vergiften will. So unwillig man auch „gegen die Grausamkeit des Atreus gewesen, so „glaube ich doch nicht, daß man ein vollkommneres „Bild auf die tragische Scene bringen könne, als „das Bild von der Stellung des unglücklichen „Thyest, welcher sich ohne Hülfe der Wuth des „barbarischsten unter allen Menschen ausgesetzt sieht. „Ob man sich nun aber schon von seinen Thränen „und seinem Jammer erweichen ließ; so blieb man „mir dennoch deswegen aufsätzig. Man hatte die „Güte, mir alle Abscheulichkeit der Erfindung zu „lassen, und rechnete mir alle die Lasterthaten des „Atreus an. An einigen Orten betrachtet man „mich auch noch als einen fürchterlichen Menschen, „bey welchem man nicht recht sicher sey; gleich als „ob alles, was der Witz erdenkt, seine Quelle in „dem Herzen haben müsse. Eine schöne Lection „für die Schriftsteller, welche sie nicht nachdrück„lich genug wird lehren können, mit wie vieler „Behutsamkeit sie vor dem Publico erscheinen müs„sen! Ein artiges Frauenzimmer, welches sich in „Gesellschaft mit ehrbaren Scheinspröden befindet,

„darf sich lange nicht mit so vieler Sorgfalt beob-
„achten Und endlich hätte ich mir es nimmermehr
„vorgestellt, daß in einem Lande, in welchem es
„so viele gemißhandelte Ehemänner giebt, Atreus
„so wenige Vertheidiger finden sollte. Was die
„doppelte Aussöhnung, die man mir vorwirft, an-
„belangt, so erkläre ich gleich voraus, daß ich mich
„in diesem Puncte niemals für schuldig erkennen
„werde. Atreus erziehet den Plisthenes, um
„einmal den Thyest durch die Hände seines eigenen
„Sohnes umbringen zu lassen; er erschleicht einen
„Eid von diesem jungen Prinzen, welcher aber
„gleichwohl bey Erblickung des Thyest nicht ge-
„horcht. Atreus kann also zu nichts anderm seine
„Zuflucht nehmen, als zur Verstellung; er erdich-
„tet ein Mitleiden, welches er nicht fähig ist, zu
„empfinden; er bedient sich hierauf der allergewalt-
„samsten Mittel, den Plisthenes zur Vollziehung
„seines Eides zu vermögen, von welcher dieser aber
„durchaus nichts wissen will. Atreus, welcher
„sich an dem Thyest auf eine seiner würdige Art
„rächen will, muß also nothwendig zu einer zweyten
„Versöhnung schreiten. Ich getraue mir zu sagen,
„daß dieser grausame Prinz alle Geschicklichkeit an-
„wendet, die ein Betrüger nur immer anwenden
„kann. Es ist unmöglich, daß Thyest dieser Falle
„entgehen sollte, wenn er auch schon selbst ein eben

„so großer Betrüger wäre, als sein Bruder. Man „darf das Stück nur ohne Vorurtheil lesen, so „wird man finden, daß ich nicht Unrecht habe. Je „betriegerischer aber Atreus ist, desto besser habe „ich seinen Charakter ausgedrückt; weil Verrä„therey und Verstellung fast immer von Grausam„keit unzertrennlich sind, rc." *)

*) Lessing hat diese Abhandlung nie vollendet.

VII.

Nachricht von Ludewig Riccoboni.

Ludewig Riccoboni war ein Modeneser von Geburt, welche ungefähr in die Jahre 1682 oder 83 fällt. Er mochte aus einer ganz guten Familie seyn, weil er selbst an einem Orte seiner Schriften den Antonius Riccoboni, einen Professor zu Padua aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, für einen seiner Vorfahren wahrscheinlicher Weise hält. Er mußte aber sehr jung diejenige Lebensart ergriffen haben, in welcher er sich hernach auf eine doppelte Art sehr rühmlich hervorthat. Denn schon in seinem zwey und zwanzigsten Jahre war er das Haupt einer Gesellschaft von Schauspielern, die in den Städten der Lombardey, und besonders zu Venedig, mit vielem Beyfalle spielte. Er gab sich ganzer zehn Jahre lang in seinem Vaterlande sehr viel Mühe, die Bühne aus ihrem damaligem Verfalle wieder in die Höhe zu bringen und sie besonders von dem unregelmäßigen Wuste zu reinigen, welcher damals auf derselben herrschte. Doch weil

ihm diese Bemühungen so glücklich nicht ausschlagen wollten, als sie es wohl verdient hätten, ward er es überdrüßig, unter einem Volke nur Undank damit zu verdienen, dessen Hauptgeschmack auf nichts als Possen ging. Er nahm also den Vorschlag an, den man ihm damals that; nehmlich, eine Gesellschaft italiänischer Schauspieler für den König von Frankreich zusammen zu bringen und mit derselben nach Paris zu gehen. Er langte daselbst im May 1716 an. Sein Theatername, unter welchem er sich bekannt machte, war Lelio. Als Acteur fällte man das Urtheil von ihm, daß ihm zwar das Anmuthige und Reitzende fehle, daß sich aber sein finstres Ansehen vollkommen wohl schicke, traurige und übertriebene Leidenschaften auszudrükken, die auch in der That niemand besser und wahrscheinlicher vorgestellt habe, als er. Er blieb auf dem italiänischen Theater zu Paris bis 1729, in welchem Jahre er dasselbe mit seiner Frau und seinem Sohne verließ, und eine Haushofmeisterstelle bey dem Herzoge von Parma annahm. Nach dem Tode dieses Herzogs kam er zwar wieder nach Paris, nicht aber wieder auf das Theater, von welchem er für sich und seine Frau eine doppelte Pension, jede von 1000 Livres, beybehalten hätte. Er starb den 6ten December 1753. Als einen theatralischen Schriftsteller hatte er sich schon bekannt

gemacht, ehe er aus seinem Vaterlande ging; doch hat er seine vornehmsten Werke in Frankreich, und zwar auch Französisch, geschrieben. Unter die erstern, die er italiänisch abgefaßt, gehören verschiedne Lustspiele, und ein Gedicht über die Kunst zu declamiren, welches den Titel *l'Arte representativa* führet. Auch hat er eine Sammlung alter italiänischer Stücke besorgt, welche er für geschickt hielt, den Ausländern eine bessere Meynung von der eigentlichen dramatischen Poesie seiner Landsleute beyzubringen. Diejenigen Lustspiele, welche er in Paris für das italiänische Theater machte, sind weder ganz welsch, noch ganz französisch, sondern die Scenen sind aus beyden Sprachen vermengt. Dergleichen sind sein *Pere partial*, seine *Diane & Endymion* und sein *Italien marié à Paris*, welche Stücke er ganz allein, so wie folgende *la Désolation des deux Comédies; les Procès des Théâtres* und *la Foire renaissante*, in Gesellschaft mit Herrn Dominique verfertiget hat. Diejenigen Werke aber, die er ganz französisch geschrieben hat, und die man ohne Zweifel für seine beträchtlichsten halten muß, sind seine *Histoire du Théâtre Italien*, und seine *Réflexions historiques & critiques sur les différens Théâtres de l'Europe*. Die erstere bestehet aus zwey Theilen in groß Octav, deren erster 1727, und der zweyte 1731 zu Paris an das

Licht getreten sind. Jener enthält die Geschichte des italiänischen Theaters, ein Verzeichniß aller welschen Komödien und Tragödien, und eine Abhandlung über das Trauerspiel der Neuern. Dieser bestehet in Auszügen aus fünf der besten italiänischen Tragödien, und eben so vielen Komödien, welchen noch ein Brief des Rousseau an den Verfasser, nebst der Antwort vorgesetzt, und die in Kupfer gestochenen Charaktere der welschen Bühne, nebst einer Erklärung beygefügt worden. Die *Réflexions* des Hrn. Riccoboni kamen das erstemal 1738 heraus, und betreffen die italiänische, die spanische, die französische, die englische, die holländische und die deutsche Bühne. Am Ende hat der Verfasser noch *Pensées sur la Déclamation* hinzugethan, welche man aber nicht mit dem oben angeführten Gedichte vermengen muß.

VIII.

Geschichte der englischen Schaubühne.

Ich will hier bloß die ersten Züge einer Geschichte der englischen Schaubühne entwerfen; und bloß in der Absicht, damit der Leser ungefähr wisse, wohin er die einzelnen Theile derselben, die ich ausführlicher berühre, zu bringen habe.

Es findet sich eine Nachricht, die, wenn sie, wie nicht zu zweifeln ist, ihre Richtigkeit hat, den Ursprung des englischen Theaters weit früher heraus setzt, als man den Ursprung des Theaters irgend eines andern europäischen Volkes angeben kann. Wilhelm Stephanides (Fitz-Stephens) ein Benedictiner zu Canterbury, der unter der Regierung König Heinrichs des Zweyten geschrieben, und unter der Regierung König Richards des

Ersten im Jahre 1191 gestorben ist *), hat nehmlich in seiner *Descriptio nobilissimae civitatis Londoniae* folgende Stelle: Londonia pro spectaculis theatralibus, pro ludis scenicis, ludos habet sanctiores, repraesentationes miraculorum, quae sancti confessores operati sunt, seu repraesentationes passionum, quibus claruit constantia Martyrum. d. i. London hat, anstatt der theatralischen Schauspiele, weit edlere Spiele, in welchen die Wunder der heiligen Bekenner, und die Leiden der Märtyrer vorgestellt werden. Wider dieses Zeugniß eines ehrlichen Mannes ist nichts einzuwenden; und da er von diesen Vorstellungen nicht als von einer Neuigkeit redet (denn er beschreibt auch alle andere Arten der damals in London gewöhnlichen Zeitverkürzungen): so kann man den Anfang derselben schwerlich später, als in die Zeiten Wilhelms des Eroberers setzen **).

*) Das Jöchersche Gelehrten-Lexicon sagt von ihm: „er lebte 1190 unter dem Könige von England „Richardo I." Es hätte wenigstens sagen sollen: „er lebte noch ꝛc."

**) Dodsley in der Vorrede zu seiner Select Collection of old Plays, die er in zwölf Duodezbänden herausgegeben.

Um diese Zeit aber hat noch keine einzige andere Nation etwas einem Theater Aehnliches gehabt, es wären denn die Italiäner, wenn man anders mit dem ältern Riccoboni annehmen will, daß seit dem Verfalle der Römer sich das Theater in Italien ohne Unterbrechung fortgepflanzt habe. Und doch kann auch dieser kein so altes ausdrückliches Zeugniß für seine Nation aufweisen *). Wie er denn die Stelle des Stephanides auch nicht gewußt hat, sondern eine weit neuere Nachricht, die ich nun gleich anführen will, für die älteste Spur des englischen Theaters annimmt.

Vielleicht, daß die andächtigen Vorstellungen bloßer Wunderwerke und Leidensgeschichten nicht lange nach dem Geschmacke des englischen Pöbels waren. Wenigstens findet man ungefähr hundert und vierzig Jahr hernach, daß man ihn mit weit lustigern Vorstellungen zu unterhalten gesucht hat. Denn unter der Regierung K. Eduard des Dritten ward durch eine Parlamentsacte verordnet, daß eine gewisse Gesellschaft von Leuten, Vagrants genannt, welche durch ganz London Maskeraden angestellt, aus der Stadt gepeitscht werden sollten,

*) Ludewig Riccoboni in seinen Réflexions historiques & critiques sur les différens Théâtres de l'Europe. p. 4—14.

weil sie in den Trinkhäusern, und an andern Orten, wo sich das Volk versammelt, ärgerliche Dinge gespielt *). Worin diese ärgerlichen Dinge eigentlich bestanden, kann man nicht sagen **). Sie mögen

*) Wenn Riccoboni (in dem angezognen Werke, Seite 118) dieser Parlamentsacte, als der ältesten Spur des englischen Theaters, gedenkt; so drückt er sich folgendermaßen aus: „Sous le règne d'Eduard III. „qui commença l'an 1015 & finit en 1038, il est rap„porté, dans un livre imprimé à Londres, (*Statutes* „*at large &c.*) que ce saint Roi ordonna par un Ar„rêt du Parlement, *qu'une Assemblée &c.*" Kann man einen gröbern Fehler wider die Zeitrechnung begehen? Eduard der Dritte regierte von 1327 bis 1376; und da ihn Riccoboni den heiligen König nennet, so ist es offenbar, daß er ihn mit Eduard dem Bekenner, welcher von 1042 bis 1066 regieret, oder gar mit dem heiligen Eduard dem Märtyrer, muß vermengt haben.

**) Vielleicht waren sie derjenigen Art von Schauspielern nicht unähnlich, die in nachfolgenden Zeiten *Mummers* genannt wurden, und in einer altväterischen Kleidung das Land durchzogen, tanzten und allerhand Geberden und Possen machten. Es finden sich dergleichen Mummers noch bis jetzt in England; in dem

mögen aber bestanden haben, worin sie wollen, so ist doch so viel gewiß, daß diese Vagrants die ersten wahren englischen Komödianten waren; denn sie verließen das abergläubische Zeug, und gaben sich mit Satire und Nachahmung der Sitten ab. Ohne Zweifel zwar mit der gröbsten Satire und mit der plumpsten Nachahmung der allerärgerlichsten Sitten, die nichts weniger als bessern kann; doch dieses konnte im Anfange, zu den damaligen Zeiten, nicht wohl anders seyn, und man hätte sie folglich nicht so wohl ganz unterdrücken, als nur einschränken sollen.

dem funfzehnten Jahrhunderte aber waren sie so gemein, und hielten das Volk so sehr von seinen Geschäften ab, daß sie der menschlichen Gesellschaft sehr schädlich wurden. Denn da sie beständig verkleidet und maskirt einhergingen, so waren sie an vielen liederlichen Streichen Schuld, und fingen Unordnungen an, die mit der Zeit so arg wurden, daß in dem dritten Jahre der Regierung K. Heinrichs des Achten (1512), eine Parlamentsacte wider diese Mummers gemacht wurde, durch welche auf jede Maske, die verkauft, oder in einem Hause gefunden werden würde, eine Geldstrafe von 20 Schillings (beynahe 6 Reichsthaler) gelegt ward.

Nach einer so scharfen Ahndung aber mußte sich alles, was einem Schauspiele ähnlich sah, aufs neue unter dem Mantel der Religion verbergen, und man sah wieder nichts als Mysteries vorstellen. Im Jahr 1378 überreichten die Collegen der St. Paulusschule dem K. Richard dem Zweyten eine Bittschrift, und baten darin: „daß gewissen un„erfahrnen Leuten Einhalt geschehen möchte, welche „sich unterfangen hätten, die Geschichte des alten „Testaments vorzustellen; weil es zu der Kläger „Nachtheil geschehe, als welche sich in große Kosten „gesetzt, um dieselben zur Weihnachtszeit öffentlich „zu spielen.“ Hieraus sieht man, daß die Collegen der St. Paulusschule damals schon gewissermaßen im Besitz waren, dergleichen Mysterien aufzuführen, und daß sie es für Geld thaten. Wenn man also auch nur diesen Zeitpunkt als den ersten des englischen Theaters annehmen wollte, so würde man es doch noch für älter als das französische erkennen müssen; denn es ist gewiß, daß die Franzosen mit den heiligen Vorstellungen der Brüder der Passion, höher nicht als bis 1398 hinaus gehen können.

Unter der Regierung Heinrichs des Vierten, und zwar in dem eilften Jahre derselben (1409), wurde von den Londonschen Kirchendienern (Parish Clerks) ein Schauspiel von Erschaffung der Welt aufgeführt, welches ganzer acht Tage währte, und

bey welchem der größte Theil des englischen hohen und niedrigen Adels zugegen war *). Von Erschaffung der Welt kann es wohl schwerlich allein gehandelt haben; und man vermuthet daher **), daß es vielleicht dasjenige Schauspiel gewesen sey, von welchem in der Cottonianschen Bibliothek noch bis jetzt eine Handschrift aufbewahrt wird. Sie findet sich in dem gedruckten Bücherverzeichnisse derselben, S. 113. unter folgender Aufschrift: Schauspiele in altem englischen Sylbenmaße. h. e. Dramata sacra, in quibus exhibentur historiae veteris et novi Testamenti, introductis quasi in scenam personis illic memoratis, quas secum invicem colloquentes pro ingenio fingit poëta. Videntur olim coram populo, sive ad placendum, a fratribus mendicantibus repraesentata. Nach dem Zuge der Buchstaben und der Sprache zu urtheilen, scheint das Buch wenigstens dreyhundert Jahre alt zu seyn. Es fängt mit einem allgemeinen Prolog an, in welchem der Inhalt von vierzig nachstehenden Pageants, d. i. von so viel verschiedenen Acten oder

*) *Stow's* Survey of London.

**) Man sehe den Dialogue on Plays and Players, welchen Dodsley seiner Sammlung beygefügt, und der bey Gelegenheit der Collierschen Streitigkeit abgefaßt worden. S. 19.

Aufzügen, kürzlich erzählt wird. Sie stellen die Geschichte beyder Testamente, von Erschaffung der Welt bis auf die Erwählung des h. Matthias zum Apostel vor. Die Begebenheiten des neuen Testaments, z. E. die Verkündigung, die Geburt, die Heimsuchung rc. sind am weitläuftigsten ausgeführt; vor allen aber ist die Passion, die Auferstehung, die Himmelfahrt, und die Erwählung des h. Matthias sehr umständlich mitgenommen. „Der Styl," sagt ein englischer Schriftsteller *), „in welchem alle „diese Dinge vorgetragen werden, scheint jetzt sehr „gemein, und weit unter der Würde des Inhalts „zu seyn. Doch der damalige Geschmack war so „ekel noch nicht, und die aufrichtigen Alten waren „sehr leicht einzunehmen, daß sie von allem auf das „beste und liebreichste urtheilten."

Daß aber London damals nicht einzig und allein dergleichen Vorstellungen hatte, daß auch die Provinzen damit versehen waren, und daß man da vielleicht eine Menge ärgerlicher und schändlicher Dinge damit verband; erhellet aus einer Parlamentsacte vom vierten Jahre der Regierung Heinrichs des Vierten, in welcher gewisser Wastors, Master-Rimours, Minstrels (Spielleute) und andrer Vagabonden, die sich in die Landschaft Wales einge-

*) Der Verfasser des angezogenen Dialogue &c. S. 20.

schlichen hatten, gedacht, und befohlen wird, daß es durchaus keinen von diesem Gesindel ferner vergönnt seyn soll, Commoiths und Versammlungen daselbst anzustellen. Man kann nicht sagen, was diese Master-Rimours, die der Landschaft Wales insbesondere so beschwerlich fielen, eigentlich für Leute gewesen sind; eben so schwer ist es auch zu bestimmen, was man sich für einen Begriff von ihren angestellten Commoiths zu machen habe. Die Grafschaften in Wales *) werden in Bezirke von hundert Dörfern eingetheilet. Ein solcher Bezirk wird auf Wallisch ein Cantred genannt; und ein Bezirk, der ungefähr die Hälfte davon, d. i. funfzig Dörfer, enthält, wird ein Commoith genannt. Die Master-Rimours bedienten sich also vielleicht dieses Worts, wenn sie einen Platz bestimmt hatten, wo sie spielen wollten, und zehn oder zwölf (englische) Meilen in der Runde (als in welchem Bezirke ungefähr funfzig Dörfer liegen können) davon Nachricht gaben. Daß dieses gewöhnlich gewesen, ist aus Carews Survey of Cornwall, einem Buche, welches unter der Regierung der Königin Elisabeth geschrieben worden, zu ersehen. Wenn der Verfasser von

*) So wie die Grafschaften des übrigen Englands; wo aber dergleichen Bezirke von hundert Dörfern Hundreds genannt werden.

den gewöhnlichen Lustbarkeiten des Volkes spricht, sagt er unter andern: „Das Guary - Miracle, „welches auf Englisch so viel als Miracle - Play „(Wunderspiel) bedeutet, ist eine Art eines „Schauspiels, welches von einer Geschichte aus „der heiligen Schrift handelt, und auf Cornwal„lisch geschrieben ist. Zur Aufführung desselben „erbauen sie auf offenem Felde ein Amphitheater, „welches vierzig bis funfzig Fuß lang und breit zu „seyn pflegt. Das Landvolk kommt von einigen „Meilen in der Runde dahin, um es zu sehen und „zu hören; denn es kommen darin Teufel und vie„lerley sinnreiche Sprüche vor, daß so wohl das „Auge als das Ohr ergötzt wird." — Von solcher Lauterkeit mögen nun zwar die Vorstellungen der Master - Rimours zu Heinrichs des Vierten Zeiten wohl nicht gewesen seyn, weil man ihnen sonst schwerlich das Handwerk gelegt hätte.

Wie lange die Mysterien auf dem englischen Theater geherrscht, kann man nicht genau bestimmen; so viel ist aber gewiß, daß sie, nach einiger Zeit durch eine andere Art von Spielen verdrängt wurden, die man Moralities nennte, und welche wenigstens einen Schatten von Vernunft hatten. Die Mysteries stellten bloß eine Geschichte des alten oder neuen Testaments auf eine abgeschmackte Weise vor; aber in den Moralities war doch irgend

ein kleiner Plan, eine Fabel, etwas Moral, und auch wohl etwas Dichtkunst, indem öfters die Tugenden und Laster und Gemüthsbewegungen ꝛc. als Personen darin aufgeführet wurden *). In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, fingen sie auch an öfters von der Religion zu handeln; denn die Religion war damals ein Hauptgegenstand, und es war kein Wunder, wenn eine jede Parthey alle Künste anwendete, um ihren Sätzen Eingang zu verschaffen. Wenn die Moralities noch jetzt in England gewöhnlich wären, so würden sie eben so fleißig von politischen Sachen handeln. Doch dauerten diese theologisch-polemischen Schauspiele eben nicht lange; denn in einer Parlamentsacte, welche im vier und zwanzigsten Jahre der Regierung K. Heinrichs des Achten, zur Beförderung der gereinigtern Religion gemacht ward, ist eine Clausel befindlich, wodurch allen Rimours und Schauspielern verboten wird, in ihren Gesängen

*) Z. E. In einer alten Morality, unter dem Titel *all for Money* (alles für Geld), sind unter den auftretenden Personen auch folgende: Die Gottesgelahrheit, die Wissenschaft, die Kunst, die göttliche Ermahnung, die gottlose Hülfe, die Gelehrsamkeit mit Geld, die Gelehrsamkeit ohne Geld, Geld ohne Gelehrsamkeit, weder Geld noch Gelehrsamkeit ꝛc.

oder Stücken das geringste vorzutragen, was der einmal festgesetzten Lehre nachtheilig seyn könnte. Eine von diesen Moralities, unter dem Titel: New Custom &c. *) welche zur Vertheidigung der Reformation gemacht worden, ward unterdessen doch wieder auf das Theater gebracht; nehmlich unter der Regierung der Königin Elisabeth, als sie die reformirte Religion wieder herstellte.

Nach den Moralities kamen die Interludes auf, welche kleine Stücke, ob sie gleich einem Gespräche ähnlicher sahen als einem Drama und wenig oder gar keine Handlung hatten, dennoch der wahren Komödie um einen guten Schritt näher kamen, als die vorher gewöhnlichen Spiele. Unter den Verfassern dieser Interludes ist John Heywood einer der vornehmsten. Er ward zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in London geboren und studierte zu Oxford. Die Strenge des akademischen Lebens wollte ihm aber nicht lange gefallen; er begab sich also wieder in seine Vaterstadt, wo er mit dem Thomas Morus eine vertraute Freundschaft errichtete. Er fand auch Mittel, ein Liebling K. Heinrichs des Achten zu werden, der ihn wegen seines muntern Kopfes und seiner lustigen

*) Dodsley hat sie dem ersten Bande seiner Sammlung einverleibet.

Einfälle schätzte. Unter seinen Interludes findet sich eins, in welchem er die Mönche und Ablaßkrämer lächerlich macht. Es führt den Titel: A merry Play between the Pardoner and the Frere, the Curate and Neybour Pratte, und ist im Jahre 1533 gedruckt *). Allein er muß nach der Zeit wieder ein sehr eifriger Papist geworden seyn; denn er stand nicht allein bei der Königin Maria in großen Gnaden, sondern verließ auch sogar, nach ihrem Tode, sein Vaterland, weil er wohl sah, daß die protestantische Parthey, unter Begünstigung der Königin Elisabeth, nunmehr die Oberhand bekommen würde. Er wandte sich nach Mecheln, wo er im Jahr 1565 starb. Er war ein guter Musikus, und hat außer seinen Interludes auch noch eine große Menge Epigrammata geschrieben, die aber nicht viel werth sind.

Und nun kommen wir endlich auf das erste englische Stück, welches den Namen einer Tragödie verdient. Thomas Sackville, nachher Baron von Buckhurst und endlich Graf von Dorset, Großschatzmeister von England unter der Regierung der Königin Elisabeth und König Jacobs des Ersten, war der Verfasser desselben. Dieser Herr war in seiner Jugend der größte Dichter seines Landes, so wie

*) Man sehe den angeführten Dialogue &c. S. 30.

er in seinen männlichen Jahren der größte Staatsmann desselben ward. Er war im Jahr 1526 geboren, studierte zu Oxford und Cambridge, und sahe Frankreich und Italien. Alle seine poetischen Werke aber hat er vor dieser Reise geschrieben, und es scheint überhaupt nicht, daß er, insbesondre zu seiner Tragödie, durch irgend ein ausländisches Muster sey ermuntert worden. Sie ward den 16ten Jenner 1561 zum erstenmal, in Gegenwart der Königin Elisabeth, aufgeführt; und der Inhalt ist aus der alten englischen Geschichte genommen. Sie ward nicht sogleich gedruckt; während der Zeit aber, da sich der Verfasser auf Reisen befand, machte sich ein Buchhändler seine Abwesenheit zu Nutze, und gab sie 1565 zu London in 8. sehr fehlerhaft heraus. Nach seiner Zurückkunft besorgte er selbst eine richtigere Ausgabe unter dem Titel: Ferrex und Porrex, welchen Titel er aber in der folgenden Ausgabe änderte und das Stück Gorboduc nannte. „Gorboduc, König von England, theilte sein Reich, noch bey Lebzeiten, unter „seine Söhne Ferrex und Porrex. Diese Söhne „gerathen in Streit; der ältere bringt den jüngern „um; die Mutter, welche den Ermordeten vorzüglich liebte, tödtet den Mörder; der König ermordet darauf die Königin; und damit das Theater „ja gänzlich rein werde, so erregt das Volk einen

„Aufstand, und schafft auch den alten Gorboduc „aus der Welt, ꝛc.“ — Dieses ist die Fabel, und Blut wird auf der Scene genug vergossen. Die mechanischen Regeln der Tragödie, die Einheit der Zeit und des Orts, sind schlecht beobachtet; denn der vierte und fünfte Aufzug allein, enthalten bloß eine kleine Dauer von funfzig Jahren. Allein der Dichter hat von einer andern Seite desto größere Vorzüge; die Richtigkeit der Empfindungen, die natürliche Deutlichkeit des Styls, die leichte Harmonie des Sylbenmaßes, ertheilen seinem Stücke jene Würde, jene Genauigkeit, die der Tragödie so wesentlich ist, und doch von fast allen nachfolgenden englischen Trauerspieldichtern, entweder so wenig verstanden, oder so sehr vernachlässiget worden. Selbst Pope machte sehr viel aus diesem ersten tragischen Versuche seiner Landsleute, und seiner Vorsorge hat man die neueste *) Ausgabe desselben zu verdanken, die zu London 1739 in 8. mit dem Leben Mylord Buckhursts, von Joseph Spence, erschienen ist. Diese Ausgabe war höchst nöthig; denn das Stück war so vergessen worden, und so wenigen mehr bekannt, daß es selbst Dryden nicht muß gesehen haben, weil er es die Tragödie von

*) Außer daß es Dodsley auch nachher im zweyten Bande seiner Sammlung abdrucken lassen.

der Königin Gorboduc nennt, und vorgiebt, daß sie in gereimten Versen abgefaßt sey, welches sie doch nicht ist *). Ich will mich jetzt nicht länger dabey aufhalten, sondern nur noch diesen einzigen Umstand anführen, daß zwar Gorboduc überhaupt unserm Lord Buckhurst gehört, daß aber die ersten drey Aufzüge Thomas Norton ausgearbeitet haben soll.

Ungefähr in eben dasselbe 1561te Jahr fällt auch die erste englische Komödie, die dieses Namens nicht ganz unwerth ist, wenigstens von den Engländern durchgängig dafür erkannt wird. Sie führt auf einer der ältesten Ausgaben, auf der von 1661 nehmlich, den Titel: *Gammer Gurton's Needle*, a right pithy pleasant and merry Comedy; und zugleich wird auf diesem Titel gesagt, daß sie von einem Mr. *S* — Master of Arts verfertiget, und hundert Jahr vorher zu Cambridge gespielet worden. Der Inhalt ist ungefähr dieser: „Die Frau „Gammer Gurton, als sie ihres Bedienten Hodge „Beinkleider ausgebessert, hat ihre Nadel dabey „verloren, und ihre Nachbarin Dame Chot fällt „bey ihr in den Verdacht, als ob sie ihr diese Na„del entwendet habe. Sie läßt sie sogar durch den „Pfarrer des Orts von ihr wieder abfordern, und

*) In der Zueignungsschrift vor seinen Rival-Ladies.

„bey einem Haare wäre ein gräulicher Zank dar„über entstanden. Doch Hodge findet die Nadel „noch zu rechter Zeit in seinen Beinkleidern, und „macht der Komödie dadurch ein Ende" — Wie viel Komisches in so einem Stücke seyn könne, und von welcher Gattung es seyn müsse, kann man gar leicht von selbst abnehmen. Dodsley hat es dem ersten Bande seiner Sammlung alter Lustspiele (S. 123 und folg.) einverleibt, und ich will hier nur noch hinzusetzen, daß es in langen daktylischen Versen geschrieben ist. Vierzig Jahr vorher, den 7ten May 1520, hatte man zwar bereits ein weit besseres Stück auf der englischen Bühne gesehen, nehmlich eins von den Lustspielen des Plautus, welches in Gegenwart des Königs aufgeführet ward; doch glaube ich nicht, daß Riccoboni*) allzuwohl daran gethan hat, von diesem plautinischen Stücke die Epoche der englischen Komödie zu rechnen. Wenigstens ist die Anmerkung, die er darüber macht, unrichtig: „daß man folglich den Engländern das „Vorrecht lassen müsse, ihr Theater mit einem „guten weltlichen Stücke angefangen zu haben, „da alle andre europäische Nationen das ihrige mit „höchst elenden Possenspielen angefangen hätten." Die Interludes, deren wir in dem Vorhergehenden

*) In dem angezogenen Werke, S. 121.

gedacht haben, sind der wahre Anfang der eigentlichen englischen Komödie, und nichts Besseres als Possenspiele gewesen.

Die Bahn war also in beyden Arten des Drama gebrochen, und die Nacheiferung, welche durch jede gebilligte Neuigkeit erweckt wird, zeigte sich bey mehr als Einem der damaligen schönen Geister wirksam. Ich will einige der vornehmsten nahmhaft machen.

Richard Edwards, war zu seiner Zeit als ein guter Musikus und Dichter berühmt. Er ward 1523 geboren und studierte gegen 1547 zu Oxford in dem Christchurch-Collegio. Zu Anfange der Regierung der Königin Elisabeth, ward er ein Mitglied ihrer Kapelle, und Aufseher der Kapellknaben. Man hat von ihm zwey Lustspiele, wovon das eine den Titel führt, Damon und Pythias, und von Dodsley dem ersten Theile seiner Sammlung einverleibet worden. Aus dem Prologus erhellet, daß Edwards recht gute Begriffe von den Charakteren und den Absichten des Lustspiels gehabt hat. Auch scheinen ihm die Lehren und Muster der Alten nicht ganz unbekannt gewesen zu seyn; denn er sagt unter andern in gedachtem Prologe: weil Könige und andre hohe Personen in seinem Stücke vorkämen, so würde er wohl am besten thun, wenn er es eine Tragikomödie nennte. Die-

ser Zug, wie bekannt, ist von dem Vorredner zu des Plautus Amphitruo entlehnt. Das zweyte Lustspiel des Edwards heißt: Palämon und Arcite. In diesem fand die Königin Elisabeth, und die ganze Versammlung, vor der es aufgeführet ward, nichts lustiger, als ein Geschrey von Jagdhunden, welches sehr natürlich nachgeahmet ward.

John Lilly. Er war aus der Landschaft Kent, und ward in dem Marien Magdalenen-Collegio zu Oxford erzogen, wo er im Jahr 1575 den Gradum eines Magisters der freyen Künste annahm. Er machte sich sowohl durch verschiedene dramatische Stücke, als vornehmlich durch einen Roman, unter dem Titel: *Euphues and his England, or the Anatomy of Wit*, bekannt. Der Ausdruck in diesem Roman war außerordentlich unnatürlich: voller Metaphern, Allusionen, Allegorieen und Analogieen. Und ob man schon damals weit bessere Muster der Sprache aufzuweisen hatte, dergleichen die Schriften eines Sidney und Spenser waren, so fand er doch an dem Hofe der Königin Elisabeth einen so außerordentlichen Beyfall, daß eine Hofdame, die den Euphues nicht lesen, und sich nach seiner Art nicht ausdrücken konnte, damals eben so wenig geachtet ward, als itzt eine, die nicht Französisch spricht. Sechse von Lilly's dramatischen

Stücken sind, unter dem Titel der Hofkomödien, verschiedene Jahre nachher zusammen gedruckt worden*). Sie heißen: Alexander und Campaspe; Endymion; Galathea; Midas; Sappho und Phaon; und Mutter Bambie. Die erste hat Dodsley dem zweyten Bande seiner Sammlung einverleibt.

Jasper Heywood. Ein Sohn des obgedachten John Heywood; gegen 1535 zu London geboren. Er verließ mit seinem Vater England, und trat zu St. Omer in den Jesuiterorden. Vorher als er noch in Oxford studierte, hatte er einige von den lateinischen Trauerspielen, die unter dem Namen des Seneca angeführet werden, übersetzt; und dieserwegen gedenke ich hier seiner. Den rasenden Herkules nehmlich, die Trojanerinnen und den Thyest. In den Trojanerinnen hat er verschiedene Veränderungen und Zusätze angebracht. Die Zusätze bestehen in einigen und sechzig Zeilen zu Ende des Chorus nach dem ersten Aufzuge; in einer ganzen Scene zu Anfange des zweyten Aufzuges, in welcher er den Geist des Achilles erscheinen und ihn die Opferung der Polyxena verlangen läßt; desgleichen in drey Strophen, zu dem Chore nach dem zweyten Aufzuge. Die Veränderungen betreffen vor-

*) London 1632, in Duodez.

vornehmlich den Chor des dritten Aufzuges, welcher in der Urschrift fast aus lauter Namen fremder Gegenden besteht, und an dessen Statt er einen für seine Leser verständlichern eingeschoben hat. — Er starb 1598 zu Neapolis.

Wie die Stücke dieser und der übrigen zeitverwandten Dichter beschaffen gewesen, kann man aus folgender Stelle des Ritters Philipp Sidney ersehen. „Unsere Trauerspiele und Lustspiele," sagt er in seiner Vertheidigung der Dichtkunst, „beobachten weder die Regeln des Wohlstandes, noch „der Dichtkunst. Die eine Seite des Theaters ist „Asien und die andere Afrika; und dazwischen liegen noch so viele Königreiche, daß jeder auftretende Schauspieler es sein erstes Wort muß seyn „lassen, uns zu sagen, wer und wo er sey, weil „man seine Rede sonst unmöglich würde verstehen „können. Mit einemmal kommen drey Frauenzimmer, welche Blumen suchen, und wir müssen „glauben, daß das Theater einen Garten vorstelle. „Nebenher hören wir, daß ein Schiff auf eben „demselben Platze verunglückt sey; und nun muß „das Theater ein Ufer oder ein Fels seyn. Gleich „darauf erscheint in dem Hintertheile der Schaubühne ein entsetzliches Ungeheuer, welches Feuer „speyet; und das Theater ist folglich eine Höhle. „Nun kommen geschwind ein halb Dutzend Kerle

„mit Schwertern und Schilden, die ein Kriegesheer vorstellen, herein gelaufen, und wir werden gebeten, das Theater für ein Schlachtfeld zu halten ꝛc. So gehen unsere Dichter mit dem Orte um; und mit der Zeit sind sie noch weit freygebiger. Gewöhnlicher Weise verliebt sich ein junger Prinz in eine junge Prinzessin; nach mancherley Unglück und Verwirrung kommt die Prinzessin in gesegnete Umstände, und wird zu gehöriger Zeit von einem gesunden und wohlgestalten Knaben entbunden. Dieser wird verloren, findet sich wieder, wird groß, verliebt sich, und würde vielleicht selbst wieder einen jungen Sohn sehen, wenn nicht der Vorhang zufiele, ꝛc."

Endlich ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts das englische Theater auf eine weit höhere Staffel der Vollkommenheit gebracht. Shakespear, Beaumont, Flercher und Ben Johnson waren die großen Genies, die es mit unsterblichen Werken bereicherten, und es auf einmal zu einem Theater machten, welches, nach dem Griechischen, für einen Kenner der schönen Wissenschaften das allerinteressanteste ist, und dem Ansehen nach auch bleiben wird.

Von dieser Zeit an kann man die Geschichte des englischen Theaters, und die Dichter desselben, in drey Perioden und Klassen eintheilen.

Die erste Periode fängt an von Shakespear, und geht bis zu der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Krieges, da die Puritaner durchaus alle Schauspiele verboten. Sie beträgt einige funfzig Jahre.

Die zweyte Periode fängt von der Zeit der Restitution an, und gehet bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, da einige mehr feine als große Köpfe, besonders ihrem Trauerspiele mehr Regelmäßigkeit und Anstand zu geben anfingen.

Die dritte Periode begreift das jetzt laufende Jahrhundert; und wie das Theater desselben das neue heißen kann, so wird man nicht unrecht die zweyte Periode das mittlere, und die erste das alte englische Theater nennen können. Das älteste folglich würde das Theater vor Shakespears Zeiten seyn; und von diesen verlohnt es sich kaum der Mühe, mehr zu sagen, als ich bereits gesagt habe.

Aber auch von den drey wichtigern Perioden will ich für jetzt dem Leser weiter nichts vorlegen, als ein chronologisches Verzeichniß der vornehmsten Dichter derselben, damit er ungefähr sehen kann, welch eine reiche Ernte hier auf uns wartet.

Erste Periode,
oder das alte englische Theater.

1. William Shakespear; geboren 1564 zu Stratford in der Grafschaft Warwick. Sein erstes Stück ist Romeo und Julie von 1597, und die gleich darauf folgenden Richard der Zweyte, und der Dritte. Er starb 1617 im drey und funfzigsten Jahre seines Alters. Die erste Ausgabe seiner Werke ist von 1623 in Folio. Die vorzüglichsten von den nachherigen Ausgaben sind die von Rowe, von Pope, von Theobald, von Thomas Hanmer und von Warburton.
2. Francis Beaumont und John Fletcher. Diese zwey Freunde sind als dramatische Dichter nicht zu trennen, indem sie alle ihre Werke gemeinschaftlich verfertigten. Beaumont war geboren 1585, und Fletcher 1576. Jener starb noch vor seinem dreyßigsten Jahre, 1615; und dieser 1625 an der Pest.
3. Ben Johnson; geboren 1574. Sein erstes dramatisches Werk, das er drucken ließ, war das Lustspiel: Every Man in his Humour; zum erstenmale aufgeführt 1598. Er starb den 16ten August 1637, im drey und sechzigsten Jahre.
4. Thomas Heywood; lebte unter der Regierung der Königin Elisabeth und Jacobs I., und war

zugleich ein Schauspieler. Er hat eine ungeheure Menge Stücke gemacht; wie er denn in der Vorrede zu einem sagt, daß das gegenwärtige das zweyhundert und zwanzigste sey, welches aus seiner Feder geflossen, oder woran er wenigstens Theil gehabt. Es sind aber von dieser großen Anzahl nicht mehr als vier und zwanzig übrig geblieben. Eine von seinen Tragödien: A Woman kill'd with kindneſs, stehet in dem vierten Bande der Dodsleyischen Sammlung.

5. Christoph Marloe; er studierte zu Cambridge, verließ aber die Universität gar bald, und ward ein Schauspieler, und zwar von eben der Gesellschaft, von welcher Shakespear war. Er war zum Tragischen besonders aufgelegt, und unter seinen sechs Stücken ist auch ein Doctor Faust. Seine Tragödie: Edward the ſecond, stehet in dem zweyten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Wood legt ihm einen sehr abscheulichen Charakter bey, und sagt, er sey ein offenbarer Atheist gewesen. Von dergleichen Beschuldigungen gehet meistentheils viel ab. Sein Ende war sehr unglücklich. Er hatte sich in ein gemeines Mädchen verliebt, bey der er einst einen Nebenbuhler in Livrey antraf. Er zog seinen Dolch, und wollte ihn in der Wuth erstechen. Doch der Bediente wich dem Stoße aus, riß ihm den Stahl

aus der Hand, und verwundete ihn mit seinem eigenen Dolche. Die Wunde war tödtlich, und er starb 1593.

6. George Chapmann; geboren 1578. Er studierte zu Oxford, und kam nachher nach London, wo er mit Shakespear, Johnson, Fletcher rc. Freundschaft machte. Er war in der lateinischen und griechischen Sprache sehr erfahren, und seine Uebersetzung des Homer wird auch noch jetzt nicht ganz verachtet. Er hat verschiedne Trauerspiele und Komödien geschrieben. Aus dem Prologo seiner Komödie, All Fools, sieht man, daß zu damaliger Zeit die Standespersonen und wer sich ein guter Kunstrichter zu seyn dünkte, anstatt in den Logen zu sitzen, mit auf dem Theater saßen, wie es noch jetzt in Frankreich gebräuchlich ist. Eine andere von seinen Komödien: Two wise men, and all the rest Fools, hat sieben Aufzüge. Unter seinen Trauerspielen heißt eins: Alphonsus Emperor of Germany; in welchem er diesen Gegenkayser Richards von Cornwall, bloß seiner Nation zu schmeicheln, eine sehr abscheuliche und unglückliche Rolle spielen läßt. Sein Lustspiel: The Widow's tears, dessen Inhalt die bekannte Geschichte von der Matrone zu Ephesus ist, stehet in dem vierten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Chappmann starb 1655.

7. William Rowley; schrieb sechs dramatische Stücke, an deren einem: The Birth of Merlin, Shakespear Theil hat. Seine beste Tragödie ist: All is lost by Lust. Eine von seinen Komödien: A Match at Midnight, stehet in dem sechsten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Er lebte noch unter der Regierung Karls des Ersten.

8. John Marston, studierte zu Oxford; und ist Verfasser von acht dramatischen Stücken, die Shakespear nach seinem Tode, der gegen 1614 muß erfolgt seyn, herausgegeben. Eins davon, The Malcontent, a Tragedy, stehet in dem vierten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Sie ist dem Ben Johnson mit vielen Lobsprüchen zugeeignet.

9. Samuel Daniel; geboren 1562. Er schrieb außer seiner Geschichte von England, und vielen andern Gedichten, auch einige Tragödien und Tragikomödien. Die ersten, nahmentlich Philotas und Cleopatra, hat er nach Art der Alten, mit Chören zwischen jedem Aufzuge, verfertiget. Er ward, nach dem Tode des großen Spenser, gekrönter Poet bey der Königin Elisabeth, und starb 1619.

10. Thomas Decker; lebte unter der Regierung Jacobs I. Er ward durch die Streitigkeit, die

er mit dem Ben Johnson bekam, berühmter als durch alle seine Werke, die in eilf dramatischen Stücken, größten Theils Lustspielen, bestehen, wovon er acht ganz allein, drey in Gesellschaft mit Webster, und eins in Gesellschaft mit Rowley und Ford verfertiget. Unter die ersten acht gehöret The Whore of Babylon, (gedruckt zu London, 1601 in Quart) worin er, unter erdichteten Namen, die vortrefflichen Tugenden der Königin Elisabeth, und die Gefahren vorstellet, denen sie durch die glückliche Entdekkung der bösen Absichten, welche die Jesuiten und Papisten wider ihre geheiligte Person gehabt, entgangen. Desgleichen: The honest Whore, in zwey Theilen, wovon der erste in dem dritten Bande der Dodsleyischen Sammlung zu finden. Unter die Stücke, welche er in Gesellschaft mit Webstern geschrieben, gehöret Wyat's History. Der Held dieses Stückes ist Sir Thomas Wyat aus Kent, welcher in dem ersten Jahre der Königin Maria einen Aufstand erregte, um ihre Vermählung mit Philipp von Spanien zu hintertreiben.

11. Fulk Greville, Lord Brooke; ein Herr der bey der Königin Elisabeth in großen Gnaden stand, und auch an dem Hofe Jacobs I. wichtige Stellen bekleidete. Er war ein vertrauter Freund

von Ph. Sidney, und Camdens großer Gönner. Er schrieb zwey Trauerspiele, Alaham und Mustapha. Das letztere stehet in dem zweyten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Er ward 1628 von einem seiner Bedienten, der sich von ihm nicht genug belohnt zu seyn glaubte, ermordet.

12. Philipp Massinger. Er war einer von den angesehensten Dichtern seiner Zeit; geboren gegen 1585. Er starb zu London 1640, und ward von allen Komödianten, die damals in der Stadt waren, zu Grabe begleitet. Außer verschiednen Stücken, die er mit Fletcher und Andern in Gemeinschaft schrieb, hat er deren noch vierzehn von seiner eignen Arbeit drucken lassen. Vier davon: The Guardian, a comical History; das Lustspiel: A new way to pay old debts; die Tragikomödie: The Picture, und das Trauerspiel: The unnaturel Combat hat Dodsley dem achten Bande seiner Sammlung einverleibt.

13. Thomas Randolph; geboren 1605. Er studierte zu Cambridge, und war einer von den eifrigsten Anhängern und Bewunderern Ben Johnsons. Er starb 1634. Von seinen dramatischen Stücken stehet das Lustspiel: The Muse's Looking-Glass, welches zugleich eine Vertheidigung der Schaubühne ist, in dem sechsten Bande der Dodsleyischen Sammlung.

14. William Alexander Graf von Stirling; aus einer vornehmen Schottischen Familie, geboren unter der Regierung der Königin Elisabeth und während der Minderjährigkeit Jacobs VI. von Schottland. Er stand bey dem letztern und dessen Sohne Karl dem Ersten in großen Gnaden, und bediente wichtige Aemter. Er ist Verfasser von vier dramatischen Stücken, die er Monarchische Trauerspiele nennet; namentlich die Alexandrinische Tragödie, Cröfus, Darius und Julius Cäsar. Sie sind nach dem Muster der Alten geschrieben, und haben zwischen jedem Aufzuge Chöre. Sie sind durchaus ernsthaft, und wie die Tragödien des Seneca voller Sinnsprüche; doch sind auch die sanftern und zärtlichern Leidenschaften dann und wann sehr fein bearbeitet. In der Wahl seiner Verse aber, ist der Verfasser sehr unglücklich gewesen; es sind nehmlich Verse mit abwechselnden Reimen, so wie sie Pibrac in seinen Vierversen, oder Davenant in seinem Gondibert, gemacht hat.

15. John Ford, schrieb unter der Regierung Karls des Ersten, zum Theil in Gesellschaft mit Rowley und Decker. Er war zu dem Tragischen aufgelegter, als zum Komischen. Seine beste Tragödie soll seyn: 'Tis Pity she is a Whore! Schade, daß sie eine Hure ist! Ein

sonderbarer Titel für ein Trauerspiel. Die unzüchtige Liebe eines Bruders zu seiner Schwester, wird darin ein wenig mit allzu lebhaften und reitzenden Farben geschildert.

16. Thomas May, war unter der Regierung der Königin Elisabeth geboren, und lebte an dem Hofe Karls des Ersten, während welcher Zeit er drey Trauerspiele und zwey Komödien schrieb. Die beyden letztern, unter dem Titel: The Heir und the old Couple, sind in dem siebenten Bande der Dodsleyischen Sammlung befindlich. Weil er zugleich mit William Davenant um die Stelle des gekrönten Hofpoeten anhielt, und sie nicht bekam, ward er wider den Hof erbittert, und hing, während des bürgerlichen Krieges, dem Parlamente an. Er beschrieb auch die Geschichte dieses Parlaments, worin er alle Galle eines Mißvergnügten ausschüttete. Er starb 1652.

17. Thomas Goff; geboren gegen das Jahr 1592. Er schrieb, als er zu Oxford studierte, verschiedne Tragödien; wählte aber hernach den geistlichen Stand, und schrieb Predigten, deren einige im Jahre 1624 gedruckt worden. Er starb in dem nehmlichen Jahre.

18. Thomas Middleton. Er lebte unter der Regierung Karls des Ersten; und das Rühmlichste was man von ihm sagen kann, ist dieses, daß er

mit Johnson und Fletcher in Gemeinschaft gearbeitet, desgleichen auch mit Massinger und Rowley. Seine dramatischen Stücke belaufen sich auf vier und zwanzig, meistens Komödien. Eine davon: A mad World, my Masters! stehet in dem fünften Bande der Dodsleyischen Sammlung; und eine andere: The Mayor of Queenborough, in dem eilften Bande derselben.

19. John Suckling, geboren 1613. Sein Vater war Haushofmeister bey Karl dem Ersten. Er reisete, und wohnte in Deutschland einem Feldzuge unter Gustav Adolph bey. Als er wieder nach Hause kam, war der bürgerliche Krieg ausgebrochen. Er brachte auf eigne Kosten einen Trupp Reiter, zum Dienste des Königs, zusammen, konnte aber keine großen Dinge damit verrichten, weil er im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters starb. Man hat nur vier dramatische Stücke von ihm. In Prosa wußte er sich als ein Mann von Lebensart und Witz auszudrücken; zur Poesie aber zeigte er kein sonderliches Genie.

20. William Cartwright; geboren 1611, oder nach Andern 1615. Er studierte zu Oxford, wo er verschiedne Komödien und Tragikomödien schrieb. Eine von den letztern: the Royal Slave, ward den 30sten August 1636 von den Studenten

des Christchurch-Collegii daselbst, in Gegenwart des Königs und der Königin, mit großem Beyfalle aufgeführt. Seine Komödie: the Ordinary, stehet in dem zehnten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Cartwright trat hernach in den geistlichen Stand, und erwarb sich durch seine pathetischen Predigten vielen Ruhm. Er starb aber sehr jung, nehmlich 1643, im drey und dreyßigsten Jahre seines Alters.

21. Anthony Brewer; blühte unter der Regierung Karls des Ersten, und schrieb, außer einer Komödie, den vor Liebe kranken König, welches für eins von den besten irregulären Trauerspielen, nach Shakespears seinen, gehalten wird. Die Geschichte ist ungemein rührend: Canut, König von Dännemark, hat sich der Stadt Winchester, durch Verrätherey eines Einwohners, bemächtiget, und befiehlt, alles über die Klinge springen zu lassen. Er kömmt voller Blutdurst in das Kloster, und schnaubet nach Mord; hier gehet ihm die Nonne Cartesmunde entgegen, und ihre Schönheit hat die Gewalt, die Wuth des tobenden Siegers zu hemmen, und ihn gleichsam in einen Menschen umzuschaffen. Canut verliebt sich in sie, und die schöne Nonne überläßt sich, nach einem langen Streite zwischen Ehre und Liebe, dem Tyrannen, und bricht ihre

Klostergelübde. Die Sprache in diesem Stück des Brewer ist sehr modern; die Verse sind so musikalisch, als Rowes Verse nur immer seyn können, und eine Menge Stellen sind von einer recht schmelzenden Zärtlichkeit — Noch schreiben einige diesem A. Brewer ein Lustspiel zu, unter dem Titel: Lingua, or the Combat of the Tongue and the five Senses, for Superiority. Es ward 1607 zuerst gedruckt, und ist in dem fünften Bande der Dodsleyischen Sammlung zu finden. Ein Umstand macht dieses Stück merkwürdig. Als es nehmlich zu Cambridge aufgeführet ward, spielte Oliver Cromwel, als ein junger Student, die Rolle des Gefühls darin, und zwar mit so vieler Empfindung, daß sein Ehrgeitz dabey zuerst aufzuwachen anfing. Folgende Stelle, wo er als spielende Person gekrönet wird, soll ihn unter andern so erhitzt haben, daß er in allem Ernste nach einer wirklichen Krone zu trachten, sich vorgesetzt.

Roses and bays, pack hence! this crown and robe
My brows and body circles and invests;
How gallantly it fits me! sure the slave
Measured my head, that wrought this coronet,

They lie that ſay, complexion connot change!
My blood's ennobled, and I am transform'd
Unto the ſacred temper af a king.
Me thinks, I hear my noble Paraſites
Stiling me Caeſar, or great Alexander,
Licking my feet &c.

22. James Shirley; iſt einer von den voluminöſeſten dramatiſchen Dichtern dieſer Periode; doch gehöret er auch einigermaßen mit in die folgende. Er hatte zu Cambridge den Gradum angenommen, und war auch bereits Prediger in der Grafſchaft Hertford, als er zur katholiſchen Religion übertrat. Er verließ alſo ſeine Pfarre, kam nach London, und fing an, für das Theater zu arbeiten. Die Königin Henriette Maria, Karls des Erſten Gemahlin, erzeigte ihm viel Gnade, der er auch, bis ſie in dem bürgerlichen Kriege nach Frankreich flüchten mußte, treulich anhing. Er trat hierauf in die Dienſte des Herzogs von Newcaſtle, William Cavendiſh. Nach der Reſtauration wurden verſchiedene von ſeinen Luſtſpielen nicht ohne Beyfall in London aufgeführt. Man kann aber nicht ſagen, daß ihm Karl der Zweyte irgend eine Belohnung für ſeine beſtändige Treue gegen das Königliche Haus zufließen laſſen. Er ſtarb in großem Elende zu

London 1666. Er hat an die acht und dreyßig dramatische Stücke, meistens Komödien, geschrieben. Zwey davon, The Bird in the Cage, und The Gamester, stehen in dem neunten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Er hat ihr eine ironische Zuschrift an William Prynne, dessen wir ein andermal gedenken werden, vorgesetzt.

Und dies werden auch ziemlich die merkwürdigsten dramatischen Dichter aus dieser Periode seyn. Einige andere will ich nur bloß nennen. Joseph Rutter, ein Zeitverwandter des Johnson, dessen tragisch-komische Pastorelle The Shepherd's Holiday, in dem siebenten Bande der Dodsleyischen Sammlung vorkömmt. — William Habington, geboren 1605 und gestorben 1654, dessen Tragikomödie: The Queen of Arragon, Dodsley seinem zehnten Bande einverleibt hat. — John Webster, dessen Tragödie: The white Devil or Vittoria Corombona, daselbst in dem dritten Bande zu finden. — Gervase Markham, der unter der Regierung Karls des Ersten lebte, und für ihn die Waffen ergriff; er ist Verfasser eines einzigen Trauerspiels: Herod and Antipater. — Peter Hausted, ein Geistlicher, der Predigten und Komödien geschrieben, gestorben 1645. — John Day, Jasper Main ꝛc.

Zweyte

Zweyte Periode, oder das mittlere englische Theater.

1. William Davenant; geboren 1605 zu Oxford, wo sein Vater ein Wirthshaus hielt. Er studierte daselbst in Lincolns-Inn, aber nur kurze Zeit, und that sich seit 1628 mit verschiednen dramatischen Stücken und andern Gedichten hervor. Im Jahr 1637 ward er gekrönter Poet an Ben Johnson's Stelle. Er blieb dem Könige und der königlichen Familie, während des bürgerlichen Krieges, sehr treu undergeben, und kam darüber auch mehr als einmal in Lebensgefahr. Warum er aber die erste Stelle in diesee Periode verdient, ist dieses die Ursache: Da die damaligen Eiferer, deren zartes Gewissen es zwar erlaubte, das Blut ihres rechtmäßigen Regenten zu vergießen, aber nicht, einen unschuldigen Scherz anzuhören, alle theatralische Vorstellungen verboten hatten, und nun verschiedne Jahre gar keine englische Bühne existirte: so war Davenant der erste, der auf die Wiederherstellung derselben bedacht war. Er mußte aber sehr behutsam zu Werke gehen, und vor der Hand die Musik für das Hauptwerk angeben. Die Stücke, die er in dieser Absicht verfertigte, waren mehr Gespräche und einzelne Declamationen, als wirk-

liche Tragödien und Komödien. Dieser Zwang aber fiel endlich weg, als im Jahre 1660 die königliche Familie wieder eingesetzt ward. Davenant starb den 7ten April 1668. Die Anzahl seiner dramatischen Stücke, die er sowohl vor als nach den Zeiten der Rebellion gemacht, beläuft sich ungefähr auf zwanzig; sie sind mit seinen übrigen Werken, in einem Foliobande zu London 1673, zusammen gedruckt worden.

2. Johann Dryden. Von diesem und seinen sämmtlichen dramatischen Werken werde ich umständlich handeln *).

3. Nathanael Lee. Er studierte kurze Zeit zu Cambridge, und betrat hierauf als Schauspieler das Theater. Man weiß wenig von seinen Lebensumständen. Er starb noch vor seinem vier und dreyßigsten Jahre, und schrieb eilf Tragödien. Er besaß den göttlichen Enthusiasmus eines Poeten, und war besonders in dem Ausdrucke der zärtlichen Leidenschaften glücklich. Er war einige Zeit vom Verstande, und saß in Bedlam. Für sein feinstes und rührendstes Stück hält man Lucius Junius Brutus rc.

4. Thomas Otway, geboren 1651. Er studierte zu Oxford, ging von da nach London, und ward ein Schauspieler, wozu er aber die größten Gaben

*) Der Aufsatz war eine bloße Uebersetzung, und konnte daher nicht mit aufgenommen werden.

nicht hatte. Er diente hierauf als Soldat in Flandern, kam aber in schlechten Umständen wieder zurück, und fing an, für die Bühne zu schreiben. Seine Lustspiele sind allzu wild und unzüchtig. In seinen Trauerspielen aber ist er so rührend, und zeigt sich als einen so großen Meister über das Herz und die Leidenschaften seiner Zuhörer, daß er unter den alten und neuen dramatischen Dichtern nur sehr wenige seines gleichen hat. Er starb 1685 im drey und dreyßigsten Jahre seines Alters, in dem alleräußersten Elend; und der Verfasser des befreyten Venedigs mußte in dem großmüthigen und reichen England, vor seinem Ende noch betteln.

5. Thomas Shadwell; geboren gegen 1640. Er war gekrönter Poet, und starb 1692. Dryden war sein großer Feind; allein er verachtet ihn viel zu sehr. Verschiedene von seinen Komödien sind reich an Humor; und es fehlt ihnen auch nicht an ursprünglichen Charakteren. Er ahmte sonderlich Ben Johnson nach.

6. Thomas Killegrew. Er war Edelknabe bey Karl dem Ersten, und hernach Kammerjunker bey Karl dem Zweyten, mit dem er zwanzig Jahr außer England lebte. Während dieser Zeit schrieb er neun dramatische Stücke, und zwey nach seiner Rückkunst in London, die daselbst in

einem Foliobande 1664 zusammen gedruckt worden. Ein Lustspiel davon: The parson's Wedding stehet in dem neunten Bande der Dodsleyischen Sammlung. — Auch von einem andern Dichter dieses Namens, William Killegrew, der Karl dem Ersten sehr treu blieb, und hernach gleichfalls an Karls des Zweyten Hofe lebte, hat man vier dramatische Stücke, die zu Oxford 1666 in Folio zusammen gedruckt worden.

7. Katharine Philips, eines Kaufmanns, John Fowles, Tochter; zu London geboren 1631. Sie übersetzte einige Trauerspiele aus dem Französischen des P. Corneille, und starb im zwey und dreyßigsten Jahre ihres Alters, 1664.

8. Roger Boyle, Graf von Orrey, geboren 1621. Er war einer von den größten Staatsmännern seiner Zeit, und schrieb einige Tragödien. Er starb 1629.

9. Aphra Behn; diese bekannte Dichterin ward unter der Regierung Karls des Ersten geboren, und lebte ihre jüngern Jahre mit ihrem Vater, Namens Johnson, in Surinam. Als sie wieder nach London zurück kam, heirathete sie daselbst ein Kaufmann mit Namen Behn. Karl der Zweyte brauchte sie in politischen Angelegenheiten. Sie hat, außer verschiednen anderen Gedichten, siebzehn Komödien geschrieben, welche in

vier Duodezbänden 1724 zusammen gedruckt worden. Sie starb 1689.

10. Charles Sedley; geboren gegen 1609. Er kam nach der Restauration an den Hof Karls des Zweyten, der ihn sehr werth hielt. Er hatte viel Witz, aber eine sehr wilde Lebensart. Die Revolution unter Jacob dem Zweyten half er sehr befördern. Er ist Verfasser von drey Komödien und eben so vielen Trauerspielen, die mit seinen übrigen Gedichten 1719 in zwey Octavbänden zusammen gedruckt worden.

11. George Etherege; geboren gegen 1636. Er studierte einige Zeit zu Cambridge, und that eine Reise nach Frankreich. Seine erste Komödie: The comical Revenge, or Love in a Tub, ward 1664 zuerst aufgeführt, und brachte ihm die Bekanntschaft der damals berufenen witzigen Köpfe, des Herzogs von Buckingham, des Grafen von Rochester, des vorerwähnten Charles Sedley, in deren Lebensart er nicht übel einschlug. Jacob der Zweyte schickte ihn als seinen Minister nach Regensburg, wo er auch gestorben seyn soll. Er hat, außer dem angeführten Lustspiele, deren nur noch zwey oder drey gemacht.

12. William Mountford; geboren 1659. Er war ein berühmter Schauspieler und zugleich Verfasser von einigen dramatischen Stücken, unter

welchen sich das Possenspiel befindet: Dr. Faustus, with the Humours of Harlequin and Scaramouch. Er ward 1692 meuchelmörderischer Weise umgebracht.

13. John Crown; geboren in Neuschottland, in Nordamerika. Er kam nach England über, und erlangte, als ein dramatischer Schriftsteller, an dem Hofe Karls des Zweyten nicht den kleinsten Ruhm. Er hat siebzehn Stücke für das Theater geschrieben, unter welchen die Komödie: Sir Courtly Nice, or it cannot be, für das beste gehalten wird. Er lebte noch 1705 in einem hohen Alter.

14. Thomas Betterton, einer von den größten Schauspielern, die England jemals gehabt hat. Er war geboren 1635, und starb 1710. Er ist auch Verfasser von drey dramatischen Stücken.

15. John Banks, Verfasser von verschiednen Tragödien, die von keinem großen poetischen Genie zeigen, aber doch nicht selten Thränen erregt haben, welches besonders von seinem Grafen von Essex und Anna Bullen zu sagen ist. Er lebte noch im Jahr 1706.

16. George Farquhar, ein Irländer; geboren 1678. Er studierte in dem Dreyfaltigkeits-Collegio zu Dublin, betrat aber bald das Theater daselbst. Im Jahr 1696 kam er nach London,

und ward aus einem Schauspieler ein komischer Schriftsteller. Seine Lustspiele haben ihren Werth, ob er gleich das Alter nicht erreichte, in welchem er eine reife und allgemeine Kenntniß der Welt hätte haben und zeigen können. Er starb nehmlich noch vor seinem dreyßigsten Jahre 1707 in sehr mißlichen Umständen.

17. Elkanah Settle; geboren gegen 1658. Er spielte von 1680 den politischen Federfechter, und war bald ein Tory und bald ein Whig. Zugleich schrieb er an die funfzehn dramatische Stücke, und starb 1724.

18. Edward Ravenscraft, Verfasser von eilf dramatischen Stücken. Er war ein großer Feind von Dryden. Der Vorwurf des Plagii aber, den er diesem macht, ist ihm selbst mit größtem Rechte zu machen, indem er seine Lustspiele fast alle aus französischen entlehnt hat, ohne sie zu verschönern, welches unter Drydens Feder doch oft geschah. Er muß gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts gestorben seyn.

19. William Wicherley; dieser große komische Dichter war geboren 1640. Er kam sehr jung nach Frankreich, wo er die katholische Religion annahm, der er aber wieder nach seiner Zurückkunft in England entsagte. Er war auf dem Puncte, bey Karl dem Zweyten, der ihn sehr

schätzte, ein grosses Glück zu machen, als die Liebe auf einmal seine schönsten Hoffnungen zerstörte. Er starb 1715. Sein erstes Lustspiel: Love in a Wood, ist von 1672. Sein Plain-Dealer, welchen Voltaire sehr wohl zu brauchen gewußt hat, wird für sein bestes Stück gehalten.

20. Nahum Tate, geboren unter der Regierung Karls des Zweyten. Er ward nach Shadwells Tode gekrönter Poet, und lebte bis gegen 1715. Er ist Verfasser von neun Schauspielen.

21. Thomas d'Urfey, Verfasser von ein und dreyßig, aber sehr mittelmäßigen, Schauspielen. Er starb 1723 in einem sehr hohen Alter. Man kennt die spaßhaften Lobeserhebungen, die der Zuschauer an verschiednen Orten von ihm macht.

22. Peter Morteaux, ein Franzose; geboren zu Rouen in der Normandie. Er kam nach England, und trieb in London einen ansehnlichen Handel. Er ward dabey ein englischer Schriftsteller, und schrieb verschiedne Schauspiele. Er kam 1718, im acht und funfzigsten Jahre seines Alters, ums Leben.

23. Mistreß Manley; dieses bekannte unglückliche Frauenzimmer, ist auch Verfasserin von einigen Schauspielen. Sie starb 1724.

Es finden sich noch verschiedene andere dramatische Dichter, die zwar in diese Periode gehören,

aber weder schlecht genug, noch gut genug sind, näher gekannt zu werden; als Flecknoe, Gildon, Cotton, Dennis, ꝛc.

Dritte Periode,

oder das neueste englische Theater.

Ich habe gesagt, daß ich diese Periode von einigen mehr feinen als großen Köpfen zu rechnen anfange, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, besonders den englischen Trauerspielen mehr Regelmäßigkeit und Anstand zu geben bemühet waren. Ich will aber damit nicht sagen, daß alle mit ihnen zugleich lebende oder auf sie folgende dramatische Schriftsteller ihres Landes, die nehmliche Bahn betreten. Genug, daß ihr Beyspiel auf alle wenigstens so viel Einfluß gehabt zu haben scheint, um mit ihnen eine neue Klasse anfangen zu können.

1. Nicholas Rowe. Dieser vortreffliche Dichter ward geboren 1673, in der Grafschaft Bedford. Sein erstes Trauerspiel: The ambitious Stepmother, schrieb er in seinem fünf und zwanzigsten Jahre. Sein Tamerlan war dasjenige, worauf er sich selbst das meiste einbildete. Dieses Stück wird jährlich den vierten und fünften November, als an den Gedächtnißtagen der Pul-

ververschwörung und der Landung König Wilhelms III. in England, gespielt. Rowe schrieb auch ein Lustspiel, welches aber keinen Beyfall fand. Er starb den 6ten December 1718.

2. Joseph Addison. Dieser ungemeine Schriftsteller verdient hier wegen seines berufenen Cato eine Stelle; ob es gleich nicht wahr ist, daß dieser Cato, wie Voltaire sagt, für die erste vernünftige (raisonnable) englische Tragödie zu halten, und ob er gleich auch bey weitem von der Vollkommenheit nicht ist, daß er vor allen andern den Deutschen so bekannt zu werden verdient hätte. Addison war geboren 1672; und sein Cato erschien zum erstenmale 1713. Er starb 1719.

3. William Congreve; geboren gegen 1671 oder 72. Er ward in Irland erzogen, und studierte zu Dublin. Sein erstes Lustspiel: The old Batchelor kam 1693 auf das Theater. Das einzige Trauerspiel, welches er geschrieben, zeigt, daß das Tragische seine Sache ganz und gar nicht gewesen. Er hörte zeitig wieder auf, für das Theater zu schreiben, weil das Publicum sein bestes Stück zu kalt aufgenommen hatte. Er starb den 19. Jenner 1729.

4. John Vanbrugh. Er und Congreve sind in dieser Periode ohne Zweifel die größte Zierde der komischen Scene. Er starb 1726. Seine

Lustspiele, an der Zahl acht, sind in zwey Octavbänden zusammen gedruckt. (London 1734).

5. Richard Steele; gehört als Verfasser verschiedener Lustspiele hierher. Das erste davon: The Grief à-la-mode, kam 1702 auf das Theater. Das beste und ausgearbeitetste ist: The conscious Lovers, welches 1722 zuerst gespielt ward. Er starb den 1sten September 1729.

9. Elijah Fenton; Verfasser eines sehr guten Trauerspiels, Mariamne, welches 1723 auf die Bühne kam. Er starb 1730.

7. Edmund Smith; gleichfals Verfasser nur Eines Trauerspiels, Phädra und Hippolytus, das aber gewisser glänzenden Fehler wegen, näher gekannt zu werden verdient. Er starb 1710.

8. Katharine Cockburn. Diese nicht geringschätzige Vertheidigerin des Locke, ist auch Verfasserin verschiedener Schauspiele. Sie war geboren 1679, und starb 1747.

9. Ambrose Philipps. Dieser Dichter, den Pope ein wenig zu sehr verachtet hat, ist Verfasser verschiedener rührender Trauerspiele, unter welchen sich auch eine Uebersetzung der Andromache des Racine befindet. Er starb 1748.

10. James Thomson; dessen Leben oben zu finden ist.

11. Aron Hill; geboren 1685. Er sahe sehr jung Aegypten, Palästina und einen großen Theil der Morgenländer, von welcher Reise er 1705 wieder zurück kam. Seine erste Tragödie Elfride or the fair inconstant, kam 1709 auf die Bühne. Er übersetzte die Zaire und Alzire des Hrn. von Voltaire, welche beyde Trauerspiele unter seiner Feder nichts verloren haben. Er starb 1749.

12. Lewis Theobald; er, den Pope zuerst zum Helden seiner Dunciade gemacht hatte. Er ist Verfasser von verschiedenen Schauspielen, unter welchen sich einige Uebersetzungen aus dem Griechischen des Sophokles und Aristophanes befinden.

13. James Miller; geboren 1703. Ein Geistlicher seines Standes, der sich aber kein Bedenken machte, für das Theater zu arbeiten. Die berühmteste von seinen Komödien ist: The Humours of Oxford, in welcher die gewöhnlichen Thorheiten und Laster der daselbst studierenden Jugend sehr lebhaft abgeschildert werden. Sie ward 1729 zum erstenmale aufgeführt. Er starb 1743.

14. George Lillo; der Verfasser des unter uns so bekannten Kaufmanns von London; geboren zu London 1693. Er war von Profession ein Juwelier. Das gedachte Stück kam 1731 zuerst auf die Bühne. Die Geschichte ist nicht von sei-

ner Erfindung sondern aus einem alten Bänkelsängerliede genommen, welches bey der Gelegenheit wieder gedruckt und in einem Tage zu Tausenden verkauft ward. Lillo hat noch verschiedene andere Trauerspiele geschrieben, und starb 1739.

Es gehören noch zu den verstorbenen dramatischen Dichtern aus diese Periode, John Hughes, Charles Johnson, Philipp Frowde, Fielding und einige andere. Von den noch lebenden will ich zu einer andern Zeit reden, und die vornehmsten derselben itzt nur nennen: Young, Moore, Mallet, Havard, Jones, Whitehead, Mason, Hume 2c.

IX.

Vorrede
zu
Jacob Thomsons Trauerspielen.

Leipzig, 1756.

Das Vergnügen, diese Uebersetzung der Thomsonschen Trauerspiele der Welt, als Vorredner, anpreisen zu können, habe ich dem gütigen Zutrauen eines Freundes zu danken.

Es wäre zu früh, wenn ich mich schon selbst ausschreiben wollte, und bey dieser Gelegenheit anderwärts *) zusammengetragene Nachrichten von dem Leben und den Werken dieses englischen Dichters nochmals an den Mann zu bringen suchte. Es wäre aber auch wider die Klugheit eines eben nicht zu reichen Schriftstellers, wenn ich mir hier eine Materie wegnehmen oder wenigstens verstümmeln wollte, die ich, nach aller möglichen Ausdehnung, zu einer Fortsetzung jener Nachrichten bestimmt habe.

*) Im ersten Stücke der Theatralischen Bibliothek. M. s. oben S. 65.

Man erwarte also hier keine kritische Zergliederung irgend eines von diesen Meisterstücken. Nur das außerordentliche Vergnügen, mit welchem ich sie gelesen habe, und noch oft lesen werde, will und kann ich nicht verschweigen. Mäßigung genug, wenn es mich nicht schwatzhaft macht.

Auch die unter den deutschen Kennern der ächten Dichtkunst, welche unsern Thomson in seiner Sprache nicht verstehen, wissen es schon aus der wohlgemeynten Uebersetzung des sel. Brokes, daß kein Weltalter in keinem Lande einen mehr malerischen Dichter aufzuweisen habe, als ihn. Die ganze sichtbare Natur ist sein Gemälde, in welchem man alle heiteren, fröhlichen, ernstlichen und schrecklichen Scenen des veränderlichen Jahres, eine aus der andern entstehen und in die andere zerfließen sieht.

Nun ist aber das wahre poetische Genie sich überall ähnlich. Ein Sturm ist ihm ein Sturm; er mag in der großen oder kleinen Welt entstehen; es mag ihn dort das aufgehobene Gleichgewicht der Luft, oder hier die gestörte Harmonie der Leidenschaften verursachen. Vermittelst einerley scharfer Aufmerksamkeit, vermittelst einerley feuriger Einbildungskraft, wird der Dichter, der diesen Namen verdient, dort ein stilles Thal, und hier die ruhige Sanftmuth; dort eine nach Regen lechzende Saat,

und hier die wartende Hoffnung; dort die auf reiner Wasserfläche jetzt sich spiegelnde, jetzt durch neidische Wolken verdunkelte Sonne, und hier die sympathetische Liebe und den mißgünstigen Haß, dort die Schatten der Mitternacht und hier die zitternde Furcht; dort die schwindelnde Höhe über schreckliche Meerstrudel her hangender Felsen, und hier die blinde sich herabstürzende Verzweiflung, allemal gleich wahr und gleich glücklich schildern.

Dieses Vorurtheil hatte ich für den tragischen Thomson, noch ehe ich ihn kannte. Jetzt aber ist es kein bloßes Vorurtheil mehr; sondern ich rede nach Empfindung, wenn ich ihn, auch in dieser Sphäre, für einen von den größten Geistern halte. Denn wodurch sonst sind diese, was sie sind, als durch die Kenntniß des menschlichen Herzens, und durch die magische Kunst, jede Leidenschaft vor unsern Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen? Dieses ist die Kunst, dieses ist die Kenntniß, die Thomson in möglichster Vollkommenheit besitzt, und die kein Aristoteles, kein Corneille lehrt, ob sie gleich dem Corneille selbst nicht fehlte. Alle ihre übrigen Regeln können aufs höchste nichts als ein schulmäßiges Gewäsche hervorbringen. Die Handlung ist heroisch, sie ist einfach, sie ist ganz, sie streitet weder mit der Einheit der Zeit, noch mit der Einheit des Orts; jede der Personen hat

ihren besondern Charakter; jede spricht ihrem besondern Charakter gemäß; es mangelt weder an der Nützlichkeit der Moral, noch an dem Wohlklange des Ausdruckes. Aber du, der du diese Wunder geleistet, darfst du dich nunmehr rühmen, ein Trauerspiel gemacht zu haben? Ja, aber nicht anders, als sich der, der eine menschliche Bildsäule gemacht hat, rühmen kann, einen Menschen gemacht zu haben. Seine Bildsäule ist ein Mensch, und es fehlt ihr nur eine Kleinigkeit: die Seele.

Ich will bey diesem Gleichnisse bleiben, um meine wahre Meynung von den Regeln zu erklären. So wie ich unendlich lieber den allerungestaltetsten Menschen, mit krummen Beinen, mit Buckeln hinten und vorn erschaffen, als die schönste Bildsäule eines Praxiteles gemacht haben wollte: so wollte ich auch unendlich lieber der Urheber des Kaufmanns von London, als des sterbenden Cato seyn, gesetzt auch, daß dieser alle die mechanischen Richtigkeiten hätte, derentwegen man ihn zum Muster für die Deutschen hat machen wollen. Denn warum? Bey einer einzigen Vorstellung des ersten sind, auch von den Unempfindlichsten, mehr Thränen vergossen worden, als bey allen Vorstellungen des andern auch von den Empfindlichsten nicht können vergossen werden. Und nur diese Thränen des Mitleids, und der sich fühlenden

Menschlichkeit, sind die Absicht des Trauerspiels, oder es kann gar keine haben.

Hiermit aber will ich den Nutzen der Regeln nicht ganz läugnen. Denn wenn es wahr ist, daß auf ihnen die richtigen Verhältnisse der Theile beruhen, daß das Ganze durch sie Ordnung und Symmetrie bekommt, wie es denn wahr ist: sollte ich wohl lieber mein menschliches Ungeheuer, als einen lebendigen Herkules, das Muster männlicher Schönheit, erschaffen haben wollen?

Ich sage einen lebendigen Herkules, und nicht einen lebendigen Adonis. Denn wie die gedoppelte Anmerkung ihre Richtigkeit hat, daß Körper von einer allzuweichlichen Schönheit selten viel innere Kräfte besitzen, und daß hingegen Körper, die an diesen einen Ueberfluß haben, in ihrer äußern Proportion etwas gelitten zu haben scheinen: so wollte ich lieber die nicht zu regelmäßigen Horazier des Peter Corneille, als das regelmäßigste Stück seines Bruders gemacht haben. Dieser machte lauter Adonis, lauter Stücke, die den schönsten regelmäßigsten Plan haben; jener aber vernachlässigte den Plan zwar auch nicht, allein er wagte es ohne Bedenken, ihn bey Gelegenheit wesentlicheren Vollkommenheiten aufzuopfern. Seine Werke sind schöne Herkules, die oft viel zu schmächtige Beine, einen

viel zu kleinen Kopf haben, als es das Verhältniß mit der breiten Brust erforderte.

Ich weiß, was man hier denken wird: „Er „will einen Engländer anpreisen, darum muß er „wohl von den Regeln weniger vortheilhaft spre„chen." Man irrt sich für diesesmal. Thomson ist so regelmäßig, als stark; und wem dieses unter uns etwas Neues zu hören ist, der mag es einer bekannten antibrittischen Parthey von Kunstrichtern danken, die uns nur allzugern bereden möchten, daß es unter allen englischen Tragödienschreibern der einzige Addison einmal, regelmäßig zu seyn, versucht, bey seiner Nation aber keinen Beyfall damit gefunden habe.

Und gleichwohl ist es gewiß, daß auch Thomson nicht allein, wie ich es nennen möchte, französisch, sondern griechisch regelmäßig ist. Ich will nur vornehmlich zwey von seinen Stücken nennen. Seine Sophonisbe ist von einer Simplicität, mit der sich selten, oder nie, ein französischer Dichter begnügt hat. Man sehe die Sophonisbe des Mairet und des großen Corneille. Mit welcher Menge von Episoden, deren keine in der Geschichte einigen Grund hat, haben sie ihre Handlung überladen! Der einzige Trisino, dessen Sophonisbe, als in Italien, nach langen barbarischen Jahrhunderten, die Wissenschaften wieder

aufgingen, das erste Trauerspiel war, ist mit dem Engländer in diesem Punkte, welchen er den Griechen, den einzigen Mustern damals, abgelernt hatte, zu vergleichen.

Und was soll ich von seinem Eduard und Eleonora sagen? Dieses ganze Stück ist nichts als eine Nachahmung der Alceste des Euripides; aber eine Nachahmung, die mehr als das schönste ursprüngliche Stück irgend eines Verfassers bewundert zu werden verdient. Ich kann es noch nicht begreifen, durch welchen glücklichen Zufall, Thomson in der neueren Geschichte die einzige Begebenheit finden mußte, die mit jener griechischen Fabel einer ähnlichen Bearbeitung fähig war, ohne das Geringste von ihrer Unglaublichkeit zu haben. Ich weiß zwar, daß man an ihrer historischen Wahrheit zweifelt, doch dieses thut zur Sache nichts; genug, daß sie unter den wirklichen Begebenheiten Statt finden könnte, welches sich von der, die den Stoff der griechischen Tragödie ausmacht, nicht sagen läßt. Es ist unmöglich, daß Racine, welcher die Alceste des Euripides gleichfalls modernisiren wollen, glücklicher als Thomson damit hätte seyn können.

Doch genug von dem Dichter selbst. Ich komme auf die gegenwärtige Uebersetzung, von welcher ich nur dieses zu sagen weiß: sie hat verschiedene

Urheber, die aber über die beste Art zu übersetzen, sich sehr wohl verglichen zu haben scheinen.

Eins, wollte ich, daß sie bey ihrer Uebersetzung nicht weggelassen hätten: nehmlich die zu jedem Stücke gehörigen Prologen und Epilogen. Sie sind zwar nicht alle von Thomson selbst; sie enthalten aber alle sehr viel Artiges, und die Epilogen, die von ihm selbst sind, eifern größten Theils wider den gewöhnlichen burlesken Ton der englischen Epilogen bey Trauerspielen.

Den einzigen Prolog des Coriolans, desjenigen Stückes, welches erst nach dem Tode des Verfassers gespielt ward, kann ich mich nicht enthalten hier ganz zu übersetzen. Er schildert den moralischen Charakter des Dichters, welchen näher zu kennen, dem Leser nicht gleichgültig seyn kann. Er hat Herrn Lyttleton zum Verfasser, und der Schauspieler, welcher ihn hersagte, war Hr. Quin. Dieses ist er:

„Ich komme nicht hieher, eure Billigkeit in „Beurtheilung eines Werks anzuflehen, dessen Verfasser, leider! nicht mehr ist. Er bedarf keines „Vorsprechers; ihr werdet von selbst die gütigen „Sachwalter des Verstorbenen seyn. Seine Liebe „war auf keine Parthey, auf keine Sekte eingeschränkt; sie erstreckte sich über das ganze mensch-

„liche Geschlecht. Er liebte seine Freunde — ver„zeiht der herabrollenden Thräne. Ach! ich fühle „es, hier bin ich kein Schauspieler — Er liebte „seine Freunde mit einer solchen Inbrunst des Her„zens, so rein von allem Eigennutze, so fern von „aller Kunst, mit einer so großmüthigen Freyheit, „mit einem so standhaften Eifer, daß es mit Wor„ten nicht auszudrücken ist. Unsere Thränen mögen „davon sprechen. O unverfälschte Wahrheit, o un„befleckte Treue, o männlich reitzende und edel „einfältige Sitten, o theilnehmende Liebe an der „Wohlfahrt des Nächsten: wo werdet ihr eine an„dere Brust, wie die seinige, finden! So war „der Mensch — den Dichter kennt ihr nur allzu„wohl. Oft hat er eure Herzen mit süßem Weh „erfüllt; oft habt ihr ihn, in diesem vollen Hause, „mit verdientem Beyfalle die reinsten Gesetze der „schönsten Tugend predigen hören. Denn seine „keusche Muse brauchte ihre himmlische Leyer zu „nichts, als zur Einflößung der edelsten Gesinnun„gen. Kein einziger unsittlicher, verderbter Ge„danke, keine einzige Linie, die er sterbend aus„streichen zu können, hätte wünschen dürfen! O „möchte eure günstige Beurtheilung diesen Abend „noch einen andern Lorbeer hinzuthun, sein Grab „damit zu schmücken! Jetzt, über Lob und Ta„del erhaben, vernimmt er die schwache Stimme

„des menschlichen Ruhmes nicht mehr; wenn ihr „aber denen, die er auf Erden am meisten liebte, „denen, welchen seine fromme Vorsorge nunmehr „entzogen ist, mit welchen seine freygebige Hand „und sein gutwilliges Herz, das Wenige, was ihm „das Glück zukommen ließ, theilte; wenn ihr die- „sen, Freunde, durch eure Gütigkeit dasjenige ver- „schafft, was sie nicht mehr von ihm empfangen „können: so wird auch noch jetzt in jenen seligen „Wohnungen seine unsterbliche Seele Vergnügen „über diese Großmuth empfinden."

Die letzten Zeilen zu verstehen, muß man sich aus dem Leben des Dichters erinnern, daß die von der Vorstellung ihm zukommenden Einkünfte, seinen Schwestern in Schottland gegeben wurden.

X.

Zwey Vorreden zu Diderots Theater.

I.

Zur ersten Ausgabe von 1760.

Dieses Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmsten Verfassern der berufenen Encyklopädie, bestehet aus zwey Stücken, die er als Beyspiele einer neuen Gattung ausgearbeitet, und mit seinen Gedanken sowohl über diese neue Gattung als über andere wichtige Punkte der dramatischen Poesie, und aller ihr untergeordneten Künste, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes, begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geschmack vermissen; und in diesen überall den den-

kenden Kopf spüren, der die alten Wege weiter bahnet, und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl sagen, daß sich, nach dem Aristoteles, kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als Er.

Daher sieht er auch die Bühne seiner Nation bey weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns die schalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Prof. Gottsched ist. Er gestehet, daß ihre Dichter und Schauspieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernt sind; daß beyder Talente, guten Theils, auf kleine Anständigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etiquette hinauslaufen rc.

Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischer Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird also darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener ist, als das Genie in seine alten Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die mißverstandene Kunst verdrängt; ob der Mann, der es zugestehet, daß das Theater weit stärkerer Eindrücke fähig ist, als man von den berühmtesten Mei-

sterstücken eines Corneille und Racine rühmen kann; ob dieser Mann bey uns mehr Gehör findet, als er bey seinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigstens muß es geschehen, wenn auch wir einst zu den gesitteten Völkern gehören wollen, deren jedes seine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in solcher Hoffnung der Uebersetzung dieses Werks unterzogen habe.

2.

Zur zweyten Ausgabe von 1781.

Ich bin ersucht worden, dieser Uebersetzung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun vorlängst unbekannt zu seyn aufgehört hat, daß ich wirklich der Verfasser derselben bin; da ich mich des Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer mit Vergnügen erinnere: so sehe ich nicht, warum ich mich einer Anforderung weigern sollte, die mir Gelegenheit giebt, meine Dankbarkeit einem Manne zu bezeugen, der an der Bildung meines Geschmacks so großen Antheil hat.

Denn es mag mit diesem auch beschaffen seyn, wie es will: so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er, ohne Diderots Muster und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben; vielleicht eine eignere: aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.

Diderot scheint überhaupt auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater seines eigenen Volkes. Auch war

die Veränderung, die er auf diesem hervorbringen wollte, in der That weit schwerer zu bewirken, als das Gute, welches er jenem nebenher verschaffte. Die französischen Stücke, welche auf unserm Theater gespielt wurden, stellten doch nur lauter fremde Sitten vor; und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menschliche Natur, noch unsere besondere Volksnatur erkennen, sind bald verdrängt. Aber je mehr die Franzosen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden: desto hartnäckiger muß der Widerstand seyn, den ihre alten Eindrücke jeder, wie sie dafür halten, unnöthigen Bemühung, sie zu verwischen oder zu überstempeln, entgegensetzen.

Wir hingegen hatten es längst satt, nichts als einen alten Laffen in kurzem Mantel, und einen jungen Gecken in bebänderten Hosen, unter einem halben Dutzend alltäglicher Personen, auf der Bühne herumtoben zu sehen; wir sehnten uns längst nach etwas Besserem, ohne zu wissen, wo dieses Bessere herkommen sollte: als der Hausvater erschien. In ihm erkannte sogleich der rechtschaffne Mann, was ihm das Theater noch einmal so theuer machen müsse. Sey immerhin wahr, daß es seitdem von dem Geräusche eines nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche ist nicht, was am lautesten lachen macht; und Ungereimt-

heiten sollen nicht bloß unsere Lunge in Bewegung setzen.

Selbst unsere Schauspieler fingen an dem Hausvater zuerst an, sich selbst zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder französisch, noch deutsch: er war bloß menschlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verstand, und fühlte.

Und daß jeder seine Rolle verstand und fühlte, dafür hatte nun Diderot vornehmlich gesorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Uebersetzung ein kleines Verdienst in diesem Punkte zuschreibe: so habe ich, wenigstens bis itzt, von den Kunstrichtern noch keinen besondern Widerspruch zu erfahren gehabt.

Nicht als ob ich meine Uebersetzung frey von allen Mängeln halten wollte; nicht, als ob ich mir schmeichelte, überall, auch da den wahren Sinn des Verfassers getroffen zu haben, wo er selbst in seiner Sprache sich nicht bestimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erst itzt eine dergleichen Stelle; und ich bedaure, daß ich in dem Texte von diesem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie ist in dem natürlichen Sohne in dem dritten Auftritte des ersten Aufzuges, wo Theresia ihrer Sorgfalt um Rosaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es angelegen seyn, sagt

„sie, den Geist und besonders den Charakter die-„ses Kindes zu bilden, von welchem einst das „Schicksal meines Bruders abhangen sollte. Es „war unbesonnen, ich machte es bedächtig. Es „war heftig, ich suchte dem Sanften seiner Natur „aufzuhelfen.“ Das es ist in allen vier Stellen im Französischen durch il ausgedruckt, welches eben sowohl auf das vorhergehende enfant, auf Rosalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedesmal auf Rosalien gezogen; aber es kann leicht seyn, daß es die beyden erstenmale auf den Bruder gehen, und sonach heißen soll: „Er war unbesonnen; ich „machte sie bedächtig. Er war heftig; ich suchte „dem Sanften ihrer Natur aufzuhelfen.“ Ja dieser Sinn ist unstreitig der feinere.

Es kann jemand keinen einzigen solchen Fehler sich zu Schulden kommen lassen, und doch noch eine sehr mittelmäßige Uebersetzung gemacht haben!

A n h a n g.

I.

Einige Recensionen

vom Jahre 1751.

1.

Allen nach Standesgebühr höchst und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern einer echten deutschen Poeterey kündigen und preisen wir folgendes Werk an: Herrn Johann Christoph Gottscheds, der Weltw. und Dichtkunst öffentl. Lehrers in Leipzig, Gedichte, bey der jetzigen zweyten Auflage übersehen und mit dem zweyten Theile vermehrt, nebst einer Vorrede ans Licht gestellet von *M.* Joh. Joachim Schwaben, in gr. 8. Das Aeußerliche dieser Gedichte ist so vortrefflich, daß sie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und, wie wir wünschen, lange Zeit machen mögen. Von dem Innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das übersteigt unsre Kräfte. Der erste Theil ist alt, und nur die Ordnung ist neu, welche der schärfsten Hof-Etiquette Ehre machen würde. Wenn der Ver-

fasser den Einfall dazu nicht in Wien bekommen hat, so hat er ihn wenigstens nicht bey dem Horaz gelernt, dem er sonst ein sehr wichtiges Kunststück abgestohlen hat, das große Kunststück nehmlich, seine Jubeloden allezeit fein zum Schlusse der Abtheilung von den Oden zu setzen. Der andre Theil ist größten Theils neu, und mit eben der Rangordnung ausgeschmückt, welche bey dem ersten so vorzüglich angebracht ist: so daß nehmlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürstliche Personen in das erste Buch; die auf gräfliche, adeliche und solche die ihnen gewissermaßen gleich kommen, ins zweyte; alle freundschaftliche Lieder aber ins dritte Buch gekommen sind. Uns ist die Ode auf den Herrn von Leibnitz sogleich in die Augen gefallen. Der größte Theil derselben beschäftiget sich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das ist Pindarisch! Wenn dieser erhabne Sänger das Lob eines olympischen Siegers vergöttern sollte, von dem er auf der Gotteswelt nichts Rühmlicheres zu sagen hatte, als etwa die Geschwindigkeit seiner Füße, oder die Stärke seiner Fäuste, so geschah es dann und wann, daß er statt seiner seine Vaterstadt lobte. O wahrhaftig! das heißt die Alten mit Ueberlegung nachahmen, wenn es anders der Hr. Prof. Gottsched zur Nachahmung der Alten gethan hat. Wer kann übrigens ernsthaft bleiben, wenn er das Lob dieses Weltwei-

sen auf die Erfindung verschiedner Kleinigkeiten stützt, wie zum Exempel seine Dyadik ist, welche er zu erfinden eben nicht Leibnitz hätte seyn dürfen. Doch die Dyadik ist für den Hrn. Professor vielleicht ein eben so unbegreifliches Ding als ihm die Analysis infinitorum zu seyn scheint, die er, mit vieler Einsicht, die Rechenkunst in den unendlich Kleinen nennt. Dem poetischen Geiste des Herrn Professors das völligste Recht widerfahren zu lassen, dürften wir nur eine Stelle aus einem Schreiben an den Hrn. v. Scheyb anführen, wo er sein zu entbehrendes Urtheil über den Messias fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche lassen, in welchem es nur bey denen Eindruck machen wird, welche gestraft genug sind, dieses große Gedicht nicht zu verstehen. Gesetzt es hat einige Flecken, so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre schöpferische Geister zu besitzen vertheidigen kann. Eine Anmerkung aber müssen wir aus angeführtem Schreiben hersetzen: „Herr Bodmer, sagt der Hr. Prof. Gottsched, hat „an den Hrn. Schuch, Principal einer deutschen „Schauspielergesellschaft, nach Basel geschrieben, „und ihn eingeladen nach Zürch zu kommen, nicht „etwa tragische und komische Schauspiele daselbst „aufzuführen, sondern durch seine geschicktesten „Personen beyderley Geschlechts den Messias auf

„öffentlicher Bühne hersagen zu lassen. Der Brief „ist vorhanden." Die Wahrheit dieser Anekdote vorausgesetzt, so ist sie eben so gar lächerlich nicht, als sie dem Herrn Prof. scheint. Wäre es nicht sehr gut, wenn man auch unsre Schauplätze zu den Vorlesungen verschiedner Arten von Gedichten anwendete, wie es in der That bey den Römern üblich war? Hat er vergessen, daß Virgil selbst sein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgelesen hat? Diese Gedichte kosten 2 Thlr. 4 Gr. Mit zwey Thalern bezahlt man das Lächerliche, und mit vier Groschen ungefähr das Nützliche.

2.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes *), vom April 1751.

Dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes soll dieses monatliche Blatt gewidmet seyn. Ein Reich, welches viele auf ihrer Karte nicht finden. Wenigstens diejenigen Gelehrten nicht, es verdrießt uns, daß wir sie so nennen sollen, welche die Wissenschaften längst in ein Handwerk verwandelt hätten, wenn nicht ihr Stolz dafür bäte. Aufs höchste haben sie es in die äußerste Ecke derselben verwiesen, und unbekannte Länder darauf geschrieben, weil sie ihnen nicht eher zu Gesichte kommen, als wenn sie von einem unglücklichen Sturm dahin verschlagen werden, und an ihren felsigen Ufern schimpflich scheitern. Diesen Herren also würden wir sehr unverständlich seyn, wenn wir ihnen von seinem Umfange und seinen Gränzen vieles vorsagten; die andern aber, für die wir eigentlich schreiben, würden wir durch diese unnöthige Einleitung beleidigen. Zwar könnten wir ihr durch eine Menge ästhetischer

*) Unter diesem Titel kam eine monatliche Beylage zu den Berlinischen Zeitungen im Vossischen Verlage heraus, woran Lessing den stärksten Antheil hatte.

an einander hangender Grillen, fein dunkel aber doch nach der Mode, ein zureichendes Ansehen der Grundlichkeit geben; allein was würde es helfen? Die genaueste Erklärung des Witzes muß einem, der keinen hat, eben so unbegreiflich seyn, als einem Blinden die hinlänglichste Erklärung der Farben ist. Glaubt dieser, daß die verschiedene Brechung der Sonnenstrahlen ungefähr etwas sey, welches dem Schalle einer Trompete gleichkomme, so wird jener gewiß glauben, daß die Fertigkeit die Uebereinstimmungen der Dinge gewahr zu werden, ein Theil der Rechenkunst seyn müsse. Ist er furchtsam, so stellt er sich wohl gar ein Stück von der Algebra darunter vor. Genug, wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freyen Künste das Reich des Witzes ausmachen.

Diese sind es, welche der menschlichen Gesellschaft Annehmlichkeiten mittheilen, ohne die sie nichts als die unerträglichste Sklaverey seyn würde. Sie machen den Menschen empfindlich, und entkleiden ihn von der Rauhigkeit, welche ihm die weiseste Natur mit Bedacht gab, damit er sich selbst durch ihre mühsame Ablegung einen Theil seines Vorzuges vor unedleren Thieren zu danken haben möge. Zeigen die ernsthaften Wissenschaften, welche man im engern Verstande die Gelehrsamkeit nennet, von nichts als von dem Elende und Verderben der Menschen, von

der Mühseligkeit ihres Lebens, diesen beweinenswürdigen Stützen der Gesellschaft, so sind es allein die schönen Wissenschaften, welche durch bezaubernde Reitze die ursprüngliche Empfindung der Freyheit in uns ersticken, und unsre schimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeiten, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geschmack, alle untrügliche Kennzeichen gesitteter Völker sind ihre Früchte. Sie sind die Erfinderinnen von tausend Bequemlichkeiten, Ergötzungen und eingebildeten Nothwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerschüttert zu erhalten wissen. — — Auch die Tugend wird durch sie menschlicher, und die großen Thaten, welche bey Barbaren fest eingeprägte Vorurtheile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, fließen bey gesitteten Völkern aus viel reineren Quellen.

Aller dieser prächtigen Lobsprüche ungeachtet, wollen wir dem Leser einen Mann bekannt machen, welcher die Wissenschaften überhaupt, und besonders die schönen Wissenschaften nebst den freyen Künsten, auf einer ganz andern Seite betrachtet. Dieses ist der Verfasser derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bey der Akademie zu Dijon den Preis erhalten hat *). Sie betrifft die vorgelegte

*) Der Titel ist: Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon, en l'année 1750, sur cette

Frage: ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten etwas beygetragen habe? Man wird schwerlich vorausgesehen haben, daß man denjenigen krönen würde, welcher diese Frage mit Nein beantwortet. Unterdessen ist es geschehen; und Herr Rousseau, welches der Name des Verfassers ist, hat so erhabene Gesinnungen mit einer so männlichen Beredsamkeit zu verbinden gewußt, daß seine Rede ein Meisterstück seyn würde, wenn sie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden. Wir theilen einen umständlichen Auszug derselben um so viel lieber mit, je weniger sie noch bis jetzt in Deutschland bekannt geworden ist.

Er hat sie in zwey Theile getheilt. In dem erstern zeigt er durch unverwerfliche Beyspiele der Geschichte, daß die Verderbung der Sitten und der aus ihr fließende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künste und Wissenschaften sey verbunden gewesen. In dem andern beweiset er aus den Gegenständen und den Wirkungen der Künste und Wissenschaften selbst, daß sie nothwendig diese Folgen nach sich ziehen müssen.

question proposée par la même Académie: si le rétablissement des sciences & des Arts a contribué à épurer les moeurs. Par Mr. *Rousseau*, Citoyen de Genève.

Europa, sagt er, war in die Barbarey der ersten Zeiten zurückgefallen. Die Völker dieses jetzt so erleuchteten Welttheils lebten vor einigen Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit elender, als die Unwissenheit, war. Ich weiß nicht, welche scientifische Wäscherey, hatte sich den Namen der Wissenschaft angemaßt, und setzte ihrer Zurückkunft ein beynahe unüberwindliches Hinderniß entgegen. Es war eine allgemeine Umkehrung nöthig, den Menschen wieder zu ihrem gesunden Verstande zu verhelfen; und endlich kam sie von der Seite, von welcher man sie am wenigsten erwartet hatte. Der dumme Muselmann, die ewige Geißel der Gelehrsamkeit, war es, welcher sie uns wieder herstellte. Der Umsturz des orientalischen Thrones brachte die Ueberbleibsel des alten Griechenlands nach Italien. Bald darauf bereicherte sich auch Frankreich von dieser kostbaren Beute. Auf die freyen Künste folgten endlich die Wissenschaften, und die Kunst zu denken verband sich mit der Kunst zu reden: eine Stufensteigung, welche seltsam scheint, gleichwohl natürlich ist. Man fing an, den vornehmsten Vortheil des Umganges mit den Musen zu empfinden; nehmlich diesen, daß er die Menschen gesellschaftlicher macht, indem er ihnen die Begierde, einander durch ihres gemeinschaftlichen Beyfalls würdige Werke zu gefallen, einflößt. — Ihr ward man die

Anmuth der Gemüthsarten, die Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang ungezwungen und wünschenswerth macht, und kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon zu haben, schuldig. — Ehe die Kunst unser Betragen gebildet, und die Leidenschaften eine erborgte Sprache gelehrt hatten, waren unsre Sitten bäurisch, aber natürlich. Der Unterschied der Aufführung verrieth sogleich den Unterschied der Gemüthsarten. Die menschliche Natur war deswegen nicht besser; die Leichtigkeit aber, einander zu erforschen, ersparte den Menschen unzählige Laster. Jetzt, da ein feinerer Geschmack die Kunst zu gefallen in Regeln gebracht hat, herrscht in unsern Sitten eine schimpfliche und betrügliche Gleichheit. Immer befiehlt die Höflichkeit; stets regiert uns die Wohlanständigkeit; ohne Unterlaß folget man den Gebräuchen, und niemals seinen eignen Empfindungen. Kein Mensch weiß mehr, mit wem er zu thun hat. — Welche Begleitung von Lastern hat diese Ungewißheit bey sich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltsinnigkeit, Zurückhaltung, Haß, Verrätherey, und alle verstecken sich unter der Larve der Höflichkeit. Man entheiliget nicht mehr den Namen des Höchsten durch Schwüre; aber man spricht ihm Hohn durch lästerliche Meynungen, ohne daß unser Ohr dadurch beleidiget wird. Man rühmt nicht mehr

seine eignen Verdienste, man verkleinert aber die fremden. Man beschimpft seinen Feind nicht gröblich, sondern man verläumdet ihn mit Kunst. Der Nationalhaß erlischt, aber mit der Liebe des Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Unwissenheit ist eine gefährliche Zweifelsucht gekommen. Man erkennt gewisse Ausschweifungen für schimpflich, gewisse Laster für entehrend, andre aber zieret man mit dem Namen der Tugenden. Man muß sie haben, oder man muß sich wenigstens stellen, als ob man sie habe. — Auf die Art sind wir gesittete Völker geworden, und größten Theils haben wir den Wissenschaften und Künsten diese heilsame Veränderung zu danken. — Je stärker sich ihr Licht an unserm Horizonte ausgebreitet, je weiter ist die Tugend von uns geflohen; und eben diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten und an allen Orten bemerkt. — Aegypten war die Mutter der Weltweisheit und der freyen Künste geworden, und bald darauf ward es ein Raub des Cambyses, der Griechen, der Römer, der Araber, und endlich der Türken. — Als Griechenland auf den Ruhm des Witzes und der Gelehrsamkeit am stolzesten seyn konnte, mußte es sich in das macedonische Joch schmiegen.— Rom, das von Hirten erbaute, und durch Ackersleute berühmt gemachte Rom, fing schon zu den Zeiten des Ennius und Terentius an auszuarten.

Nach den Zeiten eines Ovid, eines Catull, eines Martial aber ward es, sonst der Tempel der Tugend, ein Schauplatz der Laster, der Abscheu aller Völker, und ein Raub der Barbaren. — In Asien ist ein Land, wo man durch die gepriesenen Wissenschaften zu den erhabensten Aemtern des Staats steigen kann. Gleichwohl ist kein Laster zu nennen, welches nicht daselbst herrscht; keine Schandthat, die ihnen nicht geläufig ist. Alle ihre Weisheit hat sie von dem Joche des unwissenden Tataren nicht befreyen können. — Die Perser, ein besonderes Volk, bey welchem man die Tugend lernte, wie man bey uns die Wissenschaften lernt, die Scythen, die alten Deutschen, sind die Beweise des Gegentheils. Alle die lebten ohne Wissenschaften; öfters Ueberwinder, niemals überwunden. — Sparta selbst, im Schooße Griechenlands, überzeugt uns, wie tugendhaft man seyn könne, ohne gelehrt zu seyn; wie fest und blühend ein Staat ohne Künste, ohne Wissenschaften, bestehe. — — O Fabricius, was würde deine große Seele gedacht haben, wenn du, zu deinem Unglücke, wieder aufgestanden wärest, und die blendende Pracht des durch deinen Arm erretteten Roms, welches dein Name mehr, als alle seine Eroberungen, berühmt machte, gesehen hättest. „Götter! würdest du gesagt haben, wo „sind die strohern Hütten, worunter ehemals

„Mäßigkeit und Tugend wohnten? Welche ver„derbliche Pracht hat mit der römischen Einfalt „abgewechselt? Was ist das für eine fremde „Sprache? Was sind das für weibische Sitten? „Was bedeuten diese Bildsäulen? diese Gemälde? „diese Gebäude? Unsinnige, was habt ihr gethan! „Ihr, ihr Herren der Welt, ihr habt euch zu „Sklaven nichtiger, von euch überwundener Leute „gemacht. Rhetoren sind es, die euch beherrschen? „Habt ihr deswegen Asien und Griechenland mit „eurem Blute befeuchtet, um Baumeister, Maler „und Bildhauer reich zu machen? Wird der Raub „Karthagens einem Flötenspieler Preis gegeben? „Auf, ihr Römer! reißet eure Schauplätze unge„säumt nieder; zerschmettert diese Marmor; ver„brennet diese Bilder; verjaget diese Sklaven, „welche euch unter dem Joche halten, und deren „unselige Künste euch verderben! Laßt fremde Hände „durch eitle Geschicklichkeiten berühmt werden; die „einzige den Römern anständige Geschicklichkeit ist „die Welt zu überwinden, und die Tugend daselbst „herrschen zu lassen. Als Cineas unsern Rath für „eine Versammlung von Königen hielt, ward er „weder von eitlem Pomp noch von ausgesuchter „Zierlichkeit verblendet. Er hörte nichts daselbst „von der kindischen Beredsamkeit, nichts von den „leeren Künsten dieser nichtigen Leute. Was schien

„denn nun also dem Cineas so majestätisch? O, ihr „Bürger! Ein Anblick rührte ihn, welchen euch „nimmermehr weder eure Reichthümer noch eure „Künste verschaffen werden: der schönste Anblick, „welcher jemals unter der Sonne gewesen ist; die „Versammlung von zweyhundert tugendhaften „Männern, welche alle in Rom zu befehlen und die „Welt zu beherrschen verdienten." — Seht, fährt der Verfasser fort, so sind allezeit Verschwendung und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmüthigen Bemühungen, uns der glücklichen Unwissenheit, in welche uns die ewige Weisheit versetzt hatte, zu entreißen, gewesen. Sie hatte uns zu nichts weniger als zu eiteln Untersuchungen bestimmt. Lernt einmal, Sterbliche, daß die Natur alle Wissenschaften für uns versteckt hat; so wie eine sorgfältige Mutter aus den Händen ihres Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die Menschen sind verderbt; sie würden noch weit verderbter seyn, wenn sie das Unglück gehabt hätten, gelehrt geboren zu werden.

Er kömmt hierauf zu dem zweyten Theile, und zeigt, daß die Künste und Wissenschaften unsre Laster zur Quelle haben; er zeigt, daß sie uns ohne die Laster und Verschwendung nichts nutzen würden, und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tausendfache Gefahr, in Irrthü-

mer zu fallen, verbunden ist. Er beweiset ferner, daß ihre Wirkungen noch weit verderblicher sind. Hierunter rechnet er den Verlust der Zeit. Nichts Gutes thun, sagt er, heißt Böses thun. Ihr nun, ihr stolzen Weltweisen, die ihr uns die Geheimnisse des Himmels verrathen, und die Wunder der Natur aufgedeckt habt, antwortet; wenn ihr uns alles das nicht gelehrt hättet, würden wir weniger zahlreich, weniger wohlregiert, weniger furchtbar, weniger blühend oder mehr verderbt seyn? Doch was ist der Verlust der Zeit gegen andre Uebel, welche den Künsten und Wissenschaften folgen? Das größte ist die Verschwendung. Man behauptet, in dieser bestehe die Blüthe des Staats: ein Paradoxon, welches sich nur zu unsern Zeiten hat können denken lassen. So sind gute Sitten zur Dauer eines Staats nicht nöthig? Ist es besser, daß ein Reich glänzend und augenblicklich, oder daß es tugendhaft und beständig ist? Mit Gelde kann man alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. Ein neues Uebel, welches die Verschwendung nach sich zieht, ist die Verderbung des Geschmacks. — Sage uns, berühmter Arouet, wie viel männliche und starke Schönheiten hast du unsrer falschen Zärtlichkeit aufopfern müssen? und wie viel Großes hat es dir, der Buhlenden Geist zu gefallen, welcher an Kleinigkeiten so fruchtbar ist, gekostet? — Doch verderblichen

Uebeln weichen kleinere Schaden. Indessen, da sich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künste steigen und die Verschwendung überhand nimmt, wird der wahre Muth entkräftet, und die kriegrischen Tugenden verschwinden. Die Geschichte bestätigt es durchgängig. Die Erhebung der Medicis und die Wiederherstellung der Künste verlöschten von neuem, und vielleicht auf ewig, den kriegrischen Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunderten wieder erhalten zu haben schien. — Nicht allein den martialischen, sondern auch den sittlichen Vollkommenheiten sind die Wissenschaften nachtheilig. Man sieht überall unermeßliche Stiftungen, wo die Jugend alles mit großen Unkosten lernt, nur ihre Pflicht nicht. — Unsre Gärten sind mit Bildsäulen, und unsre Gallerieen mit Bildern ausgeziert. Und was stellen sie vor? Die Vertheidiger des Vaterlandes, oder die noch erhabenern Männer, die es durch ihre Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller Ausschweifungen des Herzens und der Vernunft sind es, wie man sie sorgfältig aus der alten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit den Kindern, noch eher als sie lesen können, Muster von sträflichen Handlungen vor Augen gestellt würden. — Die Geschicklichkeiten werden vorgezogen, und die Tugend wird verachtet. Der schöne Geist erhält Belohnungen, und der ehrliche Mann bleibt

im Dunkeln. Es giebt hundert Preise für schöne Reden, keinen einzigen für schöne Handlungen. — Wir haben Naturforscher, Erdmesser, Chymisten, Sternseher, Dichter, Tonkünstler, Maler; nur Bürger haben wir nicht. — Was enthalten denn die Schriften der bekanntesten Philosophen? Welches sind denn die Lehren dieser Freunde der Weisheit? Wenn man sie hört, sollte man sie für einen Haufen Marktschreyer halten, wovon jeder auf öffentlichem Platze ruft: kommt zu mir! von mir allein werdet ihr nicht betrogen. — Was für ungeheure Schriften haben unsre Zeiten ausgeheckt. Die Buchdruckerkunst wird sie als unwidersprechliche Beweise unsres Verderbens auf die Nachwelt bringen, und unsre vielleicht gewitzigten Nachkommen werden die Hände gen Himmel strecken und beten: „Allmächtiger Gott, der du alle Geister in deiner „Hand trägst, befreye uns von den Einsichten und „den verderblichen Künsten unsrer Väter; und „schenke uns wieder Unwissenheit, Unschuld und „Armuth: die einzigen Güter, welche unser Glück „befördern, und vor dir angenehm sind!" — Was soll man von denen sagen, welche die Thüren zu dem Heiligthume der Gelehrsamkeit erbrochen, und den Pöbel hereingelassen haben? Wie viele sind durch sie zu den Wissenschaften verführt worden, welche sich auf Künste, die der Gesellschaft heil-

samer sind, würden gelegt haben! Nur diejenigen sollte man dazu lassen, welche etwas Außerordentliches zu leisten im Stande sind. Diese aber müßte man auf die mächtigste Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hoffnung zu hoch seyn. Große Gelegenheiten machen große Geister. — O Tugend, schließt er endlich, erhabne Wissenschaft einfältiger Seelen, so viele Mühe, so viele Anstalten sind nöthig, dich zu kennen? Sind deine Lehren nicht in unser Herz gegraben? ist es nicht genug, daß man in sich selbst geht, wenn man deine Gesetze lernen will, und daß man die Stimme seines Gewissens höret, wenn die Leidenschaften schweigen? Dieses ist die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche sich in der gelehrten Welt unsterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns bestreben, zwischen ihnen und uns den rühmlichen Unterschied zu machen, welchen man ehedem zwischen zwey großen Völkern bemerkte: das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln.

Mit solchen Waffen bestürmet Rousseau die Wissenschaften und Künste. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort redet; auch sogar alsdann, wenn er zu weit geht. Wir könnten Verschiednes

gegen ihn einwenden. Wir könnten sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwey Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu seyn. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat; und so lange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle großen Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierathen, oder ohne Kunst und Zierathen gebauet seyn. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? — Ferner könnten wir sagen: wenn die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch

diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerey deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen braucht? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonieen durch Unkeuschheiten entheiligen? Beyde können der Tugend dienen. Die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind.

Wie glücklich übrigens wäre Frankreich, wenn es viele dergleichen Prediger hätte! Welcher Damm wird die Laster, die bey ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches sind die Meisterstücke, die uns ihr berüchtigter Witz liefert? Sie sind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben, und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust in das Herz flößen, sind bey ihnen unzählbar. Eine philosophirende Therese wird die Predigerin der Unzucht, und ein unseliger Grabstichel hilft der Einbildungskraft derjenigen nach, welche ohne seine Schilderungen das Aergerniß nur halb treffen würde. Man sagt, daß der Marquis d'A** Verfasser dieses eben so unwitzig als ekel geschriebnen Buchs sey. Wir zweifeln aber. Der Urheber der jüdischen Briefe hat sich zwar oft genug als einen Feind der Religion erklärt, niemals aber als einen Feind der Tugend. Therese verräth allzusehr die Schule eines unsinnigen La M. . .

Was ist sie anders als ein Frauenzimmer, welches seine Grundsätze des glücklichen Lebens in Ausübung bringt? Was hat der Verfasser mehr gebraucht, sie zu schreiben, als eine Stirn, welche zur Scham zu eisern ist? Der einzige Vorzug, mit dem er in allen seinen Schriften stolz thut. Bey dieser Gelegenheit können wir den Lesern sagen, daß sich der Marquis d'Argens, nachdem er Berlin verlassen hat, bey dem Fürsten von Monaco aufhält.

Wer kennt alle die übrigen Schriften, wo das Gift unmerklicher, aber desto gefährlicher, ist? Wenn man der Wollust ihre größte Würze, das Geheimnißvolle, entzieht: so wird sie weit weniger verführen, als wenn ein leichter Witz einen dünnen Nebel über sie bläset, durch welchen man nur das Ganze, und nie alle Theile, gewahr werden kann. Von dieser Art ist ein kleiner Roman, unter dem Titel *): Das wahre Vergnügen, oder die Liebe der Venus und des Adonis. Er kömmt aus dem Schooße Frankreichs, ob uns gleich die Aufschrift Staub in die Augen streuet. Es ist eigentlich eine Nachahmung von dem achten Gesange des italiänischen Gedichts Adonis, von Marino.

*) Les vrais plaisirs ou les amours de Vénus & d'Adonis, à Amsterdam chez Mortimier, Libraire, 1750. in Octav auf 78 Seiten.

Der Franzose aber hat dem Inhalte Folgen und Verbindungen gegeben, welche man vergebens in dem Originale sucht. Er hat auch einige von seinen eignen Ideen eingeschaltet. Die Vergleichung hat uns gelehrt, daß man, diese zu erkennen, nur die Stellen beobachten darf, wo man am meisten roth wird. Wir können nicht läugnen, daß Schönheiten darin verschwendet sind, welchen wir einen würdigern Gegenstand wünschen wollten. Die Leichtigkeit, die alte Fabellehre glücklich anzuwenden, und ihren Erdichtungen einige neue beyzufügen, welche mit den bekannten vollkommen übereinstimmen; die Kunst zu verhüllen und der Neugierde nur dann und wann einen Durchblick zu gönnen, verrathen keinen Stümper. Wann wird man anfangen, die Tugend so reitzend zu schildern, als man jetzt das Laster malt?

Durch welches Verhängniß geschieht es, daß man fast allen witzigen Köpfen Frankreichs, von dieser Seite, einen schimpflichen Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geschrieben, dessen er sich vor Tugendhaften schämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einem Piron, haben alle ihren Witz beschimpft. Es ist ihnen gleich, ob sie die göttlichen Harmonieen eines Davids wagen, oder ob sie Sinnschriften verfertigen, die auch an der Bildsäule eines Priapus ekelhaft seyn würden. Einer der bekanntesten von dieser Art, ist Rousseau;

ein Mann, der vielleicht unter allen witzigen Köpfen die meisten Verfolgungen wegen des Mißbrauchs seiner Muse erlitten hat. Wir wollen nicht entscheiden, ob er eben dessen, was man ihm eigentlich zur Last legte, schuld gewesen ist. Das wenigstens, was man von ihm nach seinem Tode gesehen hat, malt uns ihn als einen Mann, welcher durch seine tugendhafte Aufführung im reifern Alter, und durch seine großmüthige Ertragung des Unglücks, die Ausschweifungen seiner Jugend auf die rühmlichste Art ausgelöscht hat. Wir haben im vorigen Jahre seine Briefe erhalten, welche voller lesenswürdigen Anekdoten sind. In diesem aber hat man uns eine Sammlung von noch ungedruckten kleinen Stücken, die theils ihn zum Verfasser haben, theils von andern verfertigt, von ihm aber für werth erkannt worden sind, nebst seinen Werken aufbehalten zu werden, geliefert. Der Titel dieser Sammlung ist: Schreibtafel J. B. Rousseau's, in zwey Theilen *). Der Dichter selbst schenkte sie einige Zeit vor seinem Tode an den Herrn L D., welcher sie nunmehr, die Ausgabe seiner Werke von 1734 vollständig zu machen, der Welt mittheilt. Sie enthält Oden, Briefe, Cantaten, Allegorieen, Erzählungen,

*) Portefeuille de *J. B. Rousseau* en II. Tomes, à Amsterdam, chez Marc Michel Rey, 1751. in 12 Der erste Theil von 405, der zweyte von 252 Seiten.

zwey theatralische Stücke und eine Menge Sinngedichte. Man weiß, was Rousseau für ein Meister in diesen letztern war. Er wußte das Beißende mit dem Scherze so zu verbinden, daß in keinem der Einfall ohne Satire, oder die Satire ohne Einfall ist. Wir haben eins zu übersetzen gewagt. Hier ist es:

Als Zevs Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu besiegen,
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerst erschien er ihr,
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.
Umsonst legt er, als Gott, den Himmel ihr zu Füßen;
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
Umsonst fleht er, als Mann, im schmeichelhaften Ton;
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren —
Ließ sie von wem? vom Bullen sich bethören. *)

*) Dieses Sinngedicht hat Lessing in seine Schriften, Band I, S. 8, aufgenommen. Wir lassen es aber hier stehen, weil es zum offenbaren Beweise dient, daß diese Recensionen wirklich von L. sind.

Die zwey theatralischen Stücke heißen *): der Hypochondrist, oder die Frau, welche nicht redet, und der **) Argwöhnische. Beyde sind in Versen. Das erste bestehet aus fünf Aufzügen, und der Stoff ist aus dem Englischen genommen; das letztre nur aus neun Auftritten, und ist nichts als ein kleiner Entwurf eines vollständigen Stücks, welcher aber werth ist, daß ihn eine Meisterhand auszuführen wagte. Die übrigen Aufsätze sind fast alle voller Galle wider seine Feinde. Die Nachwelt wird erstaunen, daß Männer sich so tödtlich haben hassen können, wovon ihre Hochachtung der eine sowohl, als der andre verdient. Ueber ihre kleinen Zänkereyen hinweg sehend, wird sie einen Voltaire eben sowohl als einen Rousseau in die Reihe der Dichter setzen, welche die Ehre dieses Jahrhunderts gewesen sind.

Wird sie es mit den witzigen Köpfen Deutschlands auch so halten? Wird sie einen Gottsched und einen Bodmer, einen Scheib und einen Klopstock in eine Klasse bringen? Gewiß nicht. Wenn es einmal heißen wird, des verstorbnen Herrn von Scheib längst verstorbene Theresiade, so wird man den Messias immer noch ein ewiges Gedicht nennen.

*) L'Hypocondre ou la femme qui ne parle point.

**) La Dupe de soi-même, ou le défiant confondu.

Man wartet mit Verlangen auf den Rest, zu welchem man die instehende Messe Hoffnung gemacht hat. Das Präservativ, welches der Herr Prof. Gottsched in seinen Gedichten gütigst dagegen hat mittheilen wollen, wird hoffentlich nur bey seinen Schülern anschlagen. Wie erfreut würden wir seyn, wenn er einmal die undankbare Dichtkunst verlassen wollte, und der Welt keine Gelegenheit zu geben suchte, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen andern zeigen kann, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Hr. Professor, anstatt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beygetreten seyn. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims, wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher seyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede

mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchen, deren Beschreibung kaum dem niedrigern Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herren ihre Bewundrer; und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Sie bringen übrigens durch die ausschweifenden Lobeserhebungen, welche sie dem Messias auf eine Weise ertheilen, die genugsam zu verstehen giebt, daß sie nicht einmal die wahren Schönheiten an demselben empfinden, denjenigen, welche dieses große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurtheils dagegen bey. Folgende Sinnschrift mag es beweisen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben:

Ihm singen so viel mäß'ge Dichter,
Ihn preisen so viel dunkle Richter,
Ihn ahmt so mancher Stümper nach;
Ihm nicht zum Ruhm und sich zur Schmach.
Freund, dir die Wahrheit zu gestehen,
Ich bin zu dumm es einzusehen,
Wie sich für wahr Verdienst ein solcher Beyfall schicket.
Doch so viel seh ich ein:

Das Singen, das den Frosch im tiefen Sumpf
entzücket,
Das Singen muß ein Quaken seyn.

Die wenigsten von ihnen verstehen das Erhabne, und halten also alles, was sie nicht verstehen, für erhaben. Was ihnen einmal außer dem Gesicht ist, ist für sie gleich hoch. Solche Richter müssen auch diejenigen suchen, welche ihre erbärmlichen Versuche dem Messias an die Seite gesetzt wissen möchten. Wären sie nicht der Fabel entwachsen, so würden wir ihnen folgende erzählen:

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: sieh dort den
Adler sitzen!
Sieh, weil du ihn noch siehst. Er wiegt den
Körper schon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn'
und Blitzen
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette — seh ich schon nicht adlermäßig
aus —
Ich flieh so hoch als er. — Ach, Prahler! rief
die Maus.
Floh jener auf, stolz auf geprüfte Schwingen,
Und dieser wagts ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beyde bis zur Höh gemeiner Häuser trug,

Als beyde sich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beyde, wie sie schloß, gleich unermeßlich flogen.

Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen seyn wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn, mit einer verächtlichen Miene. Gleich, als ob der kitzelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glucklich überstiegenen Schwierigkeit entsteht, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein andres Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts als seine Schwäche in der Sprache, und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert und Utz, zeigen genugsam, wie man über den Reim herrschen, und ihm das vollkommne Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr

sein Lob, als ein Grund ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freiheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschafft, wenn sie anstatt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen?

Ein Wahn hat sie berauschet
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauschet,
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände legt,
Und glaubt er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht trägt.

Man nennt die Verse seichter Dichter, welche reimen, gereimte Prose; wie aber soll man das Gewäsche gleich seichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht sagen müssen:

Ein schlechter Dichter Spahr? Ein schlechter Dichter? Nein.
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer seyn?

Das aber ein Heldendichter und ein dramatischer Poet die Reime wegläßt ist sehr billig; denn da verursacht der Uebelklang eines fast immer gleichen Abschnitts einen größern Verdruß als das Vergnügen seyn kann, welches jene schön überwundenen Hinderniße erwecken.

3.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes.

vom May 1751.

Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstauntes Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.

Endlich hat die Welt den ersten Band des Messias erhalten, worin zu den drey bekannten Gesängen der vierte und fünfte gekommen sind. Er ist dem König von Dänemark in einer Ode zugeschrieben. Es versteht sich; wenn der Verfasser des Messias eine Ode macht, so wird es in der That eine Ode seyn. Sie erhebt den König, welcher ein Menschenfreund ist. — „Ihn ersahe Gott mit einwei„hendem Blicke, als er geboren ward, zum Vater „des Vaterlandes — umsonst winkt ihm der schim„mernde Ruhm in das eiserne Feld, wo die Unsterb-

„lichkeit viel zu theuer durch das Blut blühender „Jünglinge, durch die nächtlichen Thränen der „Mutter und Braut erkauft wird — für ihn war „der Eroberer zu klein, so bald er zu fühlen begann. „Nie weint er bei dessen Bilde, seines gleichen „zu seyn — nach dem Ruhme nur weint er, ge„liebt zu seyn vom glückseligen Volke, Gott nach„zuahmen, der Schöpfer des Glücks vieler Tau„send zu werden — er ist ein Christ! — Er be„lohnt redliche Thaten, und belohnt sich zuerst — „Lächelnd schaut er alsdann auf die Muse, welche „das Herz tugendhafter und edler macht. — Er „winkt dem stummen Verdienst, das in der „Ferne steht." — Seht da, die zerstreuten Glieder des Dichters! Jeder Satz ist eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie stückweise. Eine Schönheit wird die andre hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzählige Anfangs unbemerkte in sich zu enthalten, wenn ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforschers jeder Theil des Polypus ein neuer, und erwartet nur die wiederholte Trennung, auch aus seinen Theilen vollständige Ganze dem verwundernden Auge darzustellen. — Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, ist eine Horazische, voller majestätischen Wohlklangs, und ungemein geschickt, die Gedanken

so

so rund zu machen, als möglich. Die drei ersten Zeilen sind Asclepiadisch, und die vierte Glyconisch. Ueberall ist der Werth der Sylben und der Abschnitt genau beobachtet worden, welches man um so viel mehr bewundern muß, je ungewohnter bisher die deutsche Sprache der römischen Fesseln gewesen ist. Diese Genauigkeit scheint unumgänglich, wenn ein nordisches Ohr die kunstreiche Harmonie eines Falccus fühlen soll. Wir wollen die erste Strophe bezeichnet hersetzen, in Hoffnung, daß wir einigen Lesern damit einen Gefallen erweisen.

Welchen | König der Gott | über die Kö | nige
Mit ein | weihendem Blick | als er gebo | ren ward,
Vom O | lympus her sah |, der wird ein Men | schenfreund
Und des | Vaterlands Va | ter seyn.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrscht eine gewisse ungezwungne Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der Messias ist, sehr wohl läßt. „Der König der Dänen, heißt es, hat dem „Verfasser des Messias, der ein Deutscher ist, „diejenige Muße gegeben, die ihm zu Vollen„dung seines Gedichts nöthig war.“ — Ein vortreffliches Zeugniß für unsre Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen

nicht, ob alle Leute so viel Satire darin sehen, als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten. — Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe. — Doch auch diese wollen wir unterdrücken.

Der vierte Gesang enthält die Berathschlagung des jüdischen Synedriums, die Verrätherey des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jesu, seinen Gang nach dem Oelberge — Kaiphas hatte einen Traum vom Satan gehabt; voller Angst lag er auf dem Lager, und warf sich ungestüm, und voll Gedanken herum.

Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmt über ihm; er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter den Todten, und glaubt zu vergehen.
Drauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch, und fluchet,

Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen sterbenden Händen
Blut gen Himmel, Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch leugnen:
Also betäubt sprang Kaiphas auf, und ließ die Versammlung
Aller Priester und Aeltsten im Volke schnell zu sich berufen. rc.

Wie vortrefflich ist dieses Gleichniß ausgemalt! Es ist eine von denen, welches der Dichter mehr als einmahl braucht, und immer auf einer neuen Seite schildert; so wie Virgil den Löwen. — Es würde eine Beleidigung gegen unsere Leser seyn, wenn wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben scheinen, ein Mensch von Geschmack könne sich mit abgerissenen Stücken begnügen.

Der fünfte Gesang enthält die Leiden Jesu auf dem Oelberge. Die Wahrheit zu gestehen, dies war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unsre Hoffnung, er hat sich selbst übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunstgriff anwendet, den man bey dem Virgil für eine Unvollkommenheit ansieht — Gott war auf Tabor herab gestiegen, mit dem Messias ins Gericht zu gehen, und die Sünder alle hatten sich vor ihm versammelt.

Aber Gott dachte sich selbst, die Geisterwelt, die
ihm getreu blieb,
Und den Sünder das Menschengeschlecht. Da
ergrimmt er, und stand jetzt
Hoch auf Tabor, und hielt den erzitternden Erd-
kreis,
Daß er nicht vor ihm verging.

Hier bricht er den Vers ab; und dieser Ruhepunkt läßt dem Leser Zeit sich von der Last dieses schwangern Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen. Wenn alle die halben Verse bey dem Virgil von gleicher Beschaffenheit wären, wie es einige in der That sind, so würden die Kunstrichter sehr auszulachen seyn, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf Gerathewohl zu erfüllen.

Unser Dichter hat sich nunmehr seinem erhabnen Belohner genähert. Er befindet sich in Kopenhagen, und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerksamkeit der Welt Theil nimmt, und welche allezeit die Mutter der ewigsten Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit aber wird noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend athmen. — Könnte

man dieses letztere von dem französischen Poeten Piron sagen, so würde vielleicht sein Wohlthäter eine Ursache weniger gehabt haben, sich ihm und der Welt nicht zu entdecken. Diese Begebenheit verdient, daß wir sie unsern Lesern mittheilen. Hier ist der Brief, welchen er an den Verfasser des französischen Merkurs geschrieben hat, der sie am besten erzählen wird.

Mein Herr,

„Ich zweifle nicht, daß Sie nicht an den ge„häuften Unglücksfällen, welche mich seit einem „Jahre betroffen haben, Antheil werden genommen „haben, wenn anders die Nachricht davon bis zu „Ihnen gekommen ist. Ich habe Ihrer Empfind„lichkeit die Erzählung derselben ersparen wollen; „einen Zufall aber, welcher mir jetzt den Augen„blick widerfahren ist, kann ich Ihnen unmög„lich verschweigen. Er ist weit sonderbarer, als „alle meine Unglücksfälle gewesen sind, und so „beschaffen, daß ich Zeit meines Lebens daran den„ken werde. Das Außerordentliche dabey ist, daß „ich nicht weiß, an wen ich mich deswegen halten „soll, noch wodurch und wie ich mir ihn zugezogen „habe. Hören Sie nur. Ich erhielt vor Kurzem „einen Brief ohne Namen, in welchem man mich „bat, mich den und den Tag, zu der und der

„Stunde, in der und der Straße, bey einem ge„wissen Herrn — (welchen ich im geringsten nicht „die Ehre hatte zu kennen) einzufinden, welcher „mir sagen würde, was man von mir verlange.

„Ich begab mich den bestimmten Tag richtig „dahin, doch nicht ohne eine kleine Bewegung, „welche bey annahender Entwickelung solcher ge„heimnißvollen Anweisungen ganz natürlich ist. „Hier kömmt endlich ein gewiß recht rührender „Theaterzufall, der aber etwas weniger abgedro„schen ist, als die, welche wir auf der Bühne zu „sehen bekommen.

„Dieser Herr — war ein Notar, ein sehr „wackrer und höflicher Mann, welcher mir, sobald „er mich sahe, die Feder darreichte, einen Contract „auf 600 Livres Leibrenten, welche zu meinem „Gebrauch ausgesetzt waren, ohne daß ich einen „Heller zu dem Capitale gegeben hatte, zu unter„zeichnen. Er gab mir sogleich eine Rolle, worin „25 Louisd'or auf das erste Jahr waren. Sie „können leicht begreifen, in was für eine Fluth von „Fragen mein Erstaunen und meine Dankbarkeit „ausbrechen mußte. Doch umsonst, ich bekam „keine Antwort. Der Notar verrichtete was ihm „aufgetragen war, und die Verschwiegenheit war „eine von seinen Vorschriften. Seine Rolle war „aus, meine fängt nunmehr an; und diese ist, den

„edeln Urheber des Stücks zu entdecken, oder mit „Verdruß zu sterben.

„Es ist kein Stoff, den man von der Kanzel ab„lesen könnte, ob er es gleich, wie mir es scheint, „seyn sollte. Denn ist denn die Kanzel nur dazu „daß sie strafbare Handlungen bekannt machen soll? „Würde dieser Vorfall nicht eben so gut erbauen, „als jede andre Abdankung? Ich frage Sie darum, „mein Herr. Weil es aber doch der Gebrauch „nicht ist, so erzeigen Sie mir wenigstens den Ge„fallen und unterstützen meine Begierde, denjeni„gen kennen zu lernen, an welchen ich mich mit „meinen schuldigen Danksagungen zu wenden habe. „Zeigen Sie diesen Brief einer gewissen Person „von ihren Bekannten, welche Ihnen wohl will, „welche überall in der Welt bekannt ist, welche alles „wissen will, und in der That auch alles weiß, „welche alles sagt, was sie weiß, und zuweilen noch „mehr. Sie wird plaudern, sie wird plaudern lassen, „und dadurch wird vielleicht jemand hinter das „Geheimniß kommen. Diese Person ist das Pu„blicum. Ich bin mit aller Hochachtung, mein „Herr ꝛc."

Piron.

Auf diesen Brief folgt eine kleine Sinnschrift, wovon dieses der Einfall ist: „Wenn derjenige,

„welcher gern Gutes thut, ein Bild Gottes auf „Erden ist, so ist der es noch vielmehr, welcher „es unsichtbar thut." — Wir hoffen, daß Leser von Gefühl hierbey alles empfinden werden, was eine das Licht fliehende Großmuth, und eine Dankbarkeit, welcher man die Hände gebunden hat, empfinden zu lassen, fähig ist. Wie schmeichelnd ist diese uneigennützige Wohlthat, welche dadurch, daß ihr Urheber dem Dichter die Freiheit läßt, sie zuzuschreiben, wem er will, eine Art von öffentlicher Belohnung wird. Noch schmeichelhafter muß es seyn, wenn man die Ueberzeugung damit verbinden kann, diese Belohnung verdient zu haben, sie durch den Eifer verdient zu haben, die verscheuchte Tugend der Welt an der Hand der ihr geweiheten Muse zuzuführen, nicht aber durch einen zügellosen Witz, welcher Himmel und Sitten lächerlich macht, sie ersündigt zu haben.

Wenn der Verfasser des Messias kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion. Und dieses ist er, mehr als alle Schriftsteller so genannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereyen bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den

bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in allem dem Glanze vorzustellen, wo sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt, und sich in Bewunderung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr seyn möchte; gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sey. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unsres Wunsches. Wenn dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das seyn, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wenn die Arzeney heilsam ist, so ist es gleich viel, wie man sie dem Kinde beybringt — Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen, und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind, oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben

nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglück Männer sind, die bey einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben.

Wir wollen den Lesern einen kleinen Auszug aus der Vorrede, welche der Hr. D. Triller dem jüngst herausgekommenen fünften Theile seiner Gedichte vorgesetzt hat, mittheilen. Man darf gewisse Leute nur an dem gehörigen Orte reden lassen, wenn sie ihre eigne Satire reden sollen. „Die Liebhaber „einer ungezwungnen, leichten und erbaulichen „Dichtkunst sind meiner geringen Gedichte noch „nicht überdrüßig. — Ich überreiche diesen fünften „Theil mit der fast zuversichtlichen Hoffnung, daß „er nicht gänzlich mißfallen wird — Sie sind nicht „alle von gleichem Werthe und Nachdrucke — „Wo sie keine Bewunderung erwecken, so werden sie doch auch keinen Ekel erregen — (Horaz sagt, nicht wir,

Mediocribus esse poetis
Non homines, non dii, non concessere columae —

— — — — — —

— Animis natum inventumque poema juvandis
Si paulum a summo dicessit, vergit ad imum.)

— „Wir haben diejenige natürliche, leichte, „fließende und mit einem Worte menschliche Art

„zu dichten, auch in unserm Alter nicht verlassen „wollen, welche wir vormals in der blühenden „Jugend wohlbedächtig angenommen haben — „Sie hat ganzer dreißig Jahr bey vielen gelehr„ten und ungelehrten Lesern Beyfall erhalten — „Man wird auch in diesem Theile keine dunklen, „schweren und räthselvollen Ausdrücke von den „steilen und unwegsamen Alpen, oder aus der „neuen Arche Noah, und den duftigen Cedern vom „Libanon her — viel minder aber so genannte „schöpfrische Erfindungen antreffen — Es sollte „mir leid seyn, wenn ich unter die Afterschöpfer „gezählt werden könnte — Die neuen Heldenge„dichte, davon bisher so ein ungestümes Lärmen zum „Trotz der gesunden Vernunft, und Beleidigung „des Wohlklangs, allenthalben gehöret worden, „sind nur für die rauhen und schwermüthigen Ein„wohner des Saturnus — unsre natürlich denken„den Weltbürger werden sie nicht eher verstehen, „als bis sie in reines Deutsch und in eine mensch„liche Dichtart übersetzt werden — Schöpferisch „schreiben, schöpferisch dichten sind strafbare und „unchristliche Ausdrücke — Wir wissen aus der „Schrift, Vernunft und Natur, daß nur ein einzi„ger Schöpfer ist — Die Weltweisen, ja Gottes„gelehrte selbst hätten es besser überlegen sollen, ehe „sie die Schöpferwürde einem ohnmächtigen Ge-

„schöpfe zugeeignet hätten — Sie schaffen aber lau-
„ter Abentheuer, wie aus der Miltonischen Ge-
„spenster- und Geisterhecke, aus Dantes Hölle rc. rc.
„mit Entsetzen zu ersehen ist — Wenn diejenigen
„Schöpfergeister sind, die ein paar Dutzend neue
„und zum Theil gar fromme und büßende Teufel
„ersinnen können, wie sie in den bekannten Faustischen
„und Wagnerischen Lebensbeschreibungen stehen; die
„Schaaren von Seraphs eigenmächtig erdichten
„oder eine frostige und finstre Sonne unter der Erde
„ungeheißen aufgehen lassen, als ob die oberste
„allgemeine Sonne so eine unnöthige Nebengehülfin
„brauchte: so müssen alle Trunkene, Träumende
„und Mondsüchtige auch in die seltne Classe der
„schöpferischen Geister zu setzen seyn — Die Menge
„von Gelehrten und Kennern ist unzählig, welche
„mit dieser ungewöhnlichen Art zu dichten nicht
„zufrieden sind — viele haben nicht einmal einen
„Gesang, oder Ungesang, weil es sich weder reimt
„noch sonst poetisch klingt, ganz aushören können
„— Doch diese schöpferische Heldengedichte werden
„schon mit der Zeit verschwinden, wenn dieses
„jetzige fast allgemeine Sinnenfiber wird nachgelas-
„sen haben — Ich wünsche es aus herzlichem
„Mitleiden — Ich würde mir die Mühe nicht ge-
„geben haben, mein Urtheil zu sagen, weil an der
„ganzen Sache wenig gelegen, wofern mir les

„nicht vornehme Standespersonen anbefohlen hät„ten — Opitz, Flemming, Gryphius, Günther ꝛc. „haben von dieser Art zu dichten nichts gewußt — „Wenn sie wieder kommen sollten, würden sie sich „vermuthlich über diese afrikanischen Wundergeburten entsetzen — Ich danke dem gütigen Him„mel, daß ich von der Dichtkunst nicht leben darf, „sondern weit rühmlicher etwas anderes und nütz„lichers gelernt habe, als meine Versorgung mit „schöpfrischen Gedichten zu gewinnen, oder mit „elendem zusammengerafften Zeitungsschreiben, und „unanständigem Durchhecheln gelehrter und ver„dienter Männer das Brot zu verdienen. — Das „unhöfliche Schreyen gegen meine unschuldigen, „und zum mindesten nicht unnützen Gedichte ist „ganz vergebens gewesen — Doch ich habe mit die„sen lächerlichen Leuten zu lange gescherzt. Ich „empfehle den billigen Lesern meine mittelmäßige „Muse, und verspreche ihm den sechsten Theil „und einen besondern Band geistlicher Gedichte. „Ich bin für seine unverdiente Wohlgewogenheit ꝛc.

Hier fehlt nichts, als daß Herr Doctor Triller nicht noch, nach Maßgebung des Orts, wo er jetzt lehrt, die orthodoxe Versicherung hinzufügt, daß der Messias (denn dieses Gedichte meint er doch, ob er es gleich nicht nennet) voller ketzerischen Irrthümer sey. Und wer weiß, ob nicht ehstens der

elende Geschmack den Aberglauben zu Hülfe ruft. Ein Ungeheuer muß das andre vertheidigen helfen. Aber warum ereifert sich der Herr Professor? Die Historie der Schildbürger wird immer noch gelesen, ob man gleich Clarissen hat. Laßt uns unserm Vaterlande Glück wünschen, daß seine Dichter, nach langen Verirrungen, den wahren Weg des Alterthums gefunden haben! Die mit den Alten am meisten zu prahlen pflegen, kennen sie am wenigsten. Es giebt Männer, welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke ist nicht eine Horazische Schönheit.

Wir haben mit einer Anmerkung angefangen, wovon der Leser vielleicht schon die Anwendung gemacht hat. Er mag sie aber gemacht haben, wie er will, so müssen wir doch gestehen, daß wir nichts damit suchen, als diejenigen abzuschrecken, welche ihre Schultern einem Werke unterziehen, dem sie nicht gewachsen sind. Hierher gehört der Verfasser eines Gedichts in drey Gesängen; Jacob und Joseph. Es ist nichts als eine ausgedehnte Erzählung dessen, was man von der zweyten Reise der Söhne Jacobs nach Egypten, bis auf den Zug des ganzen Geschlechts dahin, in der Bibel findet. Die Erfindungskraft hat wenig dabey gearbeitet; obgleich die Geschichte einer epischen Fabel weit ähnlicher hätte können gemacht

werden. Doch vielleicht ist es wider den Sinn des Verfassers selbst, sein Werk auf dieser Seite betrachten zu lassen, und er ist zufrieden einen beträchtlichen Platz unter den historischen Poeten zu finden. Diesen kann man ihm nicht versagen. Hier ist eine Stelle zur Probe. Es sind die Worte des Jacobs, da er seinen Sohn das erstemal wieder umarmet.

Und o, sprach der Erzvater, mit Freuden wollt' ich jetzt sterben,
Da ich noch einmal dein Antlitz gesehn, dich noch lebend gesehen!
Welche gräßliche Lücke mit eingestürzetem Rande,
Wie der gähnende Schlund des Pardels, mit Zähnen umzäunet,
Brach in mein Leben ein von jenem mühseligen Tag an,
Da du von Dothan nicht wiederkamst, und die Brüder mir sagten,
Joseph hätt ein Raubthier zerfleischt, und den streifigen Rock mir
Brachten und fragten: Sieh, Vater, obs wohl des Josephs Gewand sey;
Bis zu dem fröhlichen Tag, da Juda die bessere Nachricht,
Kaum geglaubte, nicht glaubliche Nachricht, nach Mamre gebracht hat.

Joseph lebt, Joseph regiert, auch gab ihm Gott Erben.
Alle die Längen von Jahren, die zwischen die Tage getreten,
Hielt die Trauer mich fest, und löschte den männlichen Muth aus.
Wehmuth streut auf das Grau der Haare mir Wolken von Asche.
Aber dies lange Weh ersetzt die vollkommenste Freude,
Diese gesegneten Blicke, wohl werth, sie so zu erkaufen.

Ein gewisser Kunstrichter hat den Rath gegeben, diejenigen Werke mit lateinischen Buchstaben drukken zu lassen, welche verdienten, von den Ausländern gelesen zu werden. Bey den Jacob und Joseph hätte man die Gothischen Buchstaben also immer noch behalten können.

Mit weit andern Augen muß man die zwey ersten Gesänge des Gedichts, die Sündfluth, betrachten. Der Verfasser hat nichts geringes gewagt. Dem Dichter des Noah entgegen zu arbeiten, heißt, wie er selbst sagt, nach einem Ulysses Bogen greiffen, den zu spannen Muth und Sehnen von nöthen sind. „Doch, fährt er fort, der Verlust selbst in diesem Kampfe ist geringer, als die „Ehre des Unternehmens. Es ist schon ein vornehmer

„nehmer Ruhm der andere oder der dritte nach dem „Sieger zu seyn. Hier sind ansehnliche Gewinnste „auch für die nächsten nach ihm aufgesetzet. Oft „ist es sehr schwer, unter zweyen, deren jeder seine „starke Ansprache an den Sieg hat, zu entscheiden." Dieses ist gewiß, und eine Vergleichung dieser zwey wetteifernden Gedichte wird es am besten lehren. Der Raum hindert uns, sie selbst anzustellen. — Wie stolz wird Deutschland seyn können, wenn alle diese Werke so glücklich zu Staude kommen, als sie angefangen sind! Drey Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutschland! Zu viel Gutes, zu viel auf einmal!

Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem Momus in die Hände gefallen. Will man den Beweis? Hier ist er. Das neue Jahr, ein heroisches Narrengedicht *). Es besteht aus zehn Gesängen, wovon der längste ungefähr 80 Zeilen hat. Unter den kleinen Kalendern, welche die Franzosen

*) Le nouvel an, Poëme Heroï-Fou. *Aimés-vous la muscade? On en a mis partout.* Despréaux, à Brochuromanie, l'an du déluge des Almanachs 1751. in 12. 60 Seiten.

einer dem andern zum Neujahr schenken, ist in diesem Jahre einer in Versen gewesen, welcher der Almanach der Liebe heißt. Man kann sich leicht einen Begriff davon machen. Die Gewalt dieses Almanachs über das schöne Geschlecht ist der Stoff dieses Gedichts. Lycoris hat den Lindor bezaubert; er erklärt ihr seine Liebe; Lycoris verwirft sie auf das grausamste: erster Gesang. Amor erscheint dem Lindor am Ufer der Seine, tröstet ihn, und giebt ihm den Almanach der Liebe, mit der Versicherung, daß eine einzige Lection daraus seine Geliebte überzeugen werde; jedes Herz sey ihm Opfer schuldig: zweyter Gesang. Lindor eröffnet das Buch, erschrickt anfangs da er sieht, daß es ein Kalender ist, fasset aber neuen Muth, da er den eigentlichen Inhalt sieht: dritter Gesang. Es ist Nacht, Lindor schläft; im Traum erscheinen ihm die Liebesgötter und Grazien, welche sich über seinen Almanach erlustigen. Er sieht seine Lycoris im Schlafe sich ihm ergeben; er küßt sie im Schlafe. „Wird man mir glauben, spricht der Dichter, „wenn ich sage, daß die Grazien, die das alles „mit ansahen, finstre Grimassen machten, daß „eine Zweydeutigkeit ihre Tugenden in Harnisch „jagte? Nein, nein; die Zeit der Scham ist vergan„gen. Die Grazien sind wie andre Schönen. Hin„ter dem Fächer braucht man über nichts roth zu

„werden ꝛc.“ vierter Gesang. Der Neujahrstag bricht an; seine Thorheiten belacht ein Philosoph: fünfter Gesang. Lindor begiebt sich zu seiner Lycoris; sie will ihn nicht anhören, sie wirft seine Geschenke zu Boden; eine alte häßliche Kammerfrau wagt es, Schiedsrichterin zu seyn; sie vertheidigt den Lindor; Lindor küßt das Gespenst aus Dankbarkeit mehr als einmal; alle Anwesende lachen darüber, und endlich auch Lycoris: sechster Gesang. Lindor und Lycoris sind allein; er spricht aufs neue von seiner Liebe; die Unbewegliche will ihm nichts als Freundschaft zugestehen. Endlich überreicht er ihr den Almanach; voller Verachtung wirft sie ihn auf den Nachttisch, und schwört, ihn nicht zu lesen. Lindor geht fort, in der Hoffnung seine Geliebte morgen verändert zu finden: siebenter Gesang. Die Neugier besiegt die Lycoris; sie liest den Almanach; ihr Herz wird zärtlich; sie geht zur Ruhe: achter Gesang. Lycoris träumt; ihr Traum ist ein wollüstiges Räthsel, welches der Dichter den Traumdeutern zur Erklärung vorlegt: neunter Gesang. Lindor kömmt mit anbrechendem Morgen zu seiner Schönen, und sie überliefert sich ihm. „Ist dieses gleich eine Fabel, schließt der Dichter, „so hütet euch doch ihr Schönen vor den Almanachs „in Versen; sie verbergen Schlangen unter ange„nehmen Blumen; der Almanach der Liebe, ist der

„Almanach des Teufels.“ — Hat es sich der Mühe verlohnt, daß wir dem Leser diese Kleinigkeit so weitläuftig erzählt haben? Die untermengte Satire ist fein; sie hat aber nichts als gewisse Modethorheiten zum Gegenstande. Den Ausländern wird sie dadurch unverständlich; und in Paris selbst ohne Nutzen, so bald man diese Thorheiten mit andern abwechselt. Eine Abwechselung, worin Frankreich so sinnreich, als in Veränderung seiner Kleider ist.

Vielleicht ist die epische Dichtkunst in England glücklicher? Noch bewundert es seinen Leonidas, ein Werk, dessen Schönheit sich einem freyen Engländer in einer Vergrößerung zeigen muß, worin sie wenigstens kein zum Dienen geborner Franzose zu fühlen fähig ist. In diesem Jahre aber hat es unter dem Titel Scribleriade ein neues komisches Heldengedicht erhalten, welches voller ursprünglichen Witzes ist. Der Held heißt Scriblerus, ein Gelehrter, in dessen Person der Dichter die unnützen Unternehmungen der studierten Don Quixotes unnachahmlich lächerlich macht. Er hat überall des Cervantes ernsthafte Art zu scherzen genau beybehalten, und sie niemals mit dem Drolligen abgewechselt, welche Vermischung zwar vielen gefällt, in der That aber ein Fehler ist. Wir wollen anfangen, dem Leser von dem ersten Buche, mit eingestreuten kleinen Stellen, den Inhalt bekannt

zu machen. Der Dichter fängt, wie gewöhnlich, mit Beschreibung seines Unternehmens an. Er entdeckt, daß Saturn, oder die Zeit, der Feind seines Helden sey. Er berührt kürzlich die Ursachen dieser Feindschaft, und zeigt uns den Scriblerus auf einmal in der afrikanischen Wüste. Diese durchzieht er mit seinen Gefährten, die versteinerte Stadt aufzusuchen. (Diese versteinerte Stadt ist in ganz Afrika bekannt, und nicht wenige ansehnliche Personen in Europa haben das Märchen geglaubt. Shaw erzählt uns in seiner Reisebeschreibung, daß Ludwig XIV so überzeugt davon gewesen sey, daß er seinem Gesandten Befehl gegeben habe, ihm den Körper eines versteinerten Mannes aus dieser Stadt zu verschaffen, es möge kosten was es wolle. Zwey Janitscharen hätten dem Gesandten auch wirklich einen steinernen Knaben um fünf hundert Livres verkauft, und vorgegeben, daß sie einen größern Körper unmöglich so weit wegbringen könnten, ohne von den Arabern entdeckt zu werden, welche es durchaus nicht zugeben wollten, daß ein Muselmann, todt oder lebendig, an Christen verkauft würde. D. Shaw aber habe ihm bewiesen, daß der versteinerte Knabe nichts als die Bildsäule eines Cupido sey, wie er ihm

denn den Ort bemerken lassen, wo sie den Köcher von den Schultern abgebrochen hatten.) Saturn glaubt nunmehr Gelegenheit zu haben, seine Rache auszuführen, und den Helden ums Leben, ja, was ihm noch werther als das Leben war, um seine Ehre zu bringen. Er bittet den Aeolus, ihn durch einen Wirbelwind unter den Wogen des Sandes zu vergraben, daß er mit sammt seinen Gefährten in Vergessenheit gestürzt würde. Nun redet der Held. Eine so unedle Todesart wird von ihm verworfen. Voller Gegenwart des Geistes beschließt er, alle seine gesammelten Raritäten auf einen Haufen zu thürmen, sie anzuzünden, und sich selbst in die Flammen zu stürzen. „Wie selig, sagt er, ist der Mann, dessen Name „von einem ruhmvollen Tode seinen prächtigsten „Glanz erhält! O, hätte das liebreichere Schicksal „beschlossen, daß ich, wie der große Empedokles, „in dem Feuer des Aetna verderben könnte! Oder „daß ich das Geschick des unsterblichen Plinius „theilte, und die Asche des berüchtigten Vesuvs „mein Grab geworden wäre! Hätte es beschlossen, „mein Ende wie das Ende jener ruhmvollen Stadt „zu machen, und mich, mir selbst ein trauriges „Monument, versteinert da stehen zu lassen! Weit „über die Welt würde alsdann mein wachsender „Ruhm erschallen, und von allen Musen in allen „Gegenden besungen werden. Ach! Ein schimpf-

„liches Schicksal soll mein hoffnungsloses Haupt „unbeweint, unbemerkt und auf ewig todt vergraben! „Doch — ich sollte diesen unedlen Tod nicht ver„schmähen? — Nein, unter dem elenden Sande „will ich meinen Geist nicht aushauchen. — Da „ich alle meine Augenblicke würdig zugebracht habe; „so sey etwas gethan, wodurch auch der letzte ver„herrlichet wird! Ja, der wackre Phönix soll „mein Beyspiel seyn. (— ach, daß ich den Phö„nix, ich Unglücklicher, nicht noch habe sehen sol„len! —) — Ja sein prächtiger Scheiterhaufen „erweckt in mir den erhabensten Einfall! — Ich „will meine gesammelten Schätze anzünden, und „mich selbst der theuren Flamme übergeben." — Der Gott nimmt die Aufopfrung dieser raren Sammlung als das Zeichen der tiefsten Unterthänigkeit auf, und beschließt also sein Leben noch zu fristen. Weil er aber doch seine gegenwärtige Hoffnung zu Schanden machen will, so führet er den Sturmwind über die versteinerte Stadt, und vergräbt sie unter dem Sande. Scribler, welcher unmöglich den Verlust seiner Schätze überleben kann, wird von der Vollziehung seines Vorhabens durch ein Wunder, durch die Dazwischenkunft des Gottes Momus, abgehalten. Nach einem fruchtlosen Forschen von sechs Tagen dringen seine Gefährten auf die Rückreise. Scribler hält eine Rede an sie, und besteht darauf

die versteinerte Stadt aufzusuchen; endlich aber redet es ihm Albertus, einer von seinen Gefährten, durch die Erzählung eines erdichteten Traums aus. Scribler hält eine Lobrede auf die prophetischen Träume, und beklagt den Mangel der andern Orakel. „Aber, „spricht er, wo ich meine der Ewigkeit geweihte „Reise nun weiter hinwenden soll, das wollen mir „keine Ahndungen entdecken, keine freundliche „Schatten mich lehren. Ach, daß in unsern unerleuchteten Tagen kein gelehrter Priester die Opfer „mehr erklärt, und mit prophetischem Auge die „Eingeweide durchspähet, oder die herumirrenden „Warnungen des Himmels lesen kann! Keine geheiligten Orakel kommen mehr zu Hülfe; die Pythia „und das Cumäische Mädchen sind sprachlos. O, hätten wir in jenen glücklichen Zeiten gelebt, als der „Trojanische Held und der Griechische Weise herumschweiften! Da hätten wir vielleicht einen „freundschaftlichen Helenus oder Anius gefunden, „welcher geschickt gewesen wäre, uns jede Ahndung „zu entziffern. Vielleicht wären wir zu den dunkeln Wohnungen der Hölle gegangen, und der „berüchtigte Tiresias hätte uns unser Schicksal „gezeigt! Hierauf spricht Albertus: Ach, nur „allzugerecht ist dein Kummer! O, möchte mein „weißagendes Herz die gewünschte Linderung verschaffen! Die klugen Mahometaner haben den „Narren und Unsinnigen allezeit besondere Ehre

„erzeigt, und dieses sehr weislich. Denn oft, „wenn sich die Flügel der Vernunft hoch über „irdische Dinge erheben, so streifen die Gedanken „unter den Wohnungen der Sterne, und werden „durch den Umgang mit den Unsterblichen beglückt. „Von da aus theilt alsdann der göttliche Mann „den minder erhabnen Sterblichen unterrichtende „Wahrheiten aus. In Cairo wohnt ein phreneti„scher Weiser, welcher von aller dieser theomanti„schen Wuth begeistert ist. Ich habe bemerkt, so „oft der Morosoph zum Vorschein kam, ward er von „einer unzähligen Menge umringt, und von allen „verehret. Jung und Alt, Jungfern und Weiber „küßten die Fußstapfen des seligen Gymnosophisten. „Die brünstige Braut berührte jeden günstigen Theil, „geschickt, die Kraft der Fortpflanzung zu ertheilen. Endlich thut die Stimme den heiligen Ausspruch, und die horchende Menge bleibt staunend stehen. — „Laß uns also, dieses ist meine Meynung, wieder „nach Cairo zurückkehren, und laß den Weisen sich „bey dem Narren Raths erholen.“ Hie mit endet sich das erste Buch. Die besten Erläuterungen des ganzen Gedichts kann man aus den Denkwürdigkeiten des Scriblerus, welche sich in Popens Werken befinden, ziehen, wovon es eigentlich eine Art Nachahmung ist.

4.
Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, von C. G. Gellert.

Was abgeschmackte Junkers und aberwitzige Neukirchs so unglücklich, und nur zur Aufhaltung des guten Geschmacks unternommen haben, wird in diesem Werke auf die vortrefflichste Art geleistet. Der Herr Verfasser hat sich das Recht längst erworben, daß die Welt auf alles, was aus seiner Feder fließt, aufmerksam seyn muß; und wer ist geschickter als er, die Natur überall in ihre alten Vorrechte unter uns wieder einzusetzen? Den besten Briefsteller zu machen, wird nichts erfordert, als zu beweisen, daß man keinen Briefsteller braucht; und die ganze Kunst schöne Briefe zu schreiben ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt. Allein wie viel seltne Eigenschaften setzt diese Vermeidung der Kunst voraus? Gesunde Ordnung im Denken, lebhafter Witz, Kenntniß der Welt, ein empfindliches Herz, Leichtigkeit des Ausdrucks sind Dinge die den Deutschen weniger fehlen würden, wenn man sie in Schulen lernen könnte. Die meisten Lehrer haben sie selbst nicht; was Wunder also, daß sie ihre Schüler anführen, sich mit methodischen Leitfäden, topischen Einfällen, studierten Empfin-

dungen, staubigen Realien und künstlichen Perioden zu behelfen? Wie unbeschreiblich würde der Nutzen seyn, wenn die praktische Abhandlung des Herrn Gellert alle wohl informirten Briefsteller und alle die gelehrten Männer auf us de conscribendis epistolis aus den Classen vertreiben könnte? Man würde die Briefe des Cicero und Plinius besser nutzen lernen, und einige lateinische Brocken würden das wenigste seyn, was man ihnen zu danken hätte. Ist es zu hoffen? — Die Briefe des Herrn Gellert selbst sind Meisterstücke, die man eben so wenig als seine Fabeln zu lesen aufhören wird. Die schöne Natur herrscht überall; alle Zeilen sind mit dem süßesten Gefühle, mit den rühmlichsten Gesinnungen belebt; und die Ueberzeugung, daß sie der Verfasser an wirkliche Personen geschrieben hat, macht den Antheil, welchen die Leser daran nehmen, ungleich größer. Von was für einem Herzen sind sie, die Beweise! Wie liebenswerth hat sich der Verfasser selbst, ihm unbewußt, darin geschildert! Welche Freundschaft, welche Aufrichtigkeit, welche Liebe! Mit was für einer philosophischen Gleichgültigkeit sind zwey Briefe abgefaßt, wobey wenigstens seine Leser nicht gleichgültig bleiben werden. Verdienet ein Mann, welcher das Vergnügen Deutschlands ist, kein Amt zur Belohnung, wenn anders ein Amt eine Belohnung seyn kann? — Herr Gellert scheint den vornehmsten Inhalt seiner

Abhandlung in eine Erzählung, die er auf der 83sten Seite einschaltet, gebracht zu haben. Können wir den Platz schöner anwenden, als wenn wir sie einrücken?

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sachen kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Worin er einen Freund beklagte,
Der seine Frau durch frühen Tod verlor,
Und ihm mit vielem Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.
Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu schwer und zu studiert zu seyn.
Was haben Sie denn sagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt,
„Daß er ein Weib verlor, die er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunsche nach, stets hätte haben sollen;
„Daß ich von Lieb' und Mitleid voll,
„Nicht weiß, wie ich ihn trösten soll.
„Dies ungefähr, dies hab ich sagen wollen.
Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum sind Sie sich denn durch Ihre Kunst zuwider?
O, schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder:
So wird ihr Brief natürlich seyn.

5.
Kleinigkeiten.

Diese Kleinigkeiten bestehen aus etlichen sechzig kleinen Liedern. Man darf nicht glauben, daß sie der Verfasser deswegen so benennet habe, damit er der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möge. Er wird der erste seyn, diejenigen davon mit zu verdammen, die sie verdammt; sie, der zum Verdruß er wohl einige mittelmäßige Stücke kann gemacht haben, der zum Trotze er aber nie diese mittelmäßigen Stücke für schön erkennen wird. Er wagt es so gar, wenn er ihr anders vorgreifen darf, sie, durch uns, selbst anzuzeigen, und die Kenner ersuchen zu lassen, in seiner Sammlung folgende gänzlich zu überschlagen: An den Anakreon; die Sparsamkeit; der Vetter und die Muhme; die Ente; der bescheidne Wunsch; das Schäferleben; der Schiffbruch und die Redlichkeit. Noch sind einige andere, welche sie mit schonenden Augen ansehen mögen. Diese, wie jene, würden gewiß weggeblieben seyn, wenn sie dem Verfasser nicht schon ganzer drey Jahre aus den Händen gewesen wären. Und kann man es ihm zur Last legen, wenn sein Geschmack vor drey Jahren weniger geläutert war, als er es jetzt

vielleicht ist. Unterdessen wollen wir ein Paar von denen hersetzen, die er selbst für gut erkennt — Er selbst? Warum nicht? Sollte er nicht eben so wohl wissen dürfen, was an seiner Arbeit gut ist, als was es nicht ist?

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne,
Wie soll mein Lied dich nennen?
Soll dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris
Die Welt der Enkel kennen?
Die Namen sind sehr schöne,
Sprach meine holde Schöne.
Wähl selbst. Du kannst mich Doris
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willst, mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben;
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär das Paradies noch heut.
Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär?
Wie da mein Freund? — Ey nun, ich glaube,
Das Paradies — wär auch nicht mehr.

Das Gebet.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß sie nicht betet, und nicht höret,
Und Andre nur im Beten störet.
Sie bat — mein Ohr ist selber Zeuge —
Denn ihre Schönheit geht allmälich auf die Neige;
Sie bat mit brünstigen Geberden:
Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu Schanden
werden.

6.

Mémoires pour servir à l'histoire des mœurs du XVIII. siècle, par Mr. Duclos, de l'Académie royale des belles-lettres.

Auch die Sitten haben ihre Moden. Ein Jüngling aus dem vorigen Jahrhunderte würde mit seiner jungfräulichen Schamhaftigkeit, mit seiner blöden Bescheidenheit, jetzt eine sehr lächerliche Figur machen. Es war eine Zeit, wo man ein Frauenzimmer, welchem man in unsern Tagen das Lob eines lebhaften Frauenzimmers, die ihre Welt kennet, beylegt, wenigstens ins Tollhaus

gebracht hätte. Es wird eine andre kommen, und es wäre Schade wenn sie nicht kommen sollte, da es der Wohlanständigkeit gemäß seyn wird, ein guter Christ zu heißen, so wie es jetzt die Artigkeit erfordert, sich für nichts schlechteres als einen Atheisten, so lange man gesund ist, halten zu lassen. Wenn man in gesitteten Ländern vom Anfange an alle diese Abwechselungen in besondern Büchern aufgezeichnet hätte, so würde man diese Bücher nicht besser, als die Schandchronik des menschlichen Geschlechts nennen können. Noch ist es Zeit unsern Nachkommen diese Erniedrigung zu verschaffen. Herr Duclos, welchen man schon aus seinen Betrachtungen über die Sitten dieses Jahrhunderts auf eine für ihn vortheilhafte Art kennt, scheint den Anfang gemacht zu haben. Er hat die verschiednen Bilder von den Sitten seiner Zeitgenossen in die Lebensbeschreibung eines artigen Mannes gebracht. Diese Lebensbeschreibung ist wahrscheinlich genug, um wahr seyn zu können; gleichwohl wird sie der Nachwelt, wenn anders, wider den Ausspruch des Horaz, eine vernünftigere auf uns folgen sollte, als der unsinnigste Roman vorkommen; so viel ausschweifende Thorheiten, so viel unbegreifliche, lächerliche Kleinigkeiten wird sie darin aufgezeichnet finden.

II.

Zwey Erzählungen *).

I.

Die Theilung.

An seiner Braut, Fräulein Christinchens, Seite
Saß Junker Bogislav Dietrich Karl Ferdinand
Von — sein Geschlecht bleibt ungenannt —
Und that, wie alle seine Landesleute,
Die Pommern, ganz abscheulich witzig und galant.

Was schwatzte nicht für zuckersüße Schmeicheleien
Der Junker seinem Fräulein vor!
Was raunte nicht für kühne Schelmereien
Er ihr vertraut in's Ohr!
Mund, Aug' und Nas' und Brust und Hände,
Ein jedes Glied macht ihn entzückt,
Bis er, entzückt auch über Hüft' und Lende,
Den plumpen Arm um Hüft' und Lende drückt.
Das Fräulein war geschnürt (vielleicht zum ersten Male.)
„Ha!" schrie der Junker; „wie geschlank!
Ha, welch ein Leib! verdammt, daß ich nicht male!
Als käm' er von der Drechselbank!

*) Sie wurden nach Lessings Tode im Deutschen Museum vom J. 1782. (Monat Junius, S. 544 und 552) bekannt gemacht.

So dünn! — Was braucht es viel zu sprechen?
Ich wette gleich — was wetten wir? wie viel?
Ich will ihn von einander brechen!
Mit den zwei Fingern will ich ihn zerbrechen,
Wie einen Pfeifenstiel!"

„Wie?" rief das Fräulein; wie? zerbrechen?
Zerbrechen" (rief sie nochmal) „mich?
Sie könnten sich an meinem Latze stechen.
Ich bitte, Sie verschonen sich."

„Bei'm Element! so will ich's wagen,"
Schrie Junker Bogislav: „wohlan!"
Und hatte schon die Hände kreuzweis angeschlagen,
Und packte schon heroisch an;
Als schnell ein: „Bruder! Bruder, halt!"
Vom Ofen her aus einem Winkel schallt.

In diesem Winkel saß, vergessen, nicht verloren,
Des Bräut'gams jüngster Bruder, Fritz.
Fritz saß mit offnem Aug' und Ohren,
Ein Kind voll Mutterwitz.

„Halt!" schrie er, „Bruder! Auf ein Wort!"
Und zog den Bruder mit sich fort:
„Zerbrichst du sie, die schöne Docke,
So nimm die Oberhälfte Dir!
Die Hälfte mit dem Unterrocke,
Die, lieber Bruder, schenke mir!"

2.

Der über uns.

Hans Steffen stieg bey Dämmerung (und kaum
Konnt' er vor Näschigkeit die Dämmerung erwarten)
In seines Edelmannes Garten
Und plünderte den besten Apfelbaum.

Johann und Hanne konnten kaum
Vor Liebesgluth die Dämmerung erwarten,
Und schlichen sich in eben diesem Garten,
Von ungefähr an eben diesen Aepfelbaum.

Hans Steffen, der im Winkel oben saß
Und fleißig brach und aß,
Ward mäuschenstill, vor Wartung böser Dinge,
Daß seine Näscherei ihm diesmal schlecht gelinge.
Doch bald vernahm er unten Dinge,
Worüber er der Furcht vergaß
Und immer sachte weiter aß.

Johann warf Hannen in das Gras.
„O pfui:" rief Hanne; „welcher Spaß!
Nicht doch, Johann! — Ei was?
O, schäme dich! — Ein andermal — o laß —
O, schäme dich! — Hier ist es naß." — —
„Naß, oder nicht; was schadet das?
Es ist ja reines Gras." —

Wie dies Gespräche weiter lief,
Das weiß ich nicht. Wer braucht's zu wissen?
Sie stunden wieder auf, und Hanne seufzte tief:

„So, schöner Herr! heißt das bloß küssen?
Das Männerherz! Kein einz'ger hat Gewissen!
Sie könnten es uns so versüßen!
Wie grausam aber müssen
Wir armen Mädchen öfters dafür büßen!
Wenn nun auch mir ein Unglück widerfährt —
Ein Kind — ich zittre — Wer ernährt
Mir dann das Kind? Kannst du es mir ernähren?"
„Ich?" sprach Johann; „die Zeit mag's lehren.
Doch wird's auch nicht von mir ernährt,
Der über uns wird's schon ernähren.
Dem über uns vertrau!"

Dem über uns! Dies hörte Steffen.
Was, dacht' er, will das Pack mich äffen?
Der über ihnen? Ei, wie schlau!
„Nein!" schrie er; laßt Euch andre Hoffnung laben!
Der über Euch ist nicht so toll!
Wenn ich ein Bankbein nähren soll:
So will ich es auch selbst gedrechselt haben!"

Wer hier erschrak und aus dem Garten rann,
Das waren Hanne und Johann.
Doch gaben bey dem Edelmann
Sie auch den Apfeldieb wohl an?
Ich glaube nicht, daß sie's gethan.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften

Bd.: 23

(1794)

Coburg, Landesbibliothek -- D I 7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11939528-4